39^e

Brückman

Altes und Neues

aus dem

Münsterland

und seinen Grenzbezirken.

Ein Beitrag zur Kunde Westfalens

von

O. H. Brückmann.

Paderborn.

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1863.

Altes und Neues

aus dem

Münsterland und seinen Grenzbezirken.

Altes und Neues

aus dem

Münsterland

und seinen Grenzbezirken.

Ein Beitrag zur Kunde Westfalens

von

O. H. Brückmann.

Paderborn.

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1863.

Vorwort.

Zur Abfassung der kleinen Schrift, die wir hiermit dem Publikum übergeben, bestimmte uns der Gedanke, zur Kenntniß der auf dem Titel bezeichneten Theile des Westfalenlandes über die Grenzen desselben hinaus ein Scherflein beizutragen. Weil deshalb unsere Arbeit vorzugsweise für einen außer-westfälischen Leserkreis berechnet ist, wurde Vieles darin aufgenommen, was dem Eingebornen ganz oder theilweise allerdings schon längst bekannt und auch in zahlreichen Druckwerken einheimischer Autoren niedergelegt ist. Doch findet sich selbst das Bekannte nur sehr zerstreut in solchen Schriften: in der einen Geschichtliches, in der anderen Statistisches und Culturhistorisches, in einer dritten Sagen, Legenden und Sprüchwörter, in einer vierten Poetisches und Prosaisches in plattdeutscher Mundart u. s. w. Es war deshalb unser Bemühen, aus einer Anzahl solcher Werke das Interessanteste und Wissenswertheste auszusuchen und in kurzer Darstellung zu sammeln. Was unser Werkchen Neues bietet, ist das Resultat zweijähriger eigener Beobachtungen und Erfahrungen. Der Eingeborene wird es nicht auffallend finden, daß ein Fremder über Land und Volk Westfalens zu schreiben sich erlaubt, wenn er in Erwägung zieht, daß ein solcher weit eher in der Lage ist, objectiv zu verfahren, und daß ihm

gar manche Einzelheit, die dem Einheimischen entgeht, beachtenswerth dünkt, denn für die Culturgeschichte eines Volkes ist Alles und Jegliches im Leben desselben — mag es noch so gering und unbedeutend erscheinen — wichtig und von Interesse.

Auf Vollständigkeit macht unser Schriftchen keinen Anspruch, denn es soll ja eben nur einen Beitrag zur Kunde Westfalens liefern; noch weniger aber prätendiren wir für dasselbe den Charakter unzweifelhafter Authenticität, weil selbst bei der größten Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit dennoch einzelne Irrungen und Unrichtigkeiten nicht zu vermeiden sind; letztere wolle man mit Nachsicht beurtheilen, in Anbetracht des guten Willens, den der Verfasser hinlänglich documentirt zu haben glaubt.

Den Männern, die uns bei der Abfassung unseres Schriftchens mit Rath und That freundlichst unterstützten, bringen wir unseren wärmsten Dank.

So möge denn das Publikum das Werkchen mit Wohlwollen aufnehmen und bei der Lectüre dieselbe Liebe obwalten lassen, mit der der Verfasser seine Arbeit unternahm und zu Ende führte!

Wiesbaden, Anfangs Juni 1863.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Im Wartesaal des Centralbahnhofes zu Köln. Von Köln nach Münster. Im Eisenbahn-Coupé. Reisegesellschaft. Düsseldorf, Duisburg und Oberhausen. Melancholischer Charakter der Landschaft. Phantasiebilder. Rheinisch-westfälischer Industrialismus. Riesige Schlote und rußige Häuser. An Essen vorüber nach Dortmund. Waggonwechsel in Hamm. Ankunft in Münster. Nächtliche Finsterniß. Nichtvorhandensein der Droschken und Dienstmänner.

Es war sieben Uhr Abends. Im eleganten Wartesaal des Central-Bahnhofes zu Köln wogte ein Gemenge von Reisenden, männlich und weiblich, aus fast allen Nationen Europa's in buntem Durcheinander auf und nieder, beinahe anzuschauen wie ein großer internationaler Reise-Congreß, dessen Mitglieder sich ihr Mandat selbst ausgestellt hatten. Auch herrschte unter sämmtlichen Versammelten eine sehr wohlthuende Uebereinstimmung in Betreff des Zieles und des Zweckes ihrer zufälligen Zusammenkunft, welche Harmonie, auch abgesehen von der Zulassung von Repräsentantinnen der schwächeren und schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes, diesen Reise-Congreß vor allen politischen und diplomatischen Rendezvous sehr vortheilhaft auszeichnete; Alle nämlich, die erschienen waren, hatten sich auf den binnen einer Viertelstunde abgehenden Berliner Courierzug der Köln-Mindener Bahn abonnirt. Doch sollte diese heut zu Tage so seltene Einmüthigkeit

des Willens, welche einer Majorität oder Minorität der Stimmen keinen Raum gestattete, leider nur bis Düsseldorf währen, und schon dort sich eine gewaltige Divergenz des Zieles zwar auf eine ungemein friedliche, aber dennoch sehr ostensible Weise kundgeben. Diese Divergenz nahm um so größere Dimensionen an, je weiter sich das allgemeine Sitzungslocal in stets fortfahrender Bewegung vom Rhein entfernte.

Endlich öffnete der Portier die beiden Flügelthüren, die auf die Einsteigehalle hinausführten. Die Schaffner pflanzten sich an den geöffneten Coupés auf und verwandelten sich in lebendige Ausrufungs-Maschinen; es schien fast, als wollten sie sich an kräftigen Lungen-Anstrengungen einander überbieten und als glaube ein Jeder, wer sich am lautesten hören lasse, dürfe auch die meisten Reisegefangenen in seine zwar zum Sitzen sehr bequemen, im Ganzen aber doch nächtlich-langweiligen, mysteriös-halbdunkeln Wagenräume einsperren. „Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Berlin!“ rief von der Tête des Zuges, unweit der Locomotive, eine untadelhafte Kölnische Tenorstimme, deren Eigenthümer Mitglied des dortigen Männergesangvereins zu werden verdiente, der aus dem Wartesaal sich ergießenden Menge entgegen. „Düsseldorf, Elberfeld, Duisburg, Oberhausen, Wesel, Emmerich!“ widersprach dem ersten Cicerone ein anderer im kräftigsten Bierbaß. „Dortmund, Hamm, Münster!“ completirte ein Flötengelispel, zu vergleichen dem Säuseln Zephyrs in Rosenbüschen, das Auskunft gebende Trio.

„Halt, der Feine ist mein Mann,“ sprach ich zu mir selbst, präsentirte meinen gestempelten Zettel und stieg in das Coupé.

„In Hamm müssen Sie aussteigen, mein Herr, und nach Münster die Westfälische Bahn benützen," belehrte mich der artige Schaffner. Ich dankte ihm zwar für seine menschenfreundliche Information, hätte aber derselben nicht bedurft, denn ich war gerade kein Fremdling mehr unter den Eingeborenen des windmühlenreichen Münsterlandes.

Die Locomotive pfiff, der Zug ging ab. Während er noch im langsamen Tempo zwischen den Gittern der käfigartigen neuen Rheinbrücke hindurchfuhr, musterte ich meine Nachbarn zur Rechten, zur Linken und mir gegenüber. Bei meinem Einsteigen waren nämlich die Ecksitze von Anderen, die flinker und behender als ich waren, bereits in Beschlag genommen, und ich mußte mich deshalb wohl oder übel mit einem Mittelplatz zufrieden geben. Die ganze Gesellschaft verhielt sich ziemlich stumm, was mich zu der Vermuthung brachte, daß dieselbe sammt und sonders das Land der rothen Erde ihre Heimath nennen möchte. Diese Vermuthung war aber irrig, wie sich bald darauf ergab. Da war zuerst ein ältlicher Herr; er lehnte sein Haupt in eine Ecke des Wagens und schien den Schlaf zu suchen. Zu meiner Rechten und Linken hatte ich zwei blasirte junge Herren zu Nachbarn; sie trugen Schnurrbärte nnd gelbe Glanzhandschuhe und rauchten gleichgültig ihre Cigarren. Plötzlich störte eine helle Stimme, die einem mir gegenüber sitzenden jungen Manne von sechszehn bis siebzehn Jahre angehörte, das feierliche Schweigen, das bereits bis zur Station Benrath angedauert hatte. Der junge Mann begann auf gut Frankfurtisch über eine kölnische Gasthofsrechnung zu räsonniren, mit deren Studium er im Halbdunkel des Wagens mühsam beschäftigt war.

„Beruhige Dich, Fritz," entgegnete sein neben ihm sitzender älterer Gefährte und Landsmann. „Steck' das Papier zu den übrigen und gieße die Schaale Deines Zornes lieber über diese phlegmatischen Holländer aus, die nun einmal partout keine Nachtzüge einrichten wollen und uns zwingen, für heute Nacht der Stadt Emmerich die Ehre unserer unfreiwilligen Anwesenheit zu schenken."

Ich nahm die Gelegenheit beim Schopf, als Vertheidiger der holländischen Halsstarrigkeit an der Unterhaltung Theil zu nehmen und meinte, das Unterbleiben der Nachtzüge in Holland und die dadurch auch den schwer gedrückten Bahnschienen gegönnte Nachtruhe sei wohl nur eine Maßregel der holländischen Vorsicht, denn bei Nacht — — —

„Ja, ja, die Vorsicht ist die Mutter des Porzellanschrankes," ergänzte der junge Frankfurter meinen nicht beendigten Satz, und so waren wir, während die übrigen Reisegenossen theils gähnten, theils schliefen, unvermerkt bis nach Düsseldorf gekommen. Nach einem Aufenhalt von fünf Minuten ging es weiter fort.

„Potz tausend!" rief der muntere Frankfurter Fritz, „habe ich doch bis jetzt noch nicht gewußt, daß man auch auf der Eisenbahn mit Retourchaisen fahren kann. Ja, wir sind in einem vollständig retrograden Vorwärtseilen begriffen und kommen glücklich wieder an, wo wir bereits gewesen sind. Hin und her, wie 'ne Lichtputzscheer" —

„Krumm und grad', wie ein Wagenrad," vollendete das andere Frankfurter Stadtkind den bekannten poetischen Weisheitsspruch. „Es ist in der That sehr artig von der Eisenbahn, daß sie sich zu den Düsseldorfern hinbemüht,

während sie sonstwo den Leuten gewöhnlich zumuthet, zu ihr herauszukommen."

Noch einige Minuten verflossen und wir waren in Duisburg. Hier verließ die seitherige Reisegesellschaft, mit Ausnahme der beiden Frankfurter, das Coupé, und da auch die Letzteren zu meinem Bedauern bald darauf in Oberhausen von mir Abschied nahmen, um die dort sich abzweigende niederländische Rheinbahn zur Fahrt nach Emmerich und Holland zu benützen, bekümmerte ich mich nicht weiter mehr um die Passagiere, die unterwegs aus- und einstiegen, lehnte mich vielmehr in eine Ecke des Wagens, dampfte eine Cigarre nach der andern und gab meinen Gedanken Audienz, denn wer wie ich so unglücklich ist, im Post- und Eisenbahnwagen sich nicht in Morpheus' Arme werfen zu können, der flüchtet in das stille Kämmerlein der Ideen und läßt dort eine nach der andern in Parade aufmarschiren. Dies that denn auch ich und nur zuweilen störte mich in diesem Zeitvertreib der schrille Ton der Locomotive, wenn dieselbe, mit ihrem schweren Troß an den verschiedenen kleinen Stationen vorübersausend, den Weichenstellern und Bahnwächtern das Zeichen ihrer Annäherung gab.

Es war eine herrliche, sternhelle Septembernacht. Der Mond strahlte im reinsten Glanze und sein blasses Licht verlieh der monotonen Landschaft einen ganz eigenthümlichen Reiz. Der Zug eilte nämlich gerade jetzt mitten durch das rheinisch-westfälische Kohlenrevier. Zu beiden Seiten der Bahn zogen sich sumpfige Moorhaiden hin, begrenzt von niedrigem verkrüppeltem Buschwerk. Aus den zahlreichen Lachen und Pfützen, in denen kohlenschwarzes Wasser starrte, stiegen allmälig dichte Nebelstreifen auf

und hüllten die bis dahin vom klarsten Mondlicht übergossene Gegend in eine ungewisse spukhafte Dämmerung, worin allerlei phantastische und gespenstige Gestalten ihr neckisches Spiel trieben. Elfen tanzten auf den Spitzen der Wasserbinsen und am Rande des Gehölzes saß der weißbärtige Erlkönig mit seinen Töchtern unter einem alten Weidenbaum. Von Zeit zu Zeit durchschnitten die Schienen einen von hohen Pappelbäumen eingefaßten Weg, der eine rechts abseits liegende Ortschaft mit einem Dorfe auf der linken Seite, dessen Dasein indessen nur eine über die Nebelschichten hinausragende Kirchthurmspitze ahnen ließ, zu verbinden schien. Fast in gleicher Höhe mit dem Kirchthurm zeigten sich zu beiden Seiten der Bahn zahlreiche hohe Schlote und Kamine, wie Denksäulen und Wegweiser anzuschauen, die dem Reisenden erklärten, was das laute Rauschen, Hämmern und Pochen in der verworrenen Masse langgestreckter Gebäude dort unten auf der Haide zu bedeuten habe. Hier nämlich pustet und stöhnt der einer siedenden Wassermasse entsteigende Titan in seinen schweren Eisenbanden Tag und Nacht, und arbeitet rastlos im Sklavendienste des rheinisch-westfälischen Industrialismus. Einer der mächtigsten seiner Gebieter aber ist der Gußstahlfabrikant Krupp zu Essen. Dort sind wir soeben vorübergefahren, denn erst in Dortmund wird der Zug einige Minuten lang wieder stille stehen. Wäre es Tag statt Nacht, und Du säßest mir zur Seite, lieber Leser, so würdest Du Dich zu der Frage versucht fühlen, ob die Häuser zu Essen und Dortmund an Samstag Abenden nicht auch von Außen vom Schmuz und Ruß der Woche gereinigt würden, damit sie sich Sonntags anständig präsentiren könnten? Ja aber, woher sollte

man die Masse von Seife und die zahllosen Besen in Westfalen nehmen, die zu solcher General-Reinigung erforderlich wären!

Die nächste Station, wo der Zug, wenn er Dortmund verlassen hat, anhält, ist Hamm an der Lippe. Hier verabschieden wir uns von der Köln-Mindener Bahn, gehen durch den Wartesaal nach der andern Seite des großartigen Bahnhofgebäudes und nehmen in einem Coupé der Westfälischen Bahn Platz. Binnen einer Stunde, kurz nach elf Uhr Abends, treffen wir alsdann in der Hauptstadt der Provinz Westfalen ein.

Auf Münster reime sich nur finster und Ginster, sagt Professor Dr. Karsch in seiner anti-homöopathischen Humoreske „Smueliana" von seiner lieben Vaterstadt. Der Fremde, der spät am Abende dort ankommt und den Weg vom Bahnhofe durch das Servatiithor nach einem der wenigen Gasthöfe (König von England, Westfälischer Hof, Rheinischer Hof, Hotel Neuhaus u. s. w.) ohne Begleiter und zu Fuß machen muß, wird dem genannten geistreichen Schriftsteller, wenigstens was die Reimerei „finster" auf „Münster" anlangt, Recht geben müssen. Das Institut des Droschken-Fuhrwesens kennt man in Münster noch nicht und auch die stets zu jeglicher Dienstleistung bereiten Blusenmänner mit den Messingschildern an den Mützen sind dort noch unbekannte Größen. Droschkenkutscher und Dienstmänner hätten auch, wären sie vorhanden, bei der geringen Fremdenfrequenz, deren sich Münster erfreut, fast den ganzen Tag Zeit „Ecke zu stehen" und sich die liebe Sonne in den Magen scheinen zu lassen. Der Fremde, der mit dem letzten Abendzug von Hamm eintrifft und nicht zufällig einen Gasthofs-Wagen vorfindet,

sieht sich deshalb, um unter ein gastliches Dach zu gelangen, fast immer auf die Menschenfreundlichkeit eines mit den Straßen und Localitäten vertrauten Mitreisenden angewiesen. Allenfallsige größere Gepäckstücke wird er am Besten dem Bahnhof-Portier zur Aufbewahrung übergeben nnd am andern Morgen abholen lassen.

II.

Physiognomie der Stadt Münster im Vergleich mit andern Städten. Lage und Umgebung. Buschen nnd Wallhecken. Nachtigallen. Ländliche Behausungen. Alleen und Windmühlen. Die Vorstadt St. Mauritz. Der Erbdrostenhof. Die Lambertikirche. Eiserne Wiedertänfer-Käfige. Der Principalmarkt. Gothische Banart der Hänser. Bogengänge. Das Rathhaus. Der Domplatz und die Domkirche. Die Liebfrauenkirche. Das königliche Schloß und der Schloßgarten.

Der Eindruck, den eine Stadt bei einem erstmaligen Betreten auf den Fremden macht, ist in den meisten Fällen ein maßgebender und nachhaltiger. So erscheint uns Mainz als die Heimathstätte sorgloser Jovialität, Frankfurt als die Repräsentantin geschäftiger, gutmüthiger Behäbigkeit, Mannheim als der Sitz der privilegirten Langweile und Freiburg im Breisgau als schmuckes Landmädchen im heitern Sonntagsgewand. Münster hingegen imponirt dem Besucher durch den vornehmen, sinnigen Ernst, mit dem die Stadt ihm entgegen tritt, es erscheint ihm als eine würdige Matrone aus dem Mittelalter, auf deren Antlitz bittere Erfahrungen und schwere Sorgen tiefe Furchen zurückgelassen haben. Ueberall umfängt den Fremdling echtes altkatholisches Wesen und seitdem Köln

mit seinen die Kirchthürme beschämenden Fabrikschornsteinen Verzicht darauf geleistet hat, noch fernerhin das heilige genannt zu werden, möchten wir diese Heiligkeit für Münster in Anspruch nehmen. Die Stadt trägt so ganz den Stempel westfälischer Eigenart und an diesem alten Bischofsitze kann der Culturhistoriker die gründlichsten Studien über westfälisches Leben, Dichten und Treiben in allen seinen Licht- und Schattenseiten an der Quelle machen.

Münster ist nun zwar eine sehr alte, historisch merkwürdige und an sich selbst interessante, aber nach jetzigen Begriffen keineswegs eine schöne Stadt. Es prätendirt auch gar nicht, eine solche zu sein. Von seiner äußeren Erscheinung selbst abgesehen, verbieten ihm schon seine Lage und seine nächsten Umgebungen alle derartigen Ansprüche. In der großen Ebene, welche zwischen Lippe und Ems sich hinzieht, liegt es zu beiden Seiten des träge dahinschleichenden Flüßchens Aa. So weit das Auge reicht — Nichts als Ebene und wieder Ebene, und erst in einer Entfernung von acht Stunden tauchen an der hannover'schen Grenze einige Hügel am Horizonte auf. Sand, Mergel und Humus bilden die Bestandtheile des Bodens. Während das Land in der nächsten Umgebung der Stadt gut angebaut ist, erstrecken sich schon eine halbe Stunde vor den Thoren große Haiden weit hinaus; mit ihnen wechseln niedriges Strauchwerk, sogenannte Buschen, und Wallhecken ab. Letztere — mit Gesträuch bewachsene, kleine Erdwälle, welche zur Einfriedigung der Aecker und Weiden (Kämpe) dienen — sind eine Specialität des Münsterlandes und sollen sonst nur noch in der Vendee sich vorfinden. In diesen Buschen und Wallhecken bauen im Frühjahr viele tausende von Singvögeln ihre Nester und wir erinnern

uns nirgends so viele Nachtigallen gehört zu haben, als in der nächsten Umgebung Münsters, ein Vorzug und eine Annehmlichkeit dieser Stadt, um die manche andere, reicher an Schönheiten der Natur und der Kunst, sie beneiden dürfte. Zerstreut und einzeln inmitten der erwähnten Weiden (Kämpe), Haiden und Buschen liegen die niedrigen, mit Strohdächern versehenen Behausungen der Landleute nach allen Richtungen hin und erinnern an die altwestfälische Sitte zerstreuter Wohnungen, die schon Tacitus erwähnt, indem er schreibt: Colunt discreti ac diversi — suam quisque domum spatio circumdat — „Jeder will Raum um seinen Hof und keinen Nachbar.“ Und an einer andern Stelle: Totos dies juxta focum atque ignem agunt — „ganze Tage lang hocken sie am Feuer.“

Als Staffage der Landschaft dienen schnurgerade sich hinziehende Alleen hochstämmiger Linden und zahlreiche Windmühlen (meistens vor dem Aegidiithor gelegen). Doch verschwindet die genannte Gattung der Mehlbereitungs-Etablissements allmälig, seitdem das mächtige Agens des Dampfes, den Mangel an geeignetem fließenden Wasser ersetzend, auch in Münster mehr und mehr sich Geltung verschafft, denn man zählt dort schon drei oder vier stattliche Dampfmühlen.

Von diesem Ausfluge in die nächste Umgebung führen wir den freundlichen Leser durch die Vorstadt St. Mauritz, die ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihren eigenen, in Münster residirenden Amtmann hat, über die Telgter Straße in die Stadt zurück, lassen den unweit des Servatii-Thores gelegenen, prachtvollen Erbdrostenhof — den Stammsitz der alten Familie der von Droste zu Vische-

ring — zu unserer Linken und gelangen über den alten Steinweg zu der Lambertikirche. Dieselbe stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem vierzehnten Jahrhundert; der Thurm der Kirche scheint schon in früher Zeit baufällig gewesen zu sein, denn bereits im Jahre 1566 fand eine Untersuchung statt, ob der „Lamberz Torn oick noett hatte umb kurtz to fallen." Seit Jahrhunderten ist der Thurm mit Klammern an die Kirche befestigt und durch eine Masse von Eichenbalken im Innern gestützt. In der Besorgniß, das Gebäude könne in Folge der durch die Schwingungen der Glocken hervorgerufenen Lufterschütterung noch weiteren bedenklichen Schaden leiden, hat man schon vor geraumer Zeit das regelrechte Läuten eingestellt und begnügt sich damit, die Klöpfel der Glocken nur einfach an das Metall anschlagen zu lassen; der dadurch bewirkte Ton klingt allerdings nicht so angenehm, wie das volle harmonische Geläute. Die Baufälligkeit des Thurmes bestimmte die Wiedertäufer von der beabsichtigten Zerstörung des Daches und der Gewölbe abzustehen. Sie benutzten denselben vielmehr als Warte und unterhielten oben einen Wächter, der während der Belagerung Münsters durch das Heer des Bischofs, Grafen Franz von Waldeck, und seiner Verbündeten (1535) die Bewegungen des Feindes beobachten mußte. Als nach der Einnahme der Stadt in der Nacht des 24. Juni 1535 die drei Hauptanführer der Wiedertäufer: Johann Bockelssohn (Johann von Leyden, der Prophet und König), Knipperdollinck (aus Münster gebürtig, vom Propheten zuerst mit dem Bürgermeisteramt bekleidet und später von ihm zum Scharfrichter degradirt) und Bernard Krechtinck (früher Pastor in Gildehaus, einer der fanatischsten Führer der Wiedertäufer), am 20. Januar

1536 den schauderhaften Tod durch die Hand des Henkers erlitten hatten, wurden, dem Urtheile gemäß, ihre Leichen in drei eiserne Käfige gesteckt, wie eine Volkssage erzählt mit Honig bestrichen und mit den Haaren an die obere Fläche festgeknüpft. Die Käfige wurden hierauf in die Höhe gezogen und oben an der Südseite des Lambertithurmes, der des Königs etwas erhöht in der Mitte, aufgehängt. Das Fleisch ist von den Raubvögeln verzehrt worden und die Knochengerippe sind schon längst in Staub zerfallen, die Käfige aber hängen noch heute da und bilden das vornehmste Wahrzeichen Münsters.

Wendet der Beschauer sich links von der Lambertikirche, so hat er die schönste Straße Münsters, den Principalmarkt, in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich. Er bewundert die gothische Bauart der Häuser, die sich hier in der Mitte der Stadt am häufigsten findet, mit ihren hochemporstrebenden Giebeln und die Arkaden, auf denen die Fronten ruhen. Der Principalmarkt gibt ein so schönes Bild von einer Straße mittelalterlicher Bauart, wie man es nur in wenigen mittelalterlichen Städten findet. Diese Arkaden sind Bogengänge, die sich unter dem ersten Stockwerke der Häuser hinziehen, deren Erdgeschoß dadurch um die ganze Breite dieser Gänge von der Fronte zurücksteht. Sie beginnen am oberen Ende der „Rothenburg" genannten Straße und dehnen sich über den Principalmarkt den Roggenmarkt hinunter, bis zum „Horsteberg", einer abschüssigen Gasse, die vom Domplatz zum Fischmarkt führt; letzterer ist ein nicht sehr großer viereckiger Platz, der zum Fleischverkauf an den Markttagen und zum Fischverkauf an den Freitagen und sonstigen Fasttagen dient. Außerhalb der erwähnten Straßen haben sich diese Bogengänge

nur hier und da an wenigen Häusern erhalten. Die Arkaden scheinen aus den Lobien (Lauben) entstanden zu sein, welche schon im Jahr 1184 erwähnt werden. Eigenthümlich ist an diesen Bogenhäusern auch die Anordnung der Giebel und die Abtreppung, aus welcher die Wandpfeiler als Fialen emporsteigen; an den meisten dieser Häuser sind jedoch die Pfeiler älter als der Oberbau.

Unter diesen Gebäuden ragt das im deutschen Styl erbaute Rathhaus hervor. Prachtvoll und imposant ist vor Allem das Frontispiz, welches auf einigen Säulen kühn und majestätisch emporsteigt. Diese Rundsäulen schließen die Vorhalle oder den Bogengang ab und lassen zu beiden Seiten einen freien Durchgang. Ueber den schlanken Spitzbögen dieser Vorhalle schließt ein reichgeschmückter Fries das Hauptgeschoß von dem unteren Pfeiler ab; vier Fenster geben diesem Licht. Zwischen den Fenstern und auf den Ecken stehen unter zierlichen Baldachinen steinerne Statuen, in der Mitte der Heiland mit der Weltkugel, sodann die heilige Jungfrau auf der einen und der Erzengel Michael auf der anderen Seite; endlich zwei Bischöfe, nämlich der heilige Liborius rechts, der heilige Ludgerus links. Acht vortretende Mauerpfeiler bilden das Gerüste des oberen Baues und enden in blumengeschmückten, schlanken Fialen; auf diesen finden sich zwei kleine Statuen, auf den vier oberen Engel mit musikalischen Instrumenten und den Emblemen der Gerechtigkeit. Kleinere Fensteröffnungen beleben die Giebelflächen; das mittlere Feld zeigt die Statue eines Königs mit einem Becher; darunter findet sich unter einem zierlichen Baldachin die Krönung der heiligen Jungfrau.

Die größte Merkwürdigkeit des Rathhauses ist der

Friedenssaal, worin im Jahre 1648 der westfälische Friede katholischerseits geschlossen wurde. Derselbe ist ungefähr 60 Fuß lang und 25 Fuß breit, hat nur wenig Licht und ein düsteres Aussehen. Nur die östliche Wand hat Fenster mit vortrefflichen Glasmalereien, in welchen sich u. A. die Bildnisse der vier Wiedertäufer-Häupter Johann von Leyden, Knipperdollinck, Krechtinck und Rottmann zeigen. Die Sitzbänke nebst den Polstern, auf denen die Friedensgesandten saßen, der Tisch, auf welchem die Verhandlungen niedergeschrieben, sowie das Crucifix, vor welchem die Eide abgelegt wurden, sind noch vorhanden. An den Wänden hangen die Portraits sämmtlicher Gesandten, auch Philipp's IV., Königs von Spanien, des Kaisers Ferdinand III. und des damals noch unmündigen Ludwig XIV. Als weitere Merkwürdigkeiten sind im Rathhause noch zu sehen eine Anzahl alter Waffen, Rüstungen und Fahnen, das Thronbett Johann's von Leyden, der gestickte Pantoffel der Elisabeth Wandscherer (einer der Frauen des Propheten, die er mit eigener Hand auf dem Domplatz enthauptet hatte), die Zangen und übrigen Eisenwerkzeuge, die bei der erwähnten Hinrichtung der Wiedertäufer-Führer gedient hatten, in einem Kästchen verschlossen das Skelett einer Hand, die in alten Zeiten einem Notar wegen erwiesener Schriftfälschung abgehauen wurde, ein kunstvoll gearbeiteter silberner und vergoldeter Becher in Gestalt eines Hahnes, in dessen oberem Theil ein anderer kleiner Becher steckt, aus welchem der abgehende Bürgermeister dem neuen zutrank, dann aber diesen kleinen Becher schnell herausholte, die ganze Höhlung mit Wein füllte und den so gefüllten Becher dem neuen Bürgermeister präsentirte, der ihn dann nach altem Brauche leeren mußte, — und

endlich eine Nachbildung des alten eisernen Halsbandes, welches Gotthard von Haren dem Lambert von Oer an den Hals geworfen hatte*).

Um dem Mangel eines hinreichend großen Locales für öffentliche Aufführungen, Concerte, Bälle, Versammlungen u. s. w. abzuhelfen, wurde im verflossenen Jahre der obere Theil des Rathhauses, mit Ausnahme der Giebel-

*) Alte Chroniken erzählen die Geschichte des erwähnten Halsbandes wie folgt: Um das Jahr 1547 war Lambert von Oer zu Kakesbeck, gewesener Kommandant zu Münster, wegen mehrerer Schimpfworte mit Gotthard von Haren in Feindschaft gerathen. Als nun einstens der von Oer an einem Sonntag nach Lüdinghausen zur Kirche fahren wollte, lag der von Haren in einem Hinterhalt auf der Landstraße, fiel ihn an und warf ihm ein eisernes Band um den Hals, welches in Nürnberg auf das Künstlichste so gemacht war, daß man auswendig weder ein Schloß noch eine Fuge daran bemerken konnte. Der von Oer achtete Anfangs wenig darauf und als er nach Hause kam, sagte er scherzend zu seiner Frau: „Siehe, hier kommt der alte Neckel mit einem Halsbande!" Da er nun aber kein Schloß daran fand und es auf keine Art öffen konnte, kam ihm die Sache ernstlicher vor, und als er nun sogar bemerkte, daß das Halsband inwendig voll kleiner Stacheln war, welche sich bei der geringsten Bewegung in das Fleisch drückten, gerieth er in die größte Verlegenheit und wußte Tag und Nacht vor Angst und Schmerzen nicht, wohin er sich wenden sollte. Zuletzt ging er nach Münster, um sich bei einem Schmied Hülfe zu verschaffen, allein Keiner von allen wollte es wagen, das Halsband gewaltsam zu zersprengen, bis endlich der Schmiedemeister Thiel Schwoll auf der Hörsterstraße sich entschloß, das Werk zu unternehmen. Muthig legte der von Oer seinen Hals auf den Ambos, der Meister Schwoll nahm einen gewaltigen, schweren Hammer und schlug mit allen Kräften dreimal auf das Halsband mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Bei dem letzten Schlage sprang das Halsband auf und der von Oer war gerettet.

wand, abgelegt und mit einem Aufwande von beiläufig 40,000 Thalern aus städtischen Mitteln ein prachtvoller Saal gebaut, der durch einen Ueberbau mit den anstoßenden Localitäten des „Civilclubbs", eines vornehmen bürgerlichen Casino's, in Verbindung gesetzt ist.

Dem Rathhaus gegenüber gelangt man über den Michaelisplatz auf den Domhof, der als Schauplatz gräuelvoller Ereignisse während der Herrschaft der Wiedertäufer unstreitig zu den merkwürdigsten Plätzen in Deutschland gehört. Hier hatte der Prophet die schönste Domcurie sich als Palast ausersehen und in einer anderen Curie hinter dem jetzigen Postgebäude sich ein Serail angelegt, das mit siebzehn der schönsten, von ihm zur Würde von Königinnen erhobenen Mädchen der Stadt bevölkert war. Auf dem Domhof, dem der Prophet den Namen „Burg Zion" gegeben hatte, fand am 12. October 1534 ein großes Mahl statt, an welchem die ganze Bevölkerung, die etwa 2100 waffenfähige Männer, 400 Greise und Kinder und 500 Weiber zählte, an langen Tischen Theil nahm; dies Mahl nannte man das gemeinschaftliche Abendmahl. Bei dieser Gelegenheit wurden denn auch 27 sogenannte Apostel durch vier verschiedene Thore nach allen Himmelsgegenden ausgeschickt, um zur Buße und zur Hülfe für das bedrängte himmlische Reich zu Münster aufzufordern; diese Aussendung hatte indessen nur den Erfolg, daß sämmtliche Apostel aufgefangen und fast alle hingerichtet wurden. Auf dem Domhof enthauptete der König mit eigener Hand eine seiner Odalisken, die bereits erwähnte Elisabeth Wandscherer, welche, ihres schändlichen Lebens überdrüssig, alle empfangenen Kostbarkeiten zurückgegeben und ihn gebeten hatte, die Stadt verlassen zu dürfen. Bei dieser Hinrich-

tung war das ganze Volk versammelt und stimmte nach der Gräuelthat den Lobgesang „Ehre sei Gott in der Höhe" an. Auf dem Domhof endlich wurden auch die Leichen der bei der Einnahme der Stadt gefallenen Soldaten und Wiedertäufer in tiefe Gruben verscharrt.

Der Platz hat die Gestalt eines Rechteckes und ist von allen Seiten von zahlreichen Gebäuden umgeben. Hier befinden sich das Regierungsgebäude, die Post, das neue Ständehaus, das ebenfalls neue Diöcesanmuseum (jenes in germanischem, dieses in romanischem Style, mit großem Kostenaufwande aufgeführt), drei große geistliche Convicte (das Borromäum für Candidaten der Theologie, das Ludgerianum für Gymnasiasten, das Gregorianum zur Ausbildung von Kirchensängern), das bischöfliche Palais, eine Anzahl Domherrencurien, die königliche Bank und das königliche Provincialarchiv. Die schönste Zierde des Platzes aber sind die herrlichen, hohen Lindenbäume, mit denen er in seiner ganzen Ausdehnung reihenweise bepflanzt ist.

An der nördlichen Seite des Domhofes liegt die Domkirche. Sie hat eine Länge von 360 und eine Breite von 125 Fuß; an der Westseite erheben sich zwei unvollendete, nicht ausgebaute Thürme bis zu einer Höhe von 180 Fuß. Der Baustyl verräth im Innern wie im Aeußern den Geschmack verschiedener Zeitalter, welcher Umstand auf ein allmäliges Entstehen der Kirche schließen läßt; vollendet in ihrer jetzigen Ausdehnung und Gestalt wurde sie im Jahre 1261. Ohne auf eine nähere Beschreibung der Kirche selbst einzugehen, erwähnen wir nur als einer besondern Schönheit derselben den sogenannten Apostelgang, der das Chor vom Langhaus scheidet. Die Domkirche ist

reich an Gemälden, Statuen, Paramenten und Gefäßen der mannichfaltigsten Art. Sie besitzt eine Chorkappe, welche die unglückliche Königin Marie Antoinette für ihren Bruder, den Bischof Max Franz, gefertigt hatte; der Spieltisch des Johann von Leyden steht neben dem Hochaltar und wird beim Gottesdienst gegenwärtig als Credenztisch gebraucht. Außerdem enthält die Kirche als große Merkwürdigkeit eine Uhr, welche außer den Stunden noch den Lauf der Planeten, die Jahreszeiten und das Kalendarium sammt den beweglichen Festen anzeigt. Dieselbe wurde zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Kloster Huda gefertigt und in neuerer Zeit mehrfach restaurirt. Den schönsten Schmuck der Kirche bilden aber ohne Zweifel zwei von dem in Münster geborenen und schon seit vielen Jahren in Rom lebenden Bildhauer Achtermann*) geschaffene Kunstwerke von carrarischem Marmor: eine

---

*) Ueber diesen Künstler schreibt Leving Schücking in seinen im Jahre 1860 erschienenen „Bildern aus Westfalen": Wilhelm Achtermann ist ein Phänomen in Beziehung auf seine künstlerische Entwickelung: er war in seinem dreißigsten Jahre noch Ackerknecht und wurde dann Tischlerlehrling; in der Werkstatt seines Meisters fand er Gelegenheit, durch Schnitzarbeiten sein künstlerisches Talent zu entwickeln und die Aufmerksamkeit des Oberpräsidenten von Vincke auf sich zu ziehen, der ihm möglich machte, seine technische Ausbildung in Berlin zu suchen. Wie er sich dann weiter forthalf, von seiner Künstlersehnsucht getrieben, nach Italien pilgerte und hier mit dem Leben kämpfte, bis er sich nach und nach zu der Stellung aufschwang, die er unter den Bildhauern der Gegenwart einnimmt, das bildet eine höchst fesselnde und merkwürdige Episode zu dem großen tragischen Drama: „Künstlers Erdenwallen" und erfüllt zugleich mit hoher Achtung vor der echt westfälischen Beharrlichkeit und Ausdauer des merkwürdigen Mannes.

„Pieta", die schmerzhafte Mutter mit der Leiche des göttlichen Sohnes darstellend, und eine Kreuzesabnahme. Seit vorigem Jahre schmückt die Kirche zu St. Mauritz ein Werk desselben Meisters, die heilige Jungfrau mit dem Kinde darstellend. Als Pendant dazu hofft man für den gegenüberstehenden Altar eine Statue des heiligen Joseph von Achtermanns Meisterhand zu erhalten. Auch die Gemälde in der Domkirche sind zum größten Theile Schöpfungen eingeborner Künstler, der Maler Ludger tom Ring (gestorben 1547) und dessen Sohnes Hermann tom Ring (gestorben 1599). Beide waren Kinder der Stadt Münster.

Um vom Domplatze nach dem königlichen Schloß zu gelangen, das wir mit dem Rathhause und dem Dom zu den sehenswürdigsten Gebäuden Münsters rechnen, gehen wir in nordwestlicher Richtung zum Spiegelthurm, überschreiten eine über die Aa führende hölzerne Brücke und kommen sodann auf den Liebfrauen- oder Ueberwasser-Kirchhof. Ein für allemal sei hier bemerkt, daß man in Münster unter einem Kirchhofe nicht, wie sonst vielorts, einen Todten- oder Friedhof versteht, sondern man bezeichnet damit ganz sprachrichtig den zunächst an einer Kirche gelegenen freien Platz; der Ausdruck Ueberwasser-Kirche und Ueberwasser-Kirchhof (statt Liebfrauen-Kirche und Liebfrauen-Kirchhof) aber will bedeuten, daß man, um aus dem einen Theile der Stadt dorthin zu gelangen, über das Wasser, d. h. über das Aaflüßchen schreiten müsse. Im Vorübergehen verweilen wir einige Augenblicke vor der prachtvollen Marien- oder Liebfrauen-Kirche mit ihrem 200 Fuß hohen Thurme. In ihrer gegenwärtigen Gestalt zeigt diese Kirche den gothischen Baustyl Westfalens

in seiner edelsten Blüthe. Die Kirche ist fünfmal aufgebaut worden, nachdem sie drei- oder viermal durch Feuer zerstört worden war; zu dem gegenwärtigen Gebäude wurde im Jahre 1340 der Grundstein gelegt. Unwillkürlich haftet das Auge auf dem herrlichen Thurme der Kirche, der durch die edle Einfachheit seiner Durchführung, sowie durch maßvolle Klarheit und Harmonie der Verhältnisse den Kunstfreund entzückt. Der Thurm besteht aus fünf Stockwerken, entbehrt aber leider eines dem Ganzen entsprechenden Schlußes. Die steinerne Spitze, auf welche die obere Construction des Thurmes berechnet war, scheint niemals zu Stande gekommen zu sein und jedenfalls ist es zweifelhaft, ob die von den Wiedertäufern bei der durch Knipperdollinck gepredigten Erniedrigung alles Hohen herunter geworfene „Kappe", wie ältere Quellenwerke sagen, nicht als eine hölzerne, dürftige Ersatzspitze aufzufassen sei, wie sie später nach dem Sturz der Wiedertäufer bei allgemeiner Wiederherstellung der zerstörten Thurmspitzen und Kirchendächer auch auf diesen Thurm neu aufgestellt wurde. Diese neue hölzerne Spitze wurde am 8. Dezember 1703 während eines heftigen Orkans heruntergeworfen und durch ein kleines Uhrglockenthürmchen ersetzt, das vor etwas länger als zwanzig Jahren wiederum beseitigt wurde, so daß der Thurm gegenwärtig oben ganz flach ist.

Geht man über den Ueberwasser-Kirchhof, so kommt man in die Liebfrauenstraße. Diese führt auf den Neuen Platz und eröffnet die Aussicht auf das im Hintergrunde liegende Schloß mit dem Schloßgarten. Auf dem Neuen Platz liegt auch das Wohnhaus des Grafen von Galen, eines Bruders des gegenwärtigen preußischen Gesandten

in Madrid. Die gräfliche Familie von Galen ist eine der ältesten Adelsfamilien Westfalens; in der Geschichte Münsters spielt Bischof Christoph Bernard von Galen (gestorben 1678), von welchem später noch die Rede sein wird, eine hervorragende Rolle.

Das Schloß wurde unter der Regierung des Fürstbischofs Maximilian Friedrich (gestorben 1784) durch den bauverständigen General Schlaun im Jahre 1767 im neueren französischen Geschmacke angelegt. Besonders ansprechend durch Eleganz und Zierrathen tritt der mittlere Theil der Façade hervor. Auf dem Dache erhebt sich ein Thurm mit Uhr und Uhrglocken und mit einer über einer Kugel schwebenden Fortuna auf dem Gipfel. Der Fürstensaal enthält die Bildnisse sämmtlicher Fürstbischöfe Münsters von Bernard von Galen an bis auf Maximilian Franz. Das Schloß war Anfangs die Wohnung der beiden letzten Fürstbischöfe, hierauf der preußischen, dann der französischen Behörden; gegenwärtig dient es dem commandirenden General des VII. Armeecorps und dem Oberpräsidenten der Provinz Westfalen zur Wohnung.

Hinter dem Schlosse dehnt sich der Schloßgarten aus. Derselbe nimmt den größeren Theil der früheren Citadelle ein, bildet ein fast regelmäßiges Fünfeck und ist auf den Seitenlinien mit einer vierfachen Baumreihe bepflanzt, durch welche zwei Alleen für Fußgänger mit eingeschlossenem Fahrweg gebildet werden. Den inneren Raum des Fünfecks füllt fast ganz der botanische Garten, mit Treibhaus und Gewächshäusern, so wie mit seltenen Bäumen und Pflanzen ausgestattet. Die Außenseite des Fünfecks zwischen den Alleen und dem einschließenden Gra-

den nehmen buschige Gänge ein, die in mannichfachen Windungen auf- und absteigen*).

III.

Die städtischen Promenaden. Ein Spaziergang um die Thore. Die Altstadt. Angebliche Münster'sche Malpropretät. Mangel an gutem Pflaster-Material. Koth- und Wasserpfützen. Bodenlosigkeit der Chausseen und Vicinalwege. Ueberschwemmung der Straßen nach einem starken Regenguß. Graswuchs zwischen dem Pflaster. Adelshöfe. Stiegen.

Eine der schönsten Zierden der unmittelbaren Umgebung Münsters sind ohne Zweifel die herrlichen Promenaden. Auf dieselben sind die Münsteraner nicht wenig stolz und Mancher von ihnen, der nicht weiter als einige Meilen über das Weichbild der Stadt hinausgekommen ist, meint, etwas Schöneres dieser Art könne wohl weit und breit in deutschen Landen nicht gefunden werden. Es war in der That das nicht am Wenigsten zu schätzende Werk des um das Münsterland hochverdienten Ministers Franz von Fürstenberg-Herdringen, der während der Regierungszeit des am 17. September 1762 zum

*) Ausführlicheres über die architektonischen und sonstigen Merkwürdigkeiten der Hauptstadt der Provinz Westfalen findet der Leser in der Schrift (des Herrn Bibliothekars Guilleaume): „Münster und seine nächsten Umgebungen ꝛc" (Münster, Druck und Verlag von Friedrich Regensberg, 1855). Dieser sind wir in dem topographisch-statistischen Theile unserer Schrift vielfach, hin und wieder wörtlich, gefolgt. In Sachen der Kunst gewährt außerdem auch noch das Werk von W. Lübke: „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen ꝛc." (Leipzig, Weigel, 1853) eine reiche Ausbeute.

Fürstbischof von Münster gewählten Kurfürsten von Köln, Maximilian Friedrich, Grafen von Königseck-Rothenfels, die öffentlichen Angelegenheiten des Landes verwaltete, daß er die Stadtwälle abtragen, mit ihrem Schutte den inneren Stadtgraben ausfüllen, die Schanzen und alten Festungsthore entfernen, die alten Stadtmauern niederreißen, die Citadelle — ein Werk von bedeutendem Umfange — auf ein Dritttheil ihre Höhe reduciren und auf der oberen Fläche des abgetragenen Walles die erwähnten Promenaden herstellen ließ. Eine vierfache Reihe hoher Linden und Kastanien, welche selten durch dazwischen liegende Straßen oder freie Plätze unterbrochen und nur an wenigen Stellen auf drei Baumreihen reducirt wird, bildet zwei Wege für Fußgänger und einen dazwischenliegenden Fahrweg von mehr als hinlänglicher Breite. Zu beklagen ist nur, daß die breiten Teiche in den ehemaligen Festungsgräben allmälig verschlammen und in der heißen Sommerszeit einen die Geruchsnerven des Spaziergängers sehr unangenehm afficirenden Dunst aushauchen; erst im vorigen Jahre hat man mit einer ernstlichen Reinigung dieser Teiche begonnen.

Der Leser ist zu einem Spaziergange unter dem kühlen Schattendach dieser Linden- und Kastanienpflanzungen um die Stadt und ihre acht Thore freundlichst eingeladen; in einem Stündchen ist Alles abgemacht. Wir richten unsere Schritte vom Schlosse aus zunächst nach dem Neuthor. Von dort führt eine Straße über die Dörfer Nienberge und Altenberge und das Städtchen Burgsteinfurt nach der holländischen Grenze, eine andere nach Ostfriesland und eine dritte über Coesfeld nach dem Rhein. Nördlich weiter schreitend kommen wir an das Neu-

brückenthor. Unweit desselben zeigt sich uns links vom Wege das kolossale neue Zuchthaus, ein Zellgefängniß in vier Flügelgebäuden. Alsdann erreichen wir das Hörsterthor im Nordosten und hierauf das Mauritzthor im Osten der Stadt. Vor dem Mauritzthor führt eine breite, zu beiden Seiten mit schönen Gärten geschmückte Landstraße zu der Vorstadt St. Mauritz und nach dem als Wallfahrtsort von den Münsteranern das ganze Jahr hindurch stark besuchten Städtchen Telgte, von wo sie getheilt in nördlicher Richtung nach Osnabrück und Bremen, in östlicher über Warendorf nach Bielefeld, Minden, Paderborn und Kassel geht. Zunächst erreichen wir nun das Servatiithor, von wo ein Weg nach dem Dörfchen Angelmodde, der Ruhestätte der edlen Fürstin Amalie von Galitzin, führt. Vor diesem Thore liegt der Bahnhof der westfälischen Eisenbahn. Bald haben wir das im Süden der Stadt liegende Ludgerithor erreicht; dort erhebt sich ein von den Münsteranern uneigentlich also genannter „Hügel", das heißt eine Erhöhung von 40—50 Fuß, der Ueberrest einer früher hier befindlichen Bastion, mit Bäumen und Anlagen geziert. Etwas weiter kommen wir zum Aegidiithor im Südwesten; von hier zieht sich die Landstraße nach Düsseldorf und Wesel. Zwischen diesem und dem letzten, dem Abschnittsthor, kommen wir an der erst vor zwei Jahren vollendeten, auf Actien gegründeten großartigen Wasch- und Badeanstalt vorbei, die einem in der That längst gefühlten Bedürfniß der Bevölkerung der Stadt Münster abgeholfen hat. Auf der anderen Seite der Promenade, der Badeanstalt schräg gegenüber, präsentirt sich die sogenannte „Insel", früher eine vom Fürstbischof von Galen errichtete Schanze, jetzt

eine hübsche Anlage mit einem vielbesuchten Kaffeehaus. Auf der Insel ist auch das Local des Sommertheaters, worin eine meistens aus recht tüchtigen Kräften bestehende Schauspieler-Gesellschaft von Pfingsten bis zum Spätsommer Vorstellungen gibt und bei dem geringen Eintrittspreise von nur fünf Silbergroschen stets, zumal an Sonntagen, ein zahlreiches Publikum versammelt. Zwischen dem Aegidiithor und dem Abschnittsthor dehnt sich eine wohl eine halbe Meile lange und zwanzig Minuten breite Wiesenfläche aus, die vom Herbst bis zum Frühjahr von dem über die Ufer getretenen Aaflüßchen unter Wasser gesetzt ist. Kaum ist diese Wasserfläche im Winter mit einer dünnen Eisdecke überzogen, so dient sie Nachmittags, in der Woche wie an Sonntagen, einem guten Theil der Bevölkerung Münsters — Alt und Jung, Vornehm und Gering, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen — als Stelldichein, die hier einem Münster'schen Lieblingsvergnügen, dem Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren, obliegen. Auf diese Wiesenfläche ist auch der Schauplatz des von Meyerbeer in seine Oper „Der Prophet" eingeflochtenen Schlittschuh-Ballets zu verlegen. Ein Reisender, der Münster zur Zeit der erwähnten Wiesen-Ueberschwemmung besuchte, schrieb in sein Tagebuch: „Münster, an einem Landsee gelegen." Ach, was gäben die guten Münsteraner darum, wenn ihre Stadt an einem Landsee gelegen wäre! — Der Weg vom Abschnittsthor zum Neuen Thor führt uns wieder auf den Neuen Platz, von wo aus wir unsern Rundgang unternommen hatten.

Haben wir in Vorstehendem die Hauptstadt Westfalens von ihrer freundlichen und anziehenden Seite kennen lernen, so erfordert es die Unparteilichkeit, daß wir auch dem

weniger verlockenden und imponirenden Theile derselben, der Münster'schen Altstadt, einen Besuch abstatten. Zu dem Ende überschreiten wir den Neuen Platz in seiner ganzen Länge und biegen oben rechts in die Jüddefelder-Straße ein, die mit ihren verschiedenen Ausläufern und Abzweigungen uns ein Bild Münsters in seiner alten, von der Cultur noch nicht beleckten Gestalt bieten soll. Durch diese Straße hielt Berghaus, der sich später durch die Herausgabe geschätzter Karten-Werke einen Namen erwarb, als Knabe seinen Einzug in Münster. Sein Vater war nämlich nach dem Heimfall des Hochstiftes Münster an Preußen von dem halb-holländischen Cleve als Beamter in die Hauptstadt der Provinz Westfalen versetzt worden. Von dem düstern unfreundlichen Aussehen der Jüddefelder Straße, — der ersten Straße, welche die Berghaus'sche Familie bei ihrem Einzuge in die neue Heimath passiren mußte — nahm Berghaus noch nach Verlauf von sechzig Jahren Veranlassung, in seinem im vorigen Jahre bei Costenoble in Leipzig erschienenen zehnbändigen Werke „Wallfahrt durch's Leben"*) den Münsteranern den

*) Nur in den drei ersten Bänden bietet das genannte Werk einige interessante Beiträge zur Geschichte Münsters während der ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts, und auch da darf man nur mit großer Vorsicht und Auswahl zu Werke gehen, denn der Verfasser hat, um seinen Stoff so pikant als möglich zu machen, Geschichte und Dichtung, Wahres und Falsches bunt durcheinander gemischt. Die übrigen sieben Bände sind noch nicht einmal das Papier werth, worauf sie gedruckt sind. Ihr lasciver, überaus obscöner Inhalt ist für den Geschmack des ordinärsten, lüsternsten Leihbibliotheken-Publikums berechnet und es ist uns unmöglich, zu begreifen, wie der Verfasser seinen in der Literatur seither mit Recht geachteten

ebenso lächerlichen, als unbegründeten Vorwurf der „Malpropretät" zu machen. Es mag sein, daß man, um von der Stadt Münster von vornherein schon den möglichst vortheilhaften Begriff zu bekommen, die Stadt nicht gerade von dieser Seite betreten darf, denn unansehnliche, einstöckige Häuser, niedrige, enge Fenster mit kleinen, halbblinden Scheiben, an denen hin und wieder ein Fetzen Papier das Glas vertritt, schlechtes Pflaster, zäher Kothschlamm im Frühjahr und Herbst, dicke Staubmassen im Hochsommer — alles dies läßt uns das segensvolle Walten eines Verschönerungvereins allerdings recht sehr vermissen. Allein man muß billig sein und bei seinem Urtheile in Rechnung ziehen, wie weit mühseliger und kostspieliger als in vielen andern Städten es in Münster ist, Straßen und Häuser stets so rein und sauber wie den Boden einer glatt gefegten Tenne zu erhalten; das Paradiren mit holländischer Reinlichkeit und Zierlichkeit ist nun einmal in Münster schlechterdings unmöglich. Der schmerzlich empfundene Mangel eines zweckmäßigeren Materials für die Straßenpflasterung, wie nicht minder das Abhandensein eines fließenden Gewässers von einiger Bedeutung, das feuchte Klima und die schweren Regenmengen, deren man sich in Münster den größten Theil des Jahres hindurch erfreut, die Beschaffenheit des Bodens, auf dem die Stadt

Namen durch die Herausgabe eines Werkes, worin er, im Mantel eines entrüsteten Sittenpredigers, Clauren und van der Velde an Virtuosität in der Schilderung der schmutzigsten Scenen bei Weitem übertrifft, noch in seinen alten Tagen so unbedachtsam Preis geben konnte. Das Werk hat von competenter Seite im „Westfälischen Merkur" im verflossenen Sommer eine zwar strenge, aber nur zu gerechte Beurtheilung gefunden.

erbaut ist — zäher, lehmiger Moorgrund, mit Sand abwechselnd — und noch so manches Andere machen es erklärlich, warum in Münster nicht Alles so geleckt und niedlich sich präsentiren kann, wie in mancher andern Stadt von derselben Größe und Bevölkerung. Am fühlbarsten wird diese Koth-Calamität, wenn man nach einigen Regentagen einen Schritt vor die Thore der Stadt wagen will. Die Promenaden sind alsdann zu Wasserpfützen geworden, in denen man bis an die Knöchel im schwarzen Schlamme waten muß, in der Nähe der Thore ist die Fußpassage fast ganz unmöglich und in den bodenlosen Morast der Landstraßen und Vicinalwege dürfen sich nur Solche wagen, die gegen den möglichen Verlust ihrer Ueberschuhe sich auf die eine oder andere Weise sicher gestellt haben. Wie oft sahen wir an solchen Tagen, daß die Kräfte von vier Pferden kaum hinreichten, einen leeren, leichten Bauernwagen von der Stelle zu bringen; an den am Schwersten zu passirenden Stellen der Vicinalwege finden sich deshalb oft dicke Bohlen von einer Seite der Straße zur andern gelegt, um den Hufen der ermüdeten Thiere einigen Halt zu gewähren. An anderen Orten ist man auf das seltsame Auskunftsmittel verfallen, die ausgefahrenen und einer Aufbesserung bedürftigen Vicinalwege in Ermangelung eines Bessern mit den ausgebrannten Kohlenschlacken benachbarter Hüttenwerke und Hochöfen zu überschütten. In der Stadt selbst ist nach einem, wenn auch nur halbstündigen, starken Regenguß die Noth womöglich noch größer. Von einer zweckmäßigen Canalisirung der Straßen hat man in Münster keinen Begriff; das Wasser staut sich, tritt über das Trottoir und ergießt sich in die Kellerlöcher. Der Verkehr auf einzelnen Straßen

und ihre Verbindung mit einander, ja sogar die der beiden Seiten einer und derselben Straße ist alsdann für so lange vollständig unterbrochen, bis das Wasser wieder abgelaufen ist. Zur Abhülfe dieses Mißstandes könnten von Seiten der städtischen Verwaltung freilich entsprechendere Maßregeln getroffen werden.

Der erwähnte Mangel eines tauglichen Pflastermaterials verleiht Münster in einem Punkte einige Aehnlichkeit mit Lübeck. Man verwendet nämlich zu diesem Zwecke vielfach die Kieselsteine, welche durch das ganze Land bis zur Ostsee hin zerstreut sind. Die Form dieses Steines gestattet keinen engen, festen Anschluß der einzelnen Bestandtheile des Pflasters an einander; es bilden sich Spalten und Lücken, aus denen hier und da ein herrlicher Graswuchs empor schießt. Solche Wiesencultur findet man besonders auf den entlegenen, weniger frequenten Straßen, wie z. B. auf der im Uebrigen so stattlichen Königsstraße, und in den Hofräumen der in Münster so überaus zahlreichen Adelssitze. Diese Wohnungen des alten, erbgesessenen Adels sind überhaupt eine Specialität der Stadt Münster und es sei ihrer deshalb an dieser Stelle mit einigen Worten gedacht.

Der Fremde, der vielleicht noch am Tage vorher die prachtvollen Paläste in den Straßen und vor den Thoren der Städte Frankfurt und Wiesbaden und die lichthellen, sonnigen Villen den beiden Ufern des Rheins entlang bewundert hat, steht seltsam bewegt vor den schwarzgrauen, epheuumrankten Mauern, den mittelalterlichen Thorbögen, den schwerfälligen Balken und den verwitterten Steinrahmen der Thüren und Fenster dieser adeligen Höfe Münsters. Es dünkt ihn, es habe der stolze Geist einer längst

entschwundenen Feudalzeit im Groll über das Treiben der Pygmäen der industriellen Gegenwart sich in das Innerste dieser düstern Räume zurückgezogen, aus welchem ihn selbst nicht einmal der lieblichste Sirenengesang der fortschrittsfreundlichen, für Freiheit und Aufklärung schwärmenden Zeitgenossen, die begeistertsten Lobredner der Wunder des Dampfes und der Steinkohle wieder herauszulocken vermöchten. So stehen sie da, diese Adelshöfe, als stumme Zeugen der Macht und Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte, und das Gras auf den Vorplätzen, der Rost an den ehemals vergoldeten Spitzen der Eisenstangen der Einfriedigungsmauern sprechen lauter und beredter zu uns, als der gelehrteste Ausleger und Deuter alter Chroniken und vergilbter Pergamente. Nur wenige dieser Höfe, wie z. B. der von Ketteler'sche Hof auf der Königsstraße und die Wohnung des Freiherrn von Landsberg-Velen auf der Aegidiistraße, haben ihre äußere Gewandung ein wenig modernisirt, oder machen selbst in ihrem antiquirten Baustyle, wie der prachtvolle Erbdorstenhof unfern der Clemensstraße, den Eindruck der Wärme und Behaglichkeit auf uns. Die meisten dieser Gebäude sind, da ihre Besitzer den größeren Theil des Jahres auf ihren Landsitzen zubringen, nur im Winter bewohnt, andere (wie z. B. der Romberger Hof auf der Neubrückenstraße) stehen das ganze Jahr über verlassen und einsam und nur der Hausmeister mit seiner Familie belebt einen kleinen Theil der ehrwürdigen Räume. Es ist vielleicht für den einen oder anderen Leser von Interesse, die Namen der bedeutendsten dieser Münster'schen Adelswohnungen kennen zu lernen und wir verzeichnen deßhalb außer den bereits erwähnten noch folgende: die Höfe der Freiherren von Droste-Senden, von

der, von Beverförde, von Heeremann und von Fürstenberg, sämmtlich auf der Königsstraße; der Hof des Grafen von Schmising nicht weit vom Neubrückenthor, des Grafen von Merveldt auf der Ludgeristraße, des Freiherrn von Twickel zu Havixbeck auf der Salzstraße, des Freiherrn von Kerckerinck-Borg auf dem Bispinghof und des Grafen von Nesselrode im Krummentimpen.

Noch sei hier einer sprachlichen Eigenthümlichkeit erwähnt, die für den Fremden, der Münster zum ersten Mal besucht, leicht Veranlassung zu Irrungen bieten kann. In Münster weiß man nämlich Nichts von einer Gasse, sondern man nennt eine jede kleinere Straße und einen jeden Verbindungsweg zwischen zwei größeren Straßen eine Stiege; so findet man dort u. A. eine Klarissen-Stiege, eine Lütke-Stiege, eine Voß-Stiege, eine Pferde-Stiege ꝛc. Eine Garten-Stiege außerhalb der Thore aber bedeutet einen Weg, der zwischen einer Reihe von hohen Zäunen geschützter Gärten sich hindurchzieht und auf irgend einen Vicinalweg oder auf eine Landstraße ausläuft.

IV.

Klima. Trübe, feuchte Luft. Rascher Witterungswechsel. Drei Hauptkennzeichen des Westfalen. Milder Winter und spätes Frühjahr. Haarrauch im Mai, eine Landplage. Unfreundlicher Sommer. Viel Regen und starke Gewitter. Angenehmer Herbst.

Das Klima des Münsterlandes ist wegen der vorherrschenden Süd- und Westwinde im Allgemeinen feucht. Die Luft ist selten klar und heiter, vielmehr nebelig und trübe, in Verbindung mit einem rasch eintretenden Wechsel der

Witterung. Aus dieser ungemeinen Feuchtigkeit der Luft mag sich denn auch die Liebhaberei der Münsteraner für schwere, dicke Oberbetten erklären lassen; diese Liebhaberei gibt, außer der Vorliebe für das Schinkenbutterbrod und dem Besitzthum großer Füße, bekanntlich ein Hauptkennzeichen des Westfalen im Auslande ab*). Auf den lockeren Boden wirkt der Witterungswechsel sehr stark ein; daher denn auch starke Nachtfröste im Frühjahr keine Seltenheit sind. Der Winter ist gewöhnlich nicht sehr strenge und anhaltend, doch beginnt das Frühjahr in der Regel erst in der zweiten Hälfte des April. Alsdann kehrt auch die Nachtigall in zahllosen Schaaren zurück und belebt die monotone Gegend durch ihr reizendes Lied. Uebrigens ist der Frühling im Münsterland keineswegs eine sehr angenehme Jahreszeit und namentlich erleidet der von Sängern und Poeten so hoch gepriesene und verherrlichte Wonnemonat Mai eine schwere Einbuße durch den um diese Zeit sich einstellenden, mehrere Wochen andauernden sogenannten Haarrauch (Höhenrauch). Er entsteht durch das Verbrennen des Haidekrautes im unteren Emslande, dem sogenannten Niederstift**). In dem dadurch gewonnenen Culturboden

*) Der geschätzte Münster'sche Localdichter in plattdeutscher Mundart, Herr F. Zumbroock, hatte im Winter 18⁶¹/₆₂ die genannten westfälischen drei Hauptkennzeichen in einer Sitzung der dortigen Carnevalsgesellschaft „Freudenthal" mit köstlichem Humor in Verse gebracht und besungen.

**) In der niedern (hannover'schen) Grafschaft Lingen und in dem ehemaligen (jetzt gleichfalls zu Hannover gehörenden) Herzogthum Aremberg-Meppen mit der Residenz Clemenswerth, nördlich von Meppen. Der Münster'sche Volkswitz bezeichnet diese öde Gegend mit dem Ausdruck „Mufrika". Große unübersehbare Haiden

ziehen die Bewohner dieser Gegend ihre einzige Brodfrucht, den Buchweizen. Die Asche des verbrannten Haidekrautes ist ein treffliches Dungmittel, das die eingesäeten Körner rasch zum Keimen und die ihnen entsprossenen Halme zum Wachsen und Reifen bringt. Den Haarrauch führt der Nordwestwind herbei, der gewöhnlich am Nachmittag weht. Ein stinkender, blaugrauer Dunst lagert sich in dichter Masse über die Erde, hinter dieser Dunstmasse erscheint die Sonne als eine blutrothe, kalte Scheibe. Die Nachtigallen und übrigen Singvögel verstummen plötzlich, die Blumen senken die Köpfchen und es tritt ganz rasch eine empfind-

---

bedecken den größten Theil dieser Wildniß. Die einzelnen Dörfer liegen in Zwischenräumen von mehrern Stunden, jedes umgeben von seiner offenen Ackerflur, welche der „Esch" genannt wird; die Umhegung jedes Ackergrundstücks mit Wallhecken hat nämlich auch immer mehr aufgehört. Der Boden trägt nur kümmerliche Frucht und die Einwohner sind auf einen Nebenerwerb angewiesen, den sie zumeist im Stricken suchen. Alles strickt — Jung und Alt, Männer wie Frauen. Wo die Bodenwellungen sich vertiefen, strecken sich die weiten Torfmoore aus, auf denen die Cultur des Buchweizens im Schwunge ist — jene eigenthümliche Cultur, die statt des Düngers die Asche des Bodens selbst benutzt und mit ihrem entsetzlichen „Haarrauch" die Schönheit der besten Frühlingstage meilenweit umher erstickt.

„Ganz Deutschland riecht's, wenn unsre Moore dampfen," singt ein vaterländischer Dichter in patriotischem Stolze! — Die Dörfer, welche vorzugsweise sich mit dieser Art des Ackerbaus beschäftigen und sich dazu der Kühe oder einer leichten Pferderace bedienen, denen viereckige Holzplatten unter die Hufe geschnallt werden, damit sie nicht in den Boden einsinken, diese Dörfer bieten oft den Anblick einer irischen Armuth dar. Man findet Erdhütten ohne Fenster und Esse und Kinder, die splitternackt wie Südseeinsulaner davor sich umhertreiben." (Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. S. 164 und 165).

liche Kälte ein. Den Spaziergänger fröstelt und er eilt, unter ein wärmendes Obdach zu kommen. Das ganze nordwestliche Deutschland und das nordöstliche Holland leiden allerdings ungemein durch diese Landplage, ja sogar noch viele Meilen weiter im Süden bemerkt man um diese Zeit wenn auch schwache Spuren des stinkenden Dunstes. Indessen läßt sich die Einbuße, die man durch den Haarrauch an den Wonnen des Mai erleidet, schon leichter verschmerzen, wenn man bedenkt, daß sein Erscheinen und Dasein eine nothwendige Bedingung der Lebensfristung der armen Bewohner des erwähnten ungastlichen Landstriches ist.

Wie der Frühling, so ist auch der Sommer im Münsterlande nicht sehr zu preisen. Die Wärme stellt sich erst spät ein, und auf drei heitere Tage folgt in der Regel eine ganze Woche Regenwetter. Schwere, lange andauernde Gewitter, die oft schon im März und April heraufziehen, schrecken den Schwachnervigen; der Donner rollt, daß die Fensterscheiben klirren, und Schlag auf Schlag folgende, heftig zuckende Blitze zünden in jenem Flachlande häufiger als in hügeliger Gegend; auch der Verlust von Menschenleben in Folge der einschlagenden Blitze ist dort leider nicht selten.

Die angenehmste Jahreszeit ist im Münsterlande unstreitig der Herbst. Alsdann ist die Luft gewöhnlich rein, klar und gesund, und die Sonne scheint zu Ende des September und zu Anfang des October noch so warm, wie anderswo im Juli und August. Die Herbstmonate machen deßhalb dort meistens wieder gut, was der Frühling und der Sommer verdorben haben.

V.

Westfalen im Mittelalter. Der westfälische Kreis. Das Königreich Westfalen. Zusammensetzung der heutigen Provinz Westfalen. Arrondirung der Provinz, ihre einzelnen Bestandtheile. Einiges aus der früheren Geschichte. Städte und größere Ortschaften. Der Regierungsbezirk Münster.

Bekanntlich wurde im Mittelalter alles Land, das sich zwischen dem Rhein, der Weser und der Ems erstreckt, Westfalen genannt, das Land zwischen der Elbe und der Weser dagegen hieß Ostfalen*). Ursprünglich von den Cheruskern bewohnt, finden wir zur Zeit der Gründung des großen Frankenreiches durch Chlodwig, der im Jahre 481 zur Regierung gelangte, den westlichen Theil dieses Reiches, an der Nordsee, von den Friesen und den östlichen von den Sachsen in Besitz genommen. Letztere theilten sich in vier Hauptzweige: Ost- und Westfalen, Engern und Nordalbingier. Sie wohnten südlich bis zum Niederrhein, östlich bis zur Saale und Unstrut bis über den Harz hinaus und nördlich bis zur Eider, wo sie die Angeln und Jüten zu Grenznachbaren hatten. Der Name Ostfalen ging im Laufe der Zeiten unter, die Bezeichnung Westfalen aber ging theils auf den westfälischen Kreis, theils auf das Herzogthum Engern (Sauerland) über.

Der westfälische Kreis umfaßte nicht blos das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch be-

*) Levin Schücking will die Unterscheidung in Ost- und Westfalen nicht gelten lassen und meint, es sei besser, bevor man untersucht, was „phalen" oder „falen" bedeutet, zu untersuchen, ob der Name nicht unmittelbar von jenem in angelsächsischen Stammregistern erwähnten Westfalah, Vesterfalina, abzuleiten, der als Volksheroe früher zu einem Enkel Odin's gestempelt wurde.

deutende Landstriche jenseits des Rheines; das eigentliche Herzogthum Westfalen (Engern, Sauerland) indessen ward, weil es zum Kurfürstenthum Köln gehörte, zum kurrheinischen Kreise gerechnet. Dieser Kreis führte deßhalb auch kanzleimäßig den Namen des niederrheinisch-westfälischen Kreises. Er gehörte zu den größeren Kreisen des deutschen Reiches und zählte unter seine Mitglieder die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Corvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Tecklenburg, Lingen, Steinfurt, Rietberg und sonst noch viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften.

Das Königreich Westfalen wurde am 15. November 1807 in Folge des Tilsiter Friedens errichtet, und zählte auf 692 Quadratmeilen ungefähr zwei Millionen (genau 1,946,343) Einwohner. Es bestand aus den braunschweigisch-wolfenbüttel'schen und den kurhessischen Landen (mit Ausnahme von Hanau und Katzenellnbogen), den preußischen Provinzen Magdeburg und Altmark diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohenstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannover'schen Provinzen Göttingen, Grubenhagen und Elbingerode, Osnabrück, dem Fürstenthum Corvey und der Grafschaft Rietberg. Für eine kurze Zeit ward im Jahre 1810 ganz Hannover mit dem Königreich vereinigt, der größere Theil desselben indessen durch eine Verfügung des Kaisers Napoleon bald darauf wieder davon abgetrennt und mit einigen Bestand-

theilen der alten Provinzen Osnabrück und Minden und einem Theil von Ravensberg dem französischen Kaiserreich unmittelbar einverleibt. Schon vor der Schlacht bei Leipzig wurde König Hieronymus durch den russischen General Czernitscheff aus seiner Residenz Kassel vertrieben; er kehrte nach dem baldigen Abzuge der Russen in Begleitung eines französischen Truppencorps wieder dahin zurück, aber nur, um die Nachricht von der großen Völkerschlacht zu vernehmen und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen wieder in Kassel ein und in wenigen Tagen war das zusammengewürfelte Königreich aufgelöst.

Die heutige, zum Königreich Preußen gehörende Provinz Westfalen liegt zwischen der Weser und dem Rhein und zwischen Holland und Kurhessen. Sie besteht hauptsächlich aus dem alten Herzogthum Westfalen, den ehemaligen Hochstiftern Münster und Paderborn, dem ehemaligen Bisthum, seit dem westfälischen Frieden Fürstenthum Minden, der ehemaligen Abtei Corvey, den Grafschaften Mark, Ravensberg und Tecklenburg, dem Fürstenthum Siegen, der obern Grafschaft Lingen, der Stadt Dortmund und verschiedenen kleineren Standesherrschaften. Auf einem Flächeninhalt von 367,96 Quadratmeilen beträgt die Einwohnerzahl mehr als eine und eine halbe Million, worunter mehr als die Hälfte Katholiken und etwa 16,000 Juden. Die fruchtbarsten Gegenden finden sich im östlichen und südlichen Theile, durch welchen sich der Teutoburger Wald, das Wesergebirge mit der westfälischen Pforte und die sauerländischen Gebirge ziehen; dort finden wir die Soester und Warburger Börde und das Sintfeld; der Hellweg, die Kornkammer Westfalens, liegt in der Grafschaft Mark,

nördlich von der Ruhr, und war einst die Heerstraße, auf der die Römer vom Rhein zur Weser zogen*).

Die Provinz Westfalen ist in drei Regierungsbezirke eingetheilt, nämlich:**)

---

*) Neuere Sprachforscher leiten das Wort Sachsen ab vom niederdeutschen Sassen (Sitzende), im Gegensatz zu den Sueven (Schweifende). Die Brukterer der Römer sind, ihnen zufolge, Bruchbewohner (der Ebene), die Cherusker sind Harzer (Bewohner des Harz). In dem Namen der Engern, des Landes zwischen beiden Seiten der Weser, finden sie den Namen Anger wegen des grünen Bodens, im Gegensatz zu den Ländern der Ost- und Westfalen, deren Namen daher, wie sie meinen, nicht von der Wurzel fal (Menge, Haufen) abzuleiten sei, sondern von falw, fal, zur Bezeichnung der Sandgegenden im Osten und Westen; die Engern würden dann auch mit den Angeln gleichbedeutend gesetzt. Sauerland sei corrumpirt aus Süderland (Suderland, Surland), der Name Hellweg nicht aus Heerweg, sondern von Halde abzuleiten, also der Weg am Abhang. Andere (wie Maßmann in seiner Schrift über die Externsteine) meinen, das Wort heiße eigentlich Helweg (Todtenweg), der zur Todesgöttin, Hela, führe. Solcher Hellwege giebt es indessen in Westfalen viele, so heißt z. B. auch der Weg zwischen Herford und Salzufeln Hellweg.

**) Wenn gleich die unserer Schrift ursprünglich gesetzten Grenzen überschreitend, glaubten wir doch, in derselben eine gedrängte statistische Uebersicht der gesammten Provinz Westfalen, die mit der Rheinprovinz den reichsten und wichtigsten Theil des ganzen Königreiches Preußen bildet, einschalten zu sollen und zwar haben wir dabei die Angaben, welche Dr. Ungewitter in seinem vortrefflichen geographisch-statistisch-historischen Handbuch (Neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde &c., Dresden, Verlag von Adler und Dietze, 1858 Vierte Auflage.) geliefert hat, zum großen Theile benutzt. Die Einwohnerzahl ist bei den größeren Orten nach der neuesten Volkszählung von 1860 und 1861 angegeben, die militärische Bevölkerung jedoch außer Betracht gelassen Für die Orte von geringerer Einwohnerzahl haben wir uns leider auf statistische Notizen älteren Datums beschränken

1. Der Regierungsbezirk Münster. Derselbe umfaßt:

a. Das ehemalige Hochstift Münster, das von Karl dem Großen im Jahre 802 gestiftet, nach einer Dauer von tausend Jahren säcularisirt und, mit Ausnahme der oldenburg'schen Aemter Kloppenburg und Vechta und des hannover'schen Amtes Meppen, durch den Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 Preußen zugetheilt wurde. Der preußische Antheil an dem ehemaligen Hochstifte hat einen Flächenraum von 40 Quadratmeilen und zählte bei der Besitznahme durch Preußen 100,000 Seelen. Die reichsunmittelbaren Bischöfe von Münster zogen aus ihrem Besitzthum ein jährliches Einkommen von nahe an 1,250,000 Thalern. Außer der Provincialhauptstadt Münster mit mehr als 23,336 Einwohnern (das Militär nicht mitgerechnet), führen wir von Städten und größeren Ortschaften an:

Telgte an der Ems, 2300 Einwohner, ein starkbesuchter Wallfahrtsort mit einem wunderthätigen Marienbilde. Wolbeck, Marktflecken an der Angel, 1500 Einw., mit einem Schlosse und einem großen Thiergarten. Greven, Dorf und Kirchspiel an der Ems, 1500, beziehungsweise 3000 Einw., treibt bedeutenden Speditionshandel. Nottuln, Pfarrdorf mit nahe an 4000 Einw.; das schon 827 vorhandene Frauenstift dient gegenwärtig als weibliche Armenanstalt. Warendorf, Stadt an der Ems, 4774 Einw., kathol. Gymnasium, Sitz des Münster'schen Leinwandhandels, Baumwoll- und Leinenweberei. Beckum an der Werse, 2500 Einw., große Branntweinbrennereien. Beckum

---

müssen, da wir durch den zeitraubenden Bezug der ausführlichen, selbst das kleinste Dörfchen berücksichtigenden Resultate der jüngsten Volkszählung den ohnehin verspäteten Druck des Schriftchens nicht noch länger verzögern wollten.

ist das Krähwinkel des Münsterlandes, von welchem unzählige „Beckumer Streiche" von Mund zu Mund gehen. Ahlen an der Werse, 3428 Einw., Branntweinbrennereien, Leinenwebereien und Oelmühlen. Oelde (Olde), 2100 Einw., bedeutender Garnhandel. Stromberg, Marktflecken mit 1607 Einw., starker Handel mit getrocknetem Obst. Lüdinghausen, Stadt mit 2000 Einw., Leinenwebereien, Färbereien, Verfertigung von Holzschuhen. Drensteinfurt (Steinfurt), Marktflecken an der Werse mit 1400 Einw., Leinenwebereien und Verfertigung von Holzschuhen.

b. Bis zum Jahre 1803 zählte das Hochstift Münster noch folgende andere Bestandtheile: aa. Das ehemalige Münster'sche Amt, jetzige Grafschaft Horstmar, mit 31 Quadratmeilen und 58,000 Einwohnern, dem Fürsten von Salm-Horstmar gehörig. Nach dem Erlöschen der schon im zehnten Jahrhundert existirenden Linien im Mannsstamm, bestehen gegenwärtig zwei Hauptlinien des Hauses Salm, nämlich die von Salm-Reifferscheid (welche wieder in verschiedene Nebenlinien zerfällt) und die aus dem Hause der Rhein- und Wildgrafen (Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Salm-Horstmar) bestehende. Der im Jahr 1817 in den Fürstenstand erhobenen Linie Salm-Horstmar gehört die erwähnte Grafschaft. Darin: Coesfeld mit 3617 Einw., einem fürstlich Salm'schen Residenzschloß und der Ludgeriburg, einst Residenz der Bischöfe von Münster, einem katholischen Gymnasium, bedeutender Papierfabrik und einigen Gerbereien. Billerbeck, Stadt mit 1600 Einw., Leinenwebereien und Färbereien. Darfeld, Pfarrdorf an der Vechte mit 2200 Einw. und einem von Ketteler'schen Landgut Horstmar, Stadt mit 1100 Einw. und einem Schloß. Metelen,

Marktflecken mit 1600 Einw. Borghorst, Pfarrdorf mit 1700 Einw. und einer Tabaksfabrik. Ochtrup, Marktflecken mit 1100 Einw. und Töpfereien. — bb. Das Fürstenthum Salm-Kyrburg, welches seit 1803 dem gleichnamigen Fürsten, der zu Ormesson bei Paris residirt, gehörte und durch Vertrag vom 8. October 1825 an das Haus Salm-Salm abgetreten wurde. Darin: Ahaus, Stadt an der Aa, mit 1700 Einw., einem ehemalig bischöflich Münster'schen, jetzt fürstlich Salm'schen Residenzschloß. Ottenstein (Ottenstein-Wigbold), Marktflecken mit zwei Kirchen und 1000 Einw. (Der Ort ist geschichtlich merkwürdig durch die Belagerung der hiesigen Burg von Seiten des Bischofs von Münster, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Burg gehörte dem Grafen von Solms-Ottenstein, dessen Tochter vom Bischof die Erlaubniß erhielt, so viel von ihren Schätzen retten zu dürfen, als sie tragen könne, worauf sie ihren alten Vater auf den Schultern hinaustrug und ihn so der feindlichen Rache entzog). — cc. Das Fürstenthum Salm-Salm, welches dem gleichnamigen Fürsten gehört und mit dem Fürstenthum Salm-Kyrburg und der Herrschaft Anholt 23 Quadratmeilen und 72.000 Einwohner zählt. Darin: Bocholt, Stadt und Hauptort der Standesherrschaft an der Aa, mit einem fürstlich Salm-Salm'schen Residenzschloß, zwei katholischen Kirchen, deren eine ein Meisterstück alter Baukunst ist, einer vortrefflich eingerichteten Armenanstalt, Fabriken in Baumwolle, Seide, Tuch und Strümpfen, starker Branntweinbrennerei und 5169 Einwohnern. Borken, Stadt an der Aa mit 3030 Einw., Tuch- und Leinenweberei (die hier verfertigte Leinwand wird für die schönste im ganzen Münsterland

gehalten). Stadtlohn, Stadt mit 2400 Einw., Leinwandfabrikation, Steingut- und Tabaksfabriken, Holz- und Leinwandhandel. Vreden, Stadt mit 2700 Einw., Progymnasium, starker Grenzhandel. — dd. Das ehemalige Münster'sche Amt, jetzt Grafschaft Dülmen, mit 5½ Quadratmeilen und 60,000 Einwohnern. Die Grafschaft gehört seit 1803 dem Herzog von Croy-Dülmen; dies Haus stammt aus Ungarn von einem Enkel des Königs Bela II., blüht in zwei Linien und hat 170,000 Thaler jährlicher Einkünfte. Darin: Dülmen, Stadt und Hauptort der Standesherrschaft mit 3518 Einw., einem herzoglichen Residenzschlosse und Leinweberei. — ee. Haltern, Stadt an der Lippe, mit 2200 Einw. und Gerberei, Zeugdruckerei, Woll- und Leinenwebereien. — ff. Die Standesherrschaft Gronau, die dem Fürsten von Bentheim-Tecklenburg gehört. Die Abstammung des Hauses Bentheim geht bis in die ältesten Zeiten zurück; man findet schon im zehnten, eilften und zwölften Jahrhundert Grafen von Bentheim. Sie starben im Anfange des zwölften Jahrhunderts im Mannsstamme aus und die in dem hannover'schen Landdrostei-Bezirk Osnabrück gelegene Grafschaft Bentheim kam durch Heirath an die Grafen von Holland, später an die edlen Herren von Guterswick, deren Nachkommen auch die Grafschaften Tecklenburg und Steinfurt an sich brachten. Im Jahre 1693 bekam bei einer Theilung der Graf Arnold Moritz Wilhelm die Grafschaft Bentheim, die sein Enkel Friedrich Karl Philipp 1753 mit aller Landeshoheit an das Kurfürstenthum Hannover verpfändete, und zwar auf dreißig Jahre, jedoch nach deren Ablauf nicht wieder einlöste. Napoleon gab sie 1804 gegen eine bestimmte Summe zurück, dennoch wurde sie 1806 mediatisirt, 1807

der Hoheit des Großherzogs von Berg unterworfen und 1810 mit Frankreich vereinigt. Hannover ergriff 1813 wieder Besitz; der Graf wurde 1817 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben, 1823 die Pfandsumme bezahlt und die Grafschaft zu einer Standesherrschaft des Königreiches Hannover erklärt. In der zu dem Besitzthum des Fürsten gehörenden preußischen Standesherrschaft Gronau ist nur das gleichnamige Städtchen mit 1800 Einw., Leinenweberei und Baumwollmaschinenspinnerei bemerkenswerth. — gg. Das Fürstenthum Rheina-Wolbeck, welches bis 1803 ein Münster'sches Amt war, hierauf als Entschädigung an den Herzog von Looz-Corswaaren kam, 1806 zum Großherzogthum Berg geschlagen und 1810 mit dem französischen Kaiserreich vereinigt wurde, hierauf an das Haus Looz-Corswaaren zurückfiel, jedoch seit 1827 der weiblichen Seitenlinie Lanoy Clervaux-Liederkerke gehört. Das ganze Fürstenthum hat einen Flächeninhalt von 25 Quadratmeilen, mit 20 bis 25,000 Einwohnern: Rheine (Rheina), Stadt und Hauptort des Fürstenthums an der Ems, mit einem fürstlichen Residenzschloß, einem katholischen Gymnasium, Leinen- und Wollenweberei, Maschinenspinnerei, Flußschifffahrt, Leder- und anderen Fabriken, und 3112 Einw. Rheine ist die Endstation der westfälischen Eisenbahn.

c. Andere Standesherrschaften: aa. Die Grafschaft Recklinghausen mit 14½ Quadratmeilen und 45 bis 50,000 Einwohnern. Dieselbe kömmt auch unter dem Namen des Lippe'schen Niederstiftes vor, gehörte bis 1803 zum Kurfürstenthum Köln und ist jetzt eine Mediatherrschaft des Herzogs von Arenberg. Das herzogliche Haus Arenberg stammt aus dem Hause Ligne ab. An-

fangs gräflich, wurde es 1572 in den Reichsfürstenstand erhoben und erhielt 1644 die Herzogswürde mit Sitz und Stimme im westfälischen Grafencollegium. Der Vater des im verflossenen Jahre zu Brüssel verstorbenen Herzogs verlor durch den Lüneviller Frieden seine Besitzungen in den Niederlanden und auf dem linken Rheinufer, und sein Sohn, der Herzog Prosper Ludwig, wurde kraft des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 durch die bisherige kurkölnische Herrschaft Recklinghausen und das bisher bischöflich münstersche Amt Meppen entschädigt. Als der Rheinbund errichtet wurde, trat der Herzog als Mitglied ein, aber schon am 18. December 1810 wurden seine Länder theils mit Frankreich, theils mit dem Großherzogthum Berg vereinigt, wogegen er eine Rente von 240,702 Franken erhielt und im Besitz seiner Domänen blieb. Das Haus erhielt 1815 die verlorenen Besitzungen zurück, doch unterwarf der Wiener Congreß Meppen dem König von Hannover und Recklinghausen dem König von Preußen als Standesherrschaften. In letzterer bemerken wir Recklinghausen, Stadt und Hauptort der Grafschaft mit 4223 Einw., herzoglichem Schloß, katholischem Gymnasium, Leinenweberei, starker Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Dorsten, Stadt an der Lippe mit 3313 Einw., katholischem Progymnasium und Leinwand- und Tuchfabrikation. — bb. Die ehemals reichsunmittelbare und durch Schenkung dem Hause Salm zugefallene, jetzt standesherrliche Herrschaft des Fürsten von Salm-Salm. Darin: Anholt, Stadt an der alten Yssel mit 2000 Einw. und einem schönen fürstlichen Residenzschlosse. — cc. Die ehemals reichsunmittelbare, jetzt standesherrliche Herrschaft Gemen des Grafen von Landsberg-Velen. Darin:

Gemen, Marktflecken an der Aa mit noch nicht 1000 Einw. und einem alten Schlosse. (Die Herren von Gemen, die zugleich Schutzherren des Vehmgerichtes waren, starben 1502 im Mannsstamm aus.) — dd. Die Grafschaft Steinfurt des Fürsten von Bentheim. Darin: Steinfurt (Burg Steinfurt), Stadt an der Aa mit 3048 Einw., einem fürstlichen Residenzschloß und schönem Park (Bagno genannt).

d. Die Grafschaft Tecklenburg, deren alte Grafen 1555 ausstarben, worauf das Land durch Erbschaft an das Haus Bentheim fiel. Die Grafen von Solms führten jedoch einen langen Rechtsstreit mit demselben wegen dieser Erbschaft und traten endlich 1707 ihre Ansprüche an den König von Preußen ab; dieser erhielt dann durch Vertrag die ganze Erbschaft. Im Jahre 1808 wurde sie mit dem Großherzogthum Berg und 1810 mit dem französischen Kaiserreich vereinigt, fiel aber 1813 wieder an Preußen zurück. Darin: Tecklenburg, Stadt mit 1500 Einw., Leinenweberei und Garnspinnerei. In der Nähe sind die Trümmer eines alten Bergschlosses. Auch ist hier die Erbbegräbnißstätte der alten Grafen von Tecklenburg. Lengerich, Stadt mit 1500 Einw., Leinen- und Drellweberei. Die Stadt heißt auch Margarethen-Lengerich von der hiesigen Kirche, in der vormals die heilige Margaretha sehr verehrt wurde. Diese Kirche ist auch dadurch merkwürdig, daß zur Zeit der westfälischen Friedensverhandlungen die Gesandten zu Osnabrück und Münster sich häufig hier versammelten und Berathung pflogen. Westerkappeln, Marktflecken mit noch nicht 1000 Einw. und einer schönen alten Kirche, die schon zur Zeit Karls des Großen erbaut worden ist. Der Ort treibt Leinenweberei und in der Nähe sind Steinkohlengruben.

e. In der Oberen Grafschaft Lingen liegt Ibbenbüren, Stadt mit 2000 Einw., Leinen- und Drellweberei und Steinkohlengruben. Die ganze Grafschaft Lingen war in die genannte Obere, welche seit 1702 zu Preußen gehört, und in die Untere getheilt, die 1702 gleichfalls an Preußen fiel, aber 1815 an Hannover abgetreten wurde. Sie gehörte vormals den Grafen von Tecklenburg, ward diesen aber wegen ihres Beitritts zum Schmalkaldischen Bunde, in Folge dessen sie in die Reichsacht erklärt wurden, vom Kaiser Karl V. genommen und dem Grafen Maximilian von Büren gegeben, dessen einzige Tochter Anna sie ihrem Gemahl, dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien, zubrachte. Sie blieb dann bei dem Hause Nassau-Oranien bis nach dem Tode Wilhelms III. (1702), worauf König Friedrich I. von Preußen, Sohn einer oranischen Prinzessin, die Grafschaft in Besitz nahm, doch erst nach Erledigung mancherlei Streitigkeiten mit den holländischen Generalstaaten. Im Jahre 1815 wurde, wie erwähnt, die Niedere Grafschaft an Hannover abgetreten.

VI.

Fortsetzung: Der Regierungsbezirk Minden.

2. Der Regierungsbezirk Minden. Derselbe umfaßt:

a. Das ehemalige Bisthum, seit dem westfälischen Frieden Fürstenthum Minden, 780 von Karl dem Großen gegründet und im alten Engern liegend. Schon seit der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts vermehrten sich schnell die Besitzungen des Bisthums, das bis zum westfälischen Frieden sechszig Bischöfe zählte. Durch diesen

Frieden (1648) wurde es säcularisirt und als ein weltliches Fürstenthum Kurbrandenburg zugetheilt. Darin: Minden, Stadt und Festung auf dem linken Ufer der Weser mit 12,501 Einw. Die Stadt hat fünf Kirchen, worunter die ganz aus Quadersteinen erbaute, 200 Fuß hohe und 82 Fuß breite Domkirche. Es sind hier viele Fabriken in Leder, Zucker, Tabak, Seife u. s. w.; die Einwohner treiben außerdem noch Flußschifffahrt und starken Handel. Ueber die Weser führt eine schon 1518 erbaute Brücke von Stein, die 600 Fuß lang und 24 Fuß breit ist. Minden ist eine der ältesten Städte Deutschlands; Kaiser Heinrich IV. residirte hier eine Zeit lang und sein Vater Heinrich III. war hier auf dem Reichstage von 1026 zum Kaiser gewählt worden. Bei dem nahen Dorfe Todtenhausen (Totenhausen) mit 700 Einw. erfocht der Herzog von Braunschweig am 1. August 1759 den unter dem Namen der Schlacht bei Minden bekannten Sieg über die Franzosen. Petershagen, Stadt am linken Weserufer mit 2100 Einw. und einem alten Schlosse, worin ehemals die Bischöfe von Minden residirten. In der Nähe von Hausberge, einem Marktflecken mit 1700 Einw., ist die berühmte Westfälische Pforte (Porta Westphalica), die, 200 Fuß breit, durch den Jakobsberg (528 Fuß hoch) und den Wittekindsberg (807 Fuß hoch) gebildet wird und durch welche die Weser aus dem Gebirgsland in das norddeutsche Tiefland eintritt. Lübbecke, Stadt mit nicht ganz 3000 Einw., Gerbereien und Webereien.

b. Das ehemalige Hochstift oder reichsunmittelbare Bisthum Paderborn, von Karl dem Großen 780 gestiftet und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 säcularisirt und Preußen zugetheilt. Darin: Paderborn,

Stadt an der Pader mit 11,288 Einw. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Appellationsgerichtes, eines Gymnasiums und einer theol. Lehranstalt. Sie treibt Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Domkirche mit dem kostbaren silbernen, starkvergoldeten Sarge des heiligen Liborius und die alte Bartholomäuskapelle von eigenthümlicher Bauart. Unter der Domkirche entspringt die Pader und zwar in einer solchen Stärke, daß sie 20 Schritte von ihrem Ursprung schon Mühlen treibt. Lippspringe, Marktflecken in der Nähe der Lippe-Quelle mit 2000 Einw., ist ein in neuerer Zeit vielbesuchter Badeort. Büren, Stadt mit 2200 Einw., Lehrerseminar. Salzkotten, Stadt mit 2100 Ew. und einer Saline. Wünnenberg, Marktflecken an der Aa mit 1400 Einw., in dem fruchtbaren Sind- oder Sendfelde, welches von dem Siege, den Karl der Große 794 in dieser Gegend über die Sachsen errungen, seinen Namen haben soll. Warburg (Ausgangsstation der Westfälischen Bahn), Stadt mit 4037 Einw., an der Diemel und in der „Warburger Börde" genannten fruchtbarsten Gegend des Paderborner Landes, hat Tabaks- und Leinwandfabrikation, Getreide-, Vieh- und Eisenhandel, ein Progymnasium und eine Kapelle des heiligen Erasmus, zu der stark gewallfahrtet wird. Warburg gehörte ehemals zur Hansa, war ursprünglich auch eine Reichsstadt, kam aber schon im 12. Jahrhundert an das Hochstift Paderborn. Borgentreich, Borgholz und Peckelsheim (Beckelsheim), drei Städtchen mit 1500—2000 Einw. Brackel (Brakel), Stadt mit nicht ganz 3000 Einw., einer Mineralquelle, Glashütten und Flachsbau. Lügde (Lüde, Lüdge) Stadt mit 2300 Einw. und starker Spitzenklöppelei. Die vor der Stadt liegende Begräbnißkapelle soll von Karl

dem Großen gestiftet worden sein; auch soll derselbe Kiser 784 das Weihnachtsfest in Lügde gefeiert haben. Beverungen, Stadt an der Mündung der Bever in die Weser, mit 2100 Einw., treibt lebhafte Flußschifffahrt und Handel. Herstelle, Dorf an der Weser mit 1100 Einw. und den Trümmern eines alten Bergschlosses, das im Mittelalter eine kaiserliche Residenz war. Karl der Große hatte hier 797 seinen Lagerplatz. Steinheim, Stadt mit 2400 Einw. und Nieheim, Stadt mit 1700 Einw. Driburg, Stadt an der Aa mit 2200 Einw. und einem berühmten Mineralbrunnen. In der Nähe liegen die spärlichen Trümmer der von Karl dem Großen zerstörten Iburg.

c. Die ehemalige gefürstete Abtei Corvey, von Ludwig dem Frommen gestiftet, deren Abt unmittelbar unter dem Papste stand und als Reichsfürst Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Sie hatte ein Gebiet von etwa 3 Meilen Länge und 2 Meilen Breite, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 säcularisirt und Preußen zugetheilt, das sie als ein weltliches Mediatfürstenthum dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg überließ. Nach dessen am 12. November 1804 erfolgten Tode wurde der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, ein Neffe des Landgrafen, der Besitzer des Mediatfürstenthums Corvey. Diesem succedirte in Corvey der älteste Sohn, Herzog Victor von Ratibor, in Schillingsfürst ein jüngerer Erbe. Darin: Höxter, Stadt am linken Ufer der Weser, über die hier eine 500 Fuß lange Brücke führt, mit 4030 Einw., hat Wachslichter- und Cichorienfabriken und treibt Handel und Flußschifffahrt. Eine halbe Stunde von hier liegt die alte Abtei Corvey, ein ansehnliches Schloß, worin der Abt und der Benedik-

tiner-Convent ihren Sitz hatten. Der gefürchtete Abt hielt hier eine 50—60 Mann zählende Schloßwache. Die schöne Kirche ist im Innern reich ausgeschmückt. Die überaus reiche Bibliothek, für welche der jetzige Fürst wieder eine bedeutende Dotation ausgeworfen, besitzt in Hoffmann von Fallersleben, dem bekannten Dichter und Alterthumsforscher, einen vorzüglichen Vorstand. In der Nähe liegt das ehemalige Benediktinerkloster Brenkhusen.

d. Die etwa 18 Q.-Meilen große Grafschaft Ravensberg, deren Grafen 1346 im Mannsstamme ausstarben, worauf sie durch Heirath an die Herzoge von Jülich und Berg und nach deren Aussterben 1666 durch Erbschaft an Preußen kam. Von 1807—1813 bildete die Grafschaft einen Bestandtheil des Königreichs Westfalen und fiel dann an Preußen zurück. Darin: Bielefeld, alte Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg, in einer anmuthigen Gegend an der Lutter, mit 13,219 Einw. Die Stadt ist der Hauptsitz des westfälischen Leinwandhandels und hat vorzügliche Leinwandbleichen, verschiedene Fabriken, ein Gymnasium und eine Gewerbeschule. Brackwede, Dorf (Bauernschaft) mit 1800 Einw., starkem Leinwandgewerbe, vortrefflicher Viehzucht und einem Kupferhammer. Schildesche, Marktflecken an der Aa, mit 3400 Einw. und zwei Kirchen, treibt Leinenweberei und Garnspinnerei. Bis zur Zeit des Königreichs Westfalen bestand hier ein, bereits 939 gegründetes adeliges Frauenstift, welches 1743 von Friedrich II. ein besonderes Ordenskreuz erhielt. Isselhorst (Iselhorf), Dorf mit 1300 Einw., die als ausgezeichnete Feingarnspinner bekannt sind. Herford, Stadt an der Werra und Aa mit 10,117 Einw., Gymnasium, Zuchthaus, einem Museum für westfälische Alterthümer,

Maschinenweberei, Baumwollenspinnerei, Leder-, Tabaks- und Oelfabriken und bedeutendem Garnhandel. Blotho, Stadt an der Weser mit 2600 Einw., verschiedenen Fabriken in Siegellack, Farben, Tabak u. s. w., Garnhandel und Flußschifffahrt. Zwischen hier und Herford liegt das Dorf Rehme mit 3600 Einw., einer Kirche, welche Karl der Große erbaut haben soll, und der Saline Neu-Salzwerk, einem jetzt stark besuchten Soolbad, Oeynhausen genannt. Balldorf, Dorf mit 1500 Einw. und dem nahe gelegenen, besuchten Mineralbad Seebruch, in einem romantischen Thal. Bünde, Stadt an der Else mit 1600 Einw., Leinenweberei, Flachsbau und einem Gesundbrunnen. Enger, Marktflecken in der Nähe von Bünde und von Herford mit 1500 Einw., einst berühmt als Wohnsitz des Sachsenherzogs Wittekind. In der 903 erbauten Kirche, wohin 1822 die Gebeine Wittekinds von Herford gebracht wurden, befindet sich ein von Kaiser Karl IV. dem tapfern Sachsenherzog 1377 errichtetes Denkmal. Der Ort treibt Leinenweberei, Flachsbau und Garnhandel. Gohfeld, Dorf an der Weser mit 4,200 Einw., ist geschichtlich merkwürdig durch ein Treffen, welches 1759 der Herzog von Braunschweig gegen die Franzosen gewann. Außerdem sind etwa noch zu erwähnen die Städte Halle mit 1500, Werder mit 2000, Bergholzhausen und Versmold mit 1500 Einw., sowie die Dörfer Menighufe mit 2500, Brockhagen mit 2300 und Steinhagen mit 1900 Einw. und endlich das Gesundbad Tatenhausen und das Dorf Kuhof, in dessen Nähe auf einem Berge die Trümmer der alten Stammburg Ravensberg gelegen sind.

e. Die ehemals kaiserliche freiweltliche Abtei Her-

ford, deren Aebtissin Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte, wurde 789 als Benediktiner-Nonnenabtei gestiftet, in der Reformationszeit lutherisch und durch den Reichsdeputationshauptschluß säcularisirt und Preußen zugetheilt, in dessen Besitz die Stadt Herford (in der sich das Stift befand, mit der es aber sonst weiter Nichts gemein hatte) mit der Grafschaft Ravensberg schon seit 1666 war.

f. Zum Bisthum Osnabrück*) gehörte bis 1815 das Amt Reckenberg. Darin: Wiedenbrück, Stadt an der Ems mit 2800 Einw., Garn- und Tabaksspinnerei und Strumpffabrikation.

g. Standesherrschaften und zwar: aa. Die 3 Q.-Meilen große Herrschaft Rheda, die dem Fürsten von Bentheim-Tecklenburg gehört. Darin: Rheda, Stadt und Hauptort der Herrschaft an der Ems mit 2800 Einw., Garnspinnerei und Leinenweberei. Das hiesige Garn wird sogar zu Brabanter Spitzen verarbeitet. Gütersloh, Stadt an der Ems mit 3950 Einw., welche lebhaften Handel mit feinem Garngespinnst, Schinken und Pumper-

*) Das Bisthum Osnabrück, das erste und älteste Bisthum der dortigen Gegend, wurde von Karl dem Großen 772 gegründet. Im westfälischen Frieden von 1648 wurde die Bestimmung getroffen, daß das Bisthum abwechselnd einen katholischen und einen protestantischen Bischof haben und das Domcapitel zwar hinsichtlich des katholischen jederzeit freie Wahl, aber einen protestantischen Bischof nur aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wählen solle. Der letzte Bischof aus diesem Hause war der Prinz Friedrich, Herzog von York (gestorben 1827), der das Land an Hannover überließ. Im vorigen Jahrzehnt wurde Osnabrück bekanntlich wieder der Sitz eines katholischen Bischofs.

nickel treiben. — bb. Die ehemals reichsunmittelbare, seit 1807 standesherrliche Grafschaft Rietberg des Fürsten von Kaunitz-Rietberg, 4 Q.-Meilen groß. Dies Haus stammt aus Mähren und verdankt die Fürstenwürde dem berühmten Minister Maria Theresia's und Joseph's II., von Kaunitz. Nach dem Aussterben der alten Grafen von Rietberg (1552) kam die Grafschaft an deren weibliche Nachkommenschaft und fiel 1692 durch Heirath an das gräfliche Haus Kaunitz; ein Theil der Grafschaft wurde 1823 an die Krone Preußen verkauft. Darin: Rietberg (Rittberg), Stadt an der Ems mit 2100 Einw., welche ausgezeichnet feines Garn spinnen, außerdem starke Leinwand- und Tabaksfabrikation und Branntweinbrennerei treiben. Die Marktflecken Neuenkirchen mit 1300 Einw. und Bornholm mit 1700 Einw. und einem fürstlichen Jagdschlosse, und das Dorf Kaunitz (Neukaunitz) mit 1300 Einw. und einem Schlosse.

VII.

Schluß: Der Regierungsbezirk Arnsberg.

3. Der Regierungsbezirk Arnsberg. Derselbe umfaßt:

a. Das Herzogthum Westfalen, welches nur ein Theil des alten Westfalens war und mit diesem zu dem alten Herzogthum Sachsen gehörte, bis es, nachdem Heinrich der Löwe in die Reichsacht erklärt worden war, von Kaiser Friedrich I. dem Erzstift Köln geschenkt wurde.

Nachdem dies Erzstift säcularisirt und durch den Lüneviller Frieden größtentheils an Frankreich abgetreten war, kam in Gemäßheit des Reichsdeputationshauptschlusses das Herzogthum Westfalen an Hessen-Darmstadt und 1816 an Preußen. Darin: Arnsberg, ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Westfalen, an der Ruhr, mit 4544 Einw., einem kathol. Gymnasium und einer Wasserkunst. Arnsberg gehörte vormals zur Hansa und neben der Stadt liegen auf einer ziemlich beträchtlichen Anhöhe die Trümmer des alten Stammschlosses der Grafen von Arnsberg, deren letzter, Gottfried, 1368 die Grafschaft für 130,000 Goldgulden an das Erzstift Köln verkaufte. Seitdem wurde das Schloß der Sitz eines westfälischen Vehmgerichts. Warstein mit 2600 Einw., mehrere Eisen-Fabriken, und Freienohl mit 1100 Einw., welche bedeutenden Handel mit Haushaltungsgegenständen von Holz, Schuhen u. s. w. treiben, zwei Marktflecken. Brilon, Stadt an der Mönne mit 4284 Einw., war ursprünglich die eigentliche Hauptstadt des Herzogthums Westfalen und gehörte zur Hansa. Die Stadt hat ein kathol. Gymnasium, Blechwaaren- und Nägelfabriken. Die hiesige große Pfarrkirche soll schon 776 von Karl dem Großen gebaut worden sein. Marsberg (Stadtberg), Stadt an der Diemel mit 3945 Einw., mit einer Irrenanstalt, Kupfergruben und Eisenhütten. Neben der Stadt stand die alte sächsische Eresburg, welche Karl der Große eroberte und in eine kaiserliche Burg verwandelte. Medebach, Stadt an der waldeck'schen Grenze mit 2500 Einw., welche Wollweberei und Potaschsiederei treiben. Die Stadt gehörte gleichfalls zur Hansa. Meschede, Stadt an Ruhr mit 2200 Einwohnern, Tuchfabrikation und Eisenhammer. Velmede,

Dorf mit 700 Einw. und einer merkwürdigen Kalkfelsen-höhle, in welcher, wie die Sage erzählt, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung berühmte Prophetin der alten Deutschen, Veleda, verehrt worden sein und von der jener Ort den Namen erhalten haben soll. Sehr zweifelhaft ist es, ob die Höhle, die einen Schacht (in dessen Tiefe ein Bach durchfließt und an einer Seite des Berges wieder zum Vorschein kommt) mit zwei gleichsam übereinander laufenden Gängen bildet, von der Natur auf diese merkwürdige Art hervorgebracht, oder in längst vergangenen Zeiten Bergbau daselbst betrieben worden ist. Gesecke, Stadt mit 3939 Einw., einem aufgehobenen adeligen Fräuleinstift, Töpferei, Leinenweberei und starkem Flachsbau. Benninghausen, Dorf unweit der Lippe mit 600 Einw. und einem Landarmen- und Besserungshause für die ganze Provinz Westfalen. Erwitte, Dorf mit 1900 Einw., war in alten Zeiten ein s. g. Königshof. Olpe, Stadt mit 2100 Einw., Kupfer- und Eisenschmelzhütte, Kupfer- und Breithammer, treibt bedeutenden Handel mit Eisenblech. Attendorn, Stadt mit 1700 Einw., einem kathol. Progymnasium und Marmorbruch, gehörte einst zur Hansa. Werl, Stadt mit 4664 Einw. und einem wichtigen Salzwerke, gehörte einst zur Hansa; auch wurde zu Werl 1002 Heinrich II. zum deutschen Kaiser gewählt. Die Stadt ist mit Mauern und Gräben umgeben und hat in der Kapuzinerkirche ein wunderthätiges Muttergottesbild, zu welchem stark gewallfahrtet wird. Die Gegend, in der Werl liegt, gehört zum Hellweg. Menden, Stadt mit 3730 Einw., Nadel-, Tuch- und Sammtbandfabriken und Steinbrüchen. Balve, Marktflecken mit 1100 Einw., Eisen- und Stahlhämmern, gehörte zur Hansa.

b. Die Grafschaft Mark, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an 190,000 Einw. zählte und ihre Entstehung zwei Brüdern, Adolph und Eberhard, aus dem gräflichen Hause Teisterband, verdankt. Diese beiden Brüder leisteten den Kaisern Heinrich IV. und V. gute Kriegsdienste und wurden von diesen zu Anfang des 12. Jahrhunderts mit Ländern in Westfalen und am Rhein beschenkt. Anfangs Grafen von Altena und vom Berge (aus letzterem entstand später der Name für das Herzogthum Berg) genannt, nahm Graf Adolph III., der bis 1249 regierte, nach der von ihm erkauften Burg Mark bei Hamm den Namen eines Grafen von der Mark an, der in der Folge in der Familie beibehalten wurde. Adolph V. vermählte sich 1364 mit der Gräfin Margaretha von Berry, bald nachher starben die Grafen von Cleve im Mannsstamme aus, und Adolph wurde ihr Erbe in der Grafschaft oder dem nachmaligen Herzogthum Cleve. Unter seinem Sohn Dietrich wurde die Grafschaft Mark mit Cleve vollständig verbunden. Einer der Nachfolger Dietrich's, Johann III., Herzog von Cleve und Graf von der Mark, wurde auch Herzog von Jülich und von Berg, und als mit dem Grafen Johann Wilhelm 1609 der Mannsstamm erlosch und verschiedene fürstliche Häuser an seine hinterlassenen Länder (Jülich, Cleve, Mark, Ravensberg 2c.) Ansprüche machten, kam an Kurbrandenburg namentlich auch die Grafschaft Mark, die bei diesem Hause stets geblieben ist, den Zeitraum von 1806 bis 1813 abgerechnet, wo sie einen Bestandtheil des von Napoleon geschaffenen Großherzogthums Berg bildete. Zu der Grafschaft Mark gehören: Hamm, alte Burgstadt der Grafschaft, an der Lippe, mit 9884 Einw., einem Schlosse, einem Gymnasium, Lein-

wandfabrikation und Leinwandhandel. Hamm war früher eine Festung und wurde 1762 von den Franzosen vergeblich belagert; im Mittelalter war die Stadt Mitglied der Hansa. In der Nähe liegen die Trümmer des erwähnten Schlosses Mark, welches die Grafen von Altena um 1226 käuflich an sich brachten und sich seitdem Grafen von der Mark nannten. Unna, Stadt mit 6392 Einw. und dem wichtigen Salzwerk Königsborn, bei welchem das Soolbad, Louisenbad genannt, angelegt ist. Camen (Kamen), eine der ältesten Städte der Grafschaft, mit 3172 Einw. Bochum (Bockum), Stadt mit 9830 Einw. und Tuch-, Casimir- und Eisenwaarenfabriken (welche letztere namentlich viele Kaffeemühlen verfertigen), Sitz eines Bergamtes. Hattingen, Stadt an der Ruhr mit 5243 Einw., Tuch- und Flanellfabrikation, Verfertigung von Eisenwaaren; gehörte einst zur Hansa. In der Nähe liegen die Trümmer vieler alten Schlösser. Witten, Stadt an der Ruhr mit 7931 Einw., Siamoisen- und Eisenwaarenfabriken, Steinkohlengruben und stark besuchten Viehmärkten. Iserlohn, wichtige Fabrikstadt in einer rauhen Gebirgsgegend des Sauerlandes mit 14,106 Einw., großartigen Stahl- und Messingfabriken, Seidenweberei, bedeutendem Fabrikatenhandel und reichen Galmeigruben in der Nähe. Das in der Nähe der Stadt auf einem Felsen stehende kolossale eiserne Kreuz ist zum Andenken an die glückliche Beendigung des Krieges von 1813 bis 1815 errichtet worden. Sundwig, Dorf mit 600 Einw. und der nahen Prinzenhöhle mit fossilen Knochen und Tropfsteingebilden. Altena, Fabrikstadt an der Lenne und der Nette, mit 5934 Einw., wichtigen Eisendraht-, Näh- und Stricknadel-, Fingerhut- und Gardinenringfabriken. Lüden-

scheid, Stadt mit 5678 Einw., mit Metallwaaren- und Messerfabriken, Baumwollspinnereien und Galmeigruben in der Nähe. Hagen, Stadt an der Volme und Empe, mit 8418 Einw., Stahl- und Eisenfabriken und einem Gesundbrunnen in der Nähe. Von hier nach Elberfeld hin ist die Enneper (Emper)-Straße, von der Empe durchflossen und übersäet mit Eisenwerken, welche viele Sensen, Strohmesser und mannichfaltige Eisenwaaren liefern. Unweit des Marktfleckens Gevelsberg ist die merkwürdige Höhle Klüfert, die einen engen Eingang, inwendig aber hohe und weite Gänge hat. Schwelm, Stadt mit 5046 Einw., mit vielerlei Fabriken und einem Gesundbrunnen in der Nähe. Herdecke, Stadt an der Ruhr mit 3302 Einw., mit wichtigen Tuchfabriken, Brauereien und Getreidemärkten. Breckerfeld (Breckerfelde), Stadt mit 1800 Einw. und Seiden-, Band- und Zeugwirkereien und Eisenfabrikation. Wetter, Stadt an der Ruhr mit 1900 Einw., einer Fayence- und einer Maschinenfabrik, Eisenwaarenfabrikation und Steinkohlengruben in der Nähe. Lippstadt, Stadt an der Lippe mit 6394 Einw., einer Realschule, einem freiweltlichen Fräuleinstift, sechs Kirchen, Branntweinbrennereien, Gerbereien und Getreidehandel. Bis 1850 gehörte diese Stadt Preußen und Lippe-Detmold gemeinschaftlich. Lünen, Stadt an der Lippe mit 2000 Einw., die viele Nägel und Blechdosen verfertigen. Hörde, Stadt an der Emscher mit 3700 Einw., Nagelschmieden und wichtigen Steinkohlengruben in der Nähe. Vor der Stadt liegt das 1340 gegründete adelige Jungfrauenstift Clarenberg. Schwerte, Stadt an einem Arme der Ruhr mit 2500 Einw., ist eine der ältesten Städte der Mark. Soest, Stadt in der fruchtbaren

Soester Börde, mit 10,501 Einw.. einem Gymnasium, einem Schullehrerseminar, Fräuleinstift und Getreidehandel. Die Stadt galt im Mittelalter wegen ihrer Größe, Macht und Reichthümer für die größte und wichtigste in Westfalen; als starke Festung und als Mitglied der Hansa spielte sie eine bedeutende Rolle und trieb sogar Seehandel. Die Erzbischöfe von Köln übten die Oberherrschaft über die Stadt aus, bis diese 1449 der Grafschaft Mark einverleibt wurde. Berühmt war auch das Soester Stadtrecht, als das älteste aller deutschen Stadtrechte.

c. Die ehemalige Freigrafschaft und freie Reichsstadt Dortmund, welche durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 an Nassau-Oranien, 1807 an das Großherzogthum Berg und 1815 an Preußen kam. Die Stadt Dortmund liegt an der Emscher und zählt 23,366 Einwohner, wobei, wie bei den übrigen Industriestädten Westfalens, die stets ab- und zufluthende Fabrikbevölkerung außer Betracht gelassen ist. Die Stadt entstand aus drei Dörfern, welche 800 von Karl dem Großen zur Stadt erhoben wurden. An der Nordseite stand dicht an den Mauern außerhalb der Stadt die alte Kaiserburg Munda, in der einst der Graf Teutmann, welchen Karl der Große 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnte, seinen Sitz hatte. Bald nachdem Dortmund zu einer Stadt geworden war, soll Karl der Große den ältesten Stuhl des westfälischen Freischöppengerichtes dort gestiftet haben, wie er denn auch 808 den Bau des Pantaleons-Domes begann, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 eine Kirchenversammlung und 1016 einen Reichstag in Dortmund ab. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Sitz der kaiserlichen Hof-

haltung. Als Friedrich I. 1180 daselbst einen Reichstag hielt, saß er selbst zur Vehme beim Hauptstuhl zum Spiegel am Rathhause, als Stuhlherr zu Gericht; noch 1327 verweilte Karl IV. hier längere Zeit. Eine merkwürdige Belagerung, welche einundzwanzig Monate dauerte, von achtundvierzig Landesherren, hielt Dortmund 1387 und 1388 aus und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und die Blüthe der Stadt stiegen immer höher. Sie gehörte, wie Soest, zum Hansabunde und während des dreizehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wurden die Dortmunder Kaufleute auf den Märkten zu London, Brügge, Wisby und Nowgorod häufig gefunden. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Dortmund gegen fünfzig Thürme, vier Bastionen und dreifache, breite Mauern; es zählte 10,000 Häuser und gegen 50,000 Einwohner. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, ansehnliche Bierbrauereien und war der Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehenden Waaren drei Tage lang zum Verkaufe aufgestellt werden mußten. Aber innere Unruhen, die allmälige Auflösung der Hansa, die Religionskriege im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beschränken und sich dieselben zu unterwerfen, führten Dortmunds Verfall herbei, bis es denn in neuerer Zeit durch seine Fabrikthätigkeit wiederum zu erhöhter Bedeutung gelangte. Gegenwärtig ist die Stadt der Sitz eines Oberbergamtes und eines prot. Gymnasiums, zählt vier Nagel-, Tabaks- und Wollfabriken und Bierbrauereien, auch treiben die Einwohner einen lebhaften Handel. Augenblicklich — (wir schreiben diese Zeilen im Wonnemonat 1863, und die angeführten Zahlen beruhen auf der Erhebung

vom 3. December 1861) — unzweifelhaft schon die volkreichste Stadt im gesammten Westfalen, zugleich die einzige, durch welche die Provinzialhauptstadt Münster nachgerade überflügelt ist, wird Dortmund die 50,000 Einwohner seiner alten Blüthezeit sicherlich schon bald erreicht und überholt haben, wenn diejenige Industrie, auf welcher die neue Blüthe der alten Reichsstadt basirt, in den nächsten zwei Jahrzehnten nicht selbst wieder abnimmt.

d. Das Fürstenthum Siegen, welches der Ottonischen Hauptlinie des Hauses Nassau gehörte, 1806 an das Großherzogthum Berg und 1815 an Preußen kam. Darin: Siegen, Stadt an der Sieg mit 8230 Einw., ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums, Bergwerks- und Realschule, starker Bergbau, Stahl- und Eisenfabrikation, Woll- und Baumwollwebereien, Färbereien und Gerbereien. In der Umgegend sind viele Eisengruben und Schmelzhütten. Grund, Dorf mit 400 Einw., in der Nähe des Städtchens Hilchenbach, mit 1300 Einw., ist der Geburtsort des bekannten Schriftstellers Jung Stilling, welchem am 12. September 1804 hier ein Denkmal gesetzt wurde. Bei dem Dorfe Müsen, mit 900 Einw., am Fuße des Rothhaargebirges, ist der einen ganz vorzüglichen Stahlstein liefernde merkwürdige Stahlberg mit seinem zehnfach übereinderliegenden Etagenbau.

e. Standesherrschaften und zwar: aa. Die Grafschaft Wittgenstein, welche 1806 mediatisirt und unter die Landeshoheit des Großherzogs von Hessen gestellt wurde, 1816 aber unter preußische Oberherrlichkeit kam. Die Grafschaft hat einen Flächenraum von $9^1/_2$ Quadratmeilen und gehört den Fürsten von Sayn in den beiden Linien Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-

Berleburg an. Die Ahnherren des Hauses Wittgenstein sind die Grafen von Sponheim. Die Grafschaft Sayn war Anfangs ein Besitzthum der alten Grafen von Sayn, eines Zweiges des Hauses Nassau; sie kam durch Heirath an den Grafen von Sponheim und ebenfalls durch Heirath kam später die Grafschaft Wittgenstein hinzu. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert bestehen die genannten beiden Hauptlinien des Hauses Wittgenstein. Der Graf von Sayn-Wittgenstein-Berleburg wurde 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben; ihm gehört: Berleburg, Stadt und Hauptort der Standesherrschaft mit 2200 Einw., einem schönen fürstlichen Residenzschlosse, Wollzeugfabrikation und Eisenhämmern. Dem Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein (eigentlich Sayn-Wittgenstein und Hohenstein zu Wittgenstein) gehört: Laasphe, Stadt an der Lahn mit 2200 Einw., mit einem, neben der Stadt auf einem hohen Berge liegenden fürstlichen Residenzschlosse, Tuchfabriken und in der Nähe Eisenhütten. — bb. Die Grafschaft Limburg, $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen groß, die 1573 durch Erbschaft an das Haus Bentheim fiel und jetzt dem Fürsten von Bentheim-Tecklenburg-Rheda gehört. Darin: Limburg (Hohen-Limburg), Stadt und Hauptort der Grafschaft an der Lenne, zwischen Hagen und Iserlohn, mit 3234 Einw.; einem hochgelegenen fürstlichen Schlosse, wichtigen Drahtmühlen, Eisenwaarenfabriken, Kupferhammer und Leinenweberei.

VIII.

Aus der Geschichte der Stadt und des Hochstiftes Münster: Der sagenhafte Ursprung der Stadt. Ihr ursprünglicher Name und ihre ältesten Bewohner. Wittekind's Ruhestätte in Enger. Der heilige Ludgerus, der erste Bischof von Münster. Die nächsten Nachfolger des Heiligen. Allmälige Ausbreitung der Stadt. Anfänge einer Befestigung und Ertheilung von Stadtrechten. Fernere Schicksale. Entwickelung der Vehmgerichte. Erweiterung der Festungswerke. Beginn der innern Zwistigkeiten. Bündnisse mit den Nachbarstädten. Aufblühen der Wissenschaften. Steiges Steigen des Wohlstandes der Stadt.

Die ersten authentischen Nachrichten aus der ältesten Vergangenheit der Stadt Münster stammen erst aus der Zeit des Kaisers Karl des Großen. Vor dieser Zeit verlautet nur Sagenhaftes. So heißt es, die Stadt sei von Sachsen gegründet worden, die aus Italien, wohin sie im Jahre 568 mit dem Longobardenkönig Alboin gezogen, zurückgekehrt waren und ihre früheren Wohnsitze den Sueven hätten überlassen müssen. Ihre neue Niederlassung hätten sie zur Erinnerung an ihre bei der italienischen Stadt Mailand (niedersächsisch Miland) vollbrachten Kriegsthaten Milingard genannt, hieraus sei später der Name Münster entstanden. Diese Nachricht klingt jedoch schon deshalb unwahrscheinlich, weil die ältesten und glaubwürdigsten Urkunden die Stadt nicht Milingard, sondern Mimigardevord nennen. Griechische und römische Schriftsteller lassen den altdeutschen Namen der Brukterer, welche später von dem großen Volke der Chauken, nach einem Zweige seines Stammes Sachsen genannt, verdrängt oder unterjocht wurden, als älteste Bewohner des Münsterlandes auftreten. Historisch beglaubigt ist es, daß bereits im fünften Jahrhundert die Sachsen als herrschendes Volk im heutigen Westfalen, Engern, Niedersachsen, Holstein und Mecklenburg erscheinen, das Münsterland aber gehörte da-

mals zum Sachsenlande. Bekannt sind die Kämpfe der fränkischen Könige vor Karl dem Großen mit ihnen, vergeblich waren alle Versuche, den wohlthätigen Keim des Christenthums dauernd bei ihnen zu befestigen. Als tapfere, dem Heidenthum eifrig anhangende Sachsen haben wir uns die Bewohner des Münsterlandes vom fünften Jahrhundert bis zu Karls des Großen Zeiten zu denken. Wittekind, der kühne Sachsenführer, ruht in der 903 erbauten Kirche des Marktfleckens Enger (im heutigen Regierungsbezirk Minden). Dieser Ort war der Wohnsitz des starken Herzogs gewesen und dorthin wurden deshalb auch seine Gebeine im Jahre 1822 von Herford übergesiedelt, nachdem ihm schon Kaiser Karl IV. im Jahre 1377 hier ein Monument hatte errichten lassen.

Die ersten Versuche zur Einführung des Christenthums in diesen Gegenden sollen schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts durch den heiligen Suibert von der Utrechter Missionsanstalt gemacht worden sein, hernach sollen die Verheerungen des Friesenfürsten Radbod sie wieder vertilgt haben. Historisch beglaubigt ist nur das Auftreten eines gewissen Bernard, früheren Propstes zu Kaiserswerth, der im Jahre 779 als Sendbote des Evangeliums im Münsterlande wirkte. Suibert starb im Jahre 791. Bald nachher wurde der heilige Ludgerus, ein frommer und gelehrter Priester, aus dem Lande der Friesen, von Karl dem Großen zum ersten Bischof von Münster ernannt. Dieser empfing jedoch erst im Jahre 802 die bischöflichen Weihen und starb am 26. März 809. Zu Ludger's Zeiten lag eine kleine Kirche nebst einem Kloster auf einer kleinen Anhöhe, die zum Aaflüßchen sich hinabsenkt. Diese erste Ansiedlung nannte man Mimi-

gardevord, doch sind die Nachrichten über die Entstehung der eigentlichen Stadt bis jetzt noch sehr unbestimmt; sie soll auf dem Grunde dreier uralten Höfe liegen, welche Brockhof, Kampvordeshof und Kamperbeckeshof genannt wurden.

Die Leiche des heiligen Ludger wurde von Billerbeck, wo er starb, nach Werden an der Ruhr gebracht. Die Legende hat das Andenken des Heiligen vielfach verherrlicht. So erzählt sie, daß, als die Begleiter der Leiche des Heiligen auf dem Wege von Billerbeck nach Werden durch ein ganz einfältiges Dorf, das noch keinen Namen hatte, sechs Stunden von Münster kamen, alle Glocken zu Ehren des heiligen Ludgerus von selbst zu läuten anfingen. Von dieser Zeit an hieß das Dorf, das späterhin eine Stadt wurde, Lüdinghausen. Eine andere Legende ist die vom Ludgerusbrunnen zu Billerbeck*). Als Ludgerus nämlich sich einstmals in Billerbeck aufhielt und eines Abends auf die benachbarten Berge hinausging, um die freie Natur zu genießen, kam er auch auf den sogenannten Billerbecker Berg. Er fand hier mitten im Walde ein kleines erbärmliches Häuschen, und als er näher kam, sah er eine Frau in der Thüre stehen, welche sehr schmutzig gekleidet und im Gesichte ganz schwarz war. Er ging hinein und fragte die Frau nach dem Grunde ihrer Unreinlichkeit, worauf diese ihm antwortete: „Herr, der Brunnen, den du hier siehest, ist ausgetrocknet, die ganze Gegend ist wasserleer und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll.“ Kaum hatte die Frau ausgeredet, so ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, welche eben neben ihm

*) Billerbeck ist eine kleine Stadt in der Grafschaft Horstmar.

standen, warf dieselben in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Thiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; gebt genau Acht, wo sie wiederum zum Vorschein kommen, und grabet an dieser Stelle einen Brunnen, welcher euch Wasser geben wird in Fülle und der, so lange die Welt steht, nicht versiegen soll." Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg hindurch und kamen am anderen Morgen, zum Erstaunen der Leute, in Billerbeck aus der Erde hervor. An der Stelle aber, wo sie an's Licht kamen, entstand eine herrliche klare Quelle, welche gegenwärtig noch reichlich fließt und der Ludgerusbrunnen genannt wird. Das Bildniß des heiligen Bischofs steht in Stein darauf; er ist abgebildet, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der anderen auf den Berg hinzeigt, woher die wunderbare Quelle entstanden ist. Auf dem Billerbecker Berge steht gleichfalls an der Stelle, wo ehemals der vertrocknete Brunnen war, Ludgerus in Stein abgebildet, wie er im Begriff ist, die Gänse in den Brunnen zu werfen.

Einen hervorragenden Platz in der Geschichte Münsters behauptet unter den Nachfolgern des heiligen Ludgerus auf dem bischöflichen Stuhle Hermann I. (gestorben 1042), in der Reihe der Münster'schen Bischöfe der vierzehnte*).

---

*) Die zwölf ersten Nachfolger Ludger's waren: 1. Gerfried, ein Vetter des heiligen Bischofs († 12. Sept. 839), 2. Alfried, gleichfalls ein Vetter Ludger's († 22. April 849), 3. Lubertus († 852), 4. Berthold († 855), Wulfhelm, aus Katzenhausen gebürtig († 891), 6. Richard, aus dem Geschlechte der Könige von England († 924), Winhold, dessen Herkunft und Todeszeit unbekannt sind, 7. Willebold

Er baute die Liebfrauenkirche und das Liebfrauenkloster. Dieses Kloster führt in den Urkunden den Namen Monasterium. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Wohnungen um dasselbe sich sehr schnell vermehrt haben, denn man findet, daß bald nach dieser Zeit im gewöhnlichen Leben der Name Mimigardevord der neuen Benennung „Münster“ Platz machte, während der erstere einstweilen noch als Amtsname blieb.

In den nächstfolgenden Zeiten tritt in ganz Deutschland die Erscheinung hervor, daß die Macht und das Ansehen der Bischöfe steigen und diese allmälig zu dem Range von Reichsfürsten sich erheben. Es beginnen die Bischöfe in dreifacher Eigenschaft aufzutreten: nämlich als Regenten und Feldherren, als oberste Schutzherren der Kirche und als oberste Richter der Geistlichkeit in weltlichen Angelegenheiten. Mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts zeigt sich auch im Münsterlande das Steigen der bischöflichen Macht, nachdem die alte Gau- und Hofverfassung allmälig in Verfall gerathen war. Zugleich bewirkten das Ansehen, die Macht und der Reichthum der Kirche, daß ein großer Theil der Geistlichkeit sich immer mehr von der Sorge für ihr geistliches Amt, ihrer eigentlichen Bestimmung abwandte und weltliche Geschäfte, Güterverwaltung, Staats- und Kriegshändel, mehr als ihr heiliger Beruf

(† wahrscheinlich 950), 9. Dodo († 998), 10. Sweder (Switger), aus Magdeburg gebürtig († 19. November 1012), 11. Dieterich, aus dem gräflichen Stamme Nothuringen († 1022), und 12. Siegfried, aus derselben Familie und Bruder des bekannten Bischofs Dithmar von Merseburg († 1032). Auf Hermann I. folgte Robert, welcher Herr von Greven wird († 1063), und auf Friedrich I., Erpo, aus einem mecklenburgischen Fürstenhause († wahrscheinlich 1100).

es erlaubte, zum Gegenstand ihrer Sorge machte, überhaupt von jetzt an in politischer Hinsicht eine bedeutende Rolle spielte.

Unter dem sechzehnten Bischof Friedrich I., einem Markgrafen von Meißen (1064 bis 1083), wurde der Name Münster statt Mimigardevord immer bekannter und gebräuchlicher. Er ging auf das Bisthum und die Kathedrale über und Friedrich wird auch schon in auswärtigen Nachrichten Bischof von Münster genannt. Um das Jahr 1115 unter dem Bischof Burchard, einem Edlen von Holte (starb 1118), erhielt die erwähnte erste Ansiedlung in der Umgebung des Domes Mauer und Graben und hieß jetzt die Burg (urbs). Außerhalb dieser Burg lag die Außenstadt.

Bischof Dieterich II. (1118 bis 1127), aus dem Geschlechte der von Winzenburg, Sohn des Grafen Otto von Zütphen, ein entschiedener Gegner des mit dem Papste im Investiturstreite begriffenen Kaisers Heinrich V., wurde von seinen Lehns- und Dienstleuten aus der Stadt verjagt und nahm seine Zuflucht zum Herzog Lothar von Sachsen. Dieser rückte im Jahr 1121 mit den meisten Fürsten Sachsens vor die Stadt, belagerte sie und nahm sie ein. Die Stadt und die Domkirche wurden größtentheils eingeäschert und die ganze Besatzung gefangen weggeführt. Als im October 1122 auf einem Reichstage zu Worms der Investiturstreit beigelegt wurde und die Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst zu Stande kam, schöpfte Deutschland und mit ihm auch das schwerbetroffene Bisthum Münster wieder Athem. Dieterich führte den seit langer Zeit unterbrochenen Gottesdienst wieder ein und that auch sonst Vieles, um die Wunden, die der Stadt und dem

Bisthum in dem langen Streite waren geschlagen worden, zu heilen*).

Bischof **Hermann** II., ein Graf von Katzenellnbogen (gestorben 1203), erscheint als der erste eigentliche **Reichsfürst** in der Reihe der Münster'schen Bischöfe, unter welchen er selbst der vierundzwanzigste ist. Dieser einsichtsvolle Regent ist als der Begründer eines geordneten **Städtewesens** in seinem Lande anzusehen. Auch umgab er (1180) Münster mit einer neuen und festen Mauer nebst einem Graben und festen Thoren, und bestimmte auf diese Weise den Umfang der Stadt, wie sie ihn, den Wall und den äußeren Graben abgerechnet, noch heute besitzt. Münster blühte als Bischofssitz und Handelsplatz rasch empor. Von den zehn Thoren führten Hauptstraßen zur inneren Stadt, zur Burg. Auf dieser lag neben dem Kloster der weite Hof des Bischofs. Im Umkreise des Domhofes nahmen jetzt auch die Kanoniker ihre besonderen Wohnungen ein; es entstand die Dom-Immunität. Aus Hermann's Zeit datirt sich aber auch der Beginn des Kampfes der zu Wohlstand und Macht gelangten Bürgerschaft gegen die immer nach größerer Ausdehnung strebende Gewalt des Bischofes. In der ersten und zu Anfang der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts schloß Münster mit vielen Nachbarstädten Bündnisse ab zur Beschirmung des Handels und zu gegenseitigem Schutz gegen Feinde und Verfolger.

*) Nach Dieterich II. bis zu Hermann II. regierten folgende Bischöfe: 1. Egbert († 1131), 2. Werner († 1150), 3. Friedrich II. († 1168), und 4. Ludwig I., ein Graf von Tecklenburg (starb an der Pest 1173).

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts entwickelte sich aus dem fast ganz außer Wirksamkeit getretenen Institut der alten Freigerichte das später so berühmt gewordene Vehmgericht. Als nämlich nach dem Falle Heinrich's des Löwen (1182) das Herzogthum Sachsen aufgelöst wurde, erhielt, wie bekannt, der Erzbischof von Köln von den Ländern Heinrich's Engern und Westfalen unter dem Namen eines Herzogthums. Die Würde eines obersten Stuhlherrn und Vorgesetzten der Freigrafen, welche bis dahin die Herzoge von Sachsen bekleidet hatten, ging mit allen andern herzoglichen Rechten an den neuen Landesherrn über und von diesem wurden diese Rechte, namentlich die Aufsicht über die Freigerichte, an die Bischöfe für ihre Diöcesen übertragen, so daß letztere in ihren Bezirken sich als oberste Stuhlherren betrachten konnten. Die Bedeutung dieser Freigerichte — der Gerichte über die Freien eines ganzen Gaues — war im Verlaufe von 250 Jahren um so tiefer gesunken, je mehr die Zahl der Freien abgenommen und die Zahl der Hörigen verschiedener Art gestiegen war. Die Gerichtsbarkeit über diese Hörigen hatten im Laufe der Zeiten die Bischöfe als Kirchenvögte an sich gebracht und sie vereinigten also nunmehr nach dem Sturze Heinrichs des Löwen die Würde eines obersten Stuhlherrn der Freigerichte und die von Kirchenvögten mit einander. Den Bischöfen gegenüber suchten die Freigerichte fortwährend ihre Würde als königliche Gerichte zu behaupten, während die jetzt zu obersten Stuhlherren erhobenen Bischöfe sie theils unmittelbar unter sich zu bringen und von Kaiser und Reich zu trennen, theils sie sogar zu vernichten und aufzulösen strebten, um sie mit ihren eigenen Gerichten für die Hörigen und Schützlinge

zu verschmelzen. Dies gelang den Bischöfen auch theilweise und längere Zeit hindurch blieben die Freigerichte fast ohne alle Bedeutung. Doch erhielten sich die Freischöffen — die aus den freien Gerichtsgenossen gewählten Gerichtsschöffen — in einem geheimen Bunde so lange, bis sie Gelegenheit hatten, eine ausgedehntere Wirksamkeit als Vehmgericht zu üben. Die Kaiser vergrößerten das Ansehen dieser heimlichen Freigerichte in der Folge dadurch, daß sie sich derselben zur Erreichung ihrer eigenen Absichten bedienten und um mächtige Große zu schrecken. Die Menge der Mitglieder machte es möglich, die Wirksamkeit dieser heimlichen Gerichte allmälig über ganz Deutschland auszudehnen. Die höchste Blüthe ihrer Macht fanden diese heimlichen Freigerichte im 14. und 15. Jahrhundert und es war deshalb nicht zu verwundern, daß sich viele Stimmen gegen sie erhoben und 1461 verschiedene Fürsten und Städte in Deutschland, denen sich auch die schweizerische Eidgenossenschaft anschloß, unter sich Vereine bildeten, um zu verhindern, daß Jemand bei den heimlichen Gerichten Recht suche. Die Kaiser selbst ließen es bei fruchtlosen Versuchen bewenden, Verbesserungen in der Verfassung derselben herbeizuführen. Die Gerichte selbst waren kühn genug, sich sogar den Kaisern zu widersetzen, und ihre Wirksamkeit erlosch erst vollständig, als in Deutschland der allgemeine Landfriede errichtet, ein verbessertes Gerichtswesen und die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt wurden. Das letzte Vehmgericht wurde 1568 bei Celle gehalten. Außer in Westfalen gab es auch in Niedersachsen und in einigen andern Gegenden Deutschlands, ja selbst in Holland, Vehmgerichte; doch standen sie nirgends anderswo in so hohem Ansehen als in Westfalen,

indem sich anderwärts ihre Gerichtsbarkeit in der Regel blos auf einen gewissen Bezirk beschränkte. Ueber ihre innere Einrichtung weiß man nur Weniges. Der Stuhlherr, gewöhnlich ein Fürst oder Graf, hatte die oberste Leitung des ganzen Gerichtes, dessen Sprengel oder Freigrafschaft mehrere Freistühle enthielt. Der Vorsitzende des heimlichen Gerichts hieß der Freigraf, seine Beisitzer, die bei den Urtheilen stimmten und sie vollzogen, hießen Freischöffen, ihre Sitzungen Freidinge und der Ort, wo die Sitzungen gehalten wurden, der freie Stuhl. Der Freischöffen, die von den Freigrafen ernannt wurden, gab es in allen Provinzen und Städten Deutschlands. Man will wissen, daß ihre Anzahl sich auf hunderttausend belaufen habe. Sie erkannten einander an gewissen Zeichen und Loosungen, die den Nichteingeweihten unbekannt waren; daher wurden sie auch die Wissenden genannt. Sie band ein furchtbarer Eid, denn sie gelobten, „die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen netzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist“. Sie erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt an und machten ihn deshalb meistentheils bei seiner Krönung in Aachen zum Wissenden. Die Aufnahme sollte nach strenger Regel nur auf rother, das heißt westfälischer Erde geschehen. Die Sitzungen des Gerichts waren öffentliche und heimliche; jene wurden bei Tage unter freiem Himmel, diese bei Nacht in einem Walde oder an unterirdischen, verborgenen Orten gehalten. Die Verbrechen, über welche die heimlichen Gerichte aburtheilten, waren Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Die An-

klage geschah durch einen Freischöffen, der, ohne weiteren Beweis, durch Ablegung eines Eides versicherte, daß der, den er anklage, wirklich das Verbrechen begangen habe. Der Angeklagte wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht gefordert, indem man ihm die Ladung in's Geheim an die Thüre seiner Wohnung oder in deren Nähe heftete; der Ankläger blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erschien, so ward er in einer feierlichen Sitzung des Gerichtes, die man die heimliche Acht nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, verrvehmt, das hieß, den Freischöffen preisgegeben. Der erste Freischöffe nun, der ihn antraf, knüpfte ihn an einem Baume und nicht an einem Galgen auf, zum Zeichen, daß ein Freischöffe es gethan habe. Wehrte sich der Verurtheilte, so hatten die Freischöffen das Recht, ihn niederzustoßen. Sie legten dann ihr Messer neben dem Körper nieder, gleichfalls um anzuzeigen, daß es kein Mord, sondern die von einem Freischöffen vollzogene Strafe sei. Der Freischöffe, der einem Verurtheilten einen geheimen Wink zu seiner Rettung gab, ward selbst mit dem Tode bestraft. So viel über das Vehmgericht; kehren wir zur Geschichte Münsters zurück.

Bischof Eberhard, aus dem Geschlecht der von Deest (gestorben 1300 oder 1301 *), erhielt i. J. 1275 als Fürst

*) Er war der zweiunddreißigste Bischof von Münster. Nach Hermann II. bis Eberhard regierten folgende Bischöfe: 1. Otto I., ein Graf von Bentheim († 1218), 2. Theodorich II., ein Graf von Isenburg (wurde entsetzt 1226), 3. Gottschalk, aus einer geringen sächsischen Familie († 1236), 4. Ludolph, aus dem Geschlecht der von Holte († am 9. Juni 1247), 5. Otto II., ein Graf von der Lippe († 1259), 6. Wilhelm, aus dem Geschlecht der von Holte († 1265),

zuerst die kaiserliche Belehnung. Im Jahre 1368 ward Münster gleichzeitig mit einigen andern Städten Mitglied der Hansa. Von da an artete das Gefühl der bürgerlichen Selbstständigkeit in Uebermuth aus und führte zu zahlreichen Fehden mit dem Bischof und der Nachbarschaft.

Die Regierungszeit der beiden Bischöfe Conrad II., Grafen von Rietberg (1497—1508), und Erich I. Herzogs von Sachsen-Lauenburg (gestorben 1522), ist merkwürdig durch das herrliche Aufblühen der Wissenschaften, um welche sich der Domherr Rudolph von Lange ein unsterbliches Verdienst erwarb. Das Bisthum Münster war um diese Zeit, ungeachtet der endlosen Kriege, in einem wohlgeordneten Zustande und galt für eines der wichtigsten Reichsländer. Münster war die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein und rivalisirte mit Soest und Dortmund.

---

und 7. Gerhard, ein Graf von der Mark († 1277). Auf Eberhard bis zu Conrad II. folgten: 1. Otto III., ein Graf von Rietberg († 1308), 2. Conrad I., ein Sohn Adolphs vom Berge (wurde entsetzt 1309), 3. Ludwig II., ein Landgraf von Hessen († 1357), 4. Adolf, ein Graf von der Mark (trat ab als Erzbischof von Köln 1363), 5. Johannes, ein Graf von Virneburg († 1364), 6. Florenz, ein Herr von Wevelinghoven (wurde als Bischof nach Utrecht versetzt 1379) 7. Potho von Pothenstein (ein Böhme, wurde als Bischof nach Schwerin versetzt 1382), 8. Heidenreich, aus dem Geschlecht der Wulf von Füchteln († 1392), 9. Otto IV., ein Graf von Hoya († 3. Oktober 1424), 10. Heinrich I., ein Graf von Moers († 2. Juni 1450), 11. Walram, gleichfalls ein Graf von Moers († 1457), 12. Johannes II., ein Herzog von Bayern (wurde Erzbischof von Magdeburg 1464) und 13. Heinrich II., ein Graf von Schwarzenburg († 1496).

IX.

Wie Münster lutherisch wurde. Erste Spuren der lutherischen Bewegung. Vorschub leistende Umstände. Die Aufstände zu Köln und Münster i. J. 1525 und deren Ausgang. Die Humanisten. Amtsentsetzung der vier lutherischen Kapläne zu Münster. Bischof Friedrich von Wied verkauft das Bisthum. Bernard Rothmann als Kaplan zu St. Mauritz; er geht auf Reisen und kehrt nach einem Jahre als vollkommener Lutheraner zurück. Plünderung der Kirche zu St. Mauritz. Rothmann's vergebliche Ausweisung und Heuchelei. Er siedelt nach Münster über. Spaltung der Bürgerschaft. Bernard Knipperdollinck. Fortschritte der lutherischen Lehre. Der Bischof Friedrich von Wied legt seine Würde nieder. Wahl und rascher Tod seines Nachfolgers. Franz von Waldeck wird Bischof. Rothmann's Gehülfen. Die lutherischen Prädikanten ergreifen Besitz von sämmtlichen Pfarrkirchen. Trostlose Lage der Katholiken. Energisches Auftreten des neuen Bischofs. Der Ueberfall in Telgte. Friedensvertrag.

Die große Bewegung, die im Jahre 1517 von Wittenberg ausging, sollte auch in den Gegenden des Niederrheins und Westfalens einen Sturm erregen, der das Glück und den Wohlstand von Tausenden auf lange Zeit vernichtete. Wie überall, so war auch dort der Gährstoff in Menge vorhanden, und es bedurfte nur des kühnen Auftretens und des hartnäckigen Ausharrens einer kleinen Anzahl unternehmender Geister, um die vor den ehrwürdigen Dämmen alter geheiligter Autoritäten sich stauende Masse in Fluß zu bringen und sie über diese Dämme hinausfluthen zu lassen. Die Ursachen dieser Erscheinung waren dort dieselben wie anderswo. Zu der von aufrichtigen oder eigennützigen Volkstribunen genährten Erbitterung der unteren gedrückten Stände gegen Fürsten, Adel und Obrigkeit, gesellte sich das schmachvolle Verderbniß, in welches die Kirche auch am Niederrhein und in Westfalen versunken war. Der höhere Klerus war — freilich mit vielen ehrenvollen Ausnahmen — der Verweltlichung anheimgefallen. Mit trostloser Unwissenheit und unbegrenzter Herrschsucht verband er ein thörichtes

Haschen nach Sinnengenuß jeglicher Art. Unbekümmert um die Pflichten ihres heiligen Amtes verjubelten die vornehmen geistlichen Herren die Zeit, die das edle Waidmannsvergnügen ihnen übrig ließ, mit ihren Concubinen bei schwelgerischen Gelagen. Die höheren geistlichen Stellen waren fast ausschließlich Sinecuren für die Söhne des Adels und der reichsständischen Geschlechter geworden und nur allzuhäufig kam es vor, daß die hohen Kirchenfürsten sich lieber mit dem Schwerte umgürteten und den Harnisch anlegten, als im Friedensgewande des Priesters sich zeigten, und anstatt der Erfüllung ihrer apostolischen Pflichten obzuliegen, in abenteuerlichen Fehden und blutigen Kriegsfahrten ihren Ruhm suchten. „Man war gewöhnt," sagt Cornelius*) „von geistlichen Fürsten Nichts weiter zu verlangen als von weltlichen; daß die Natur des Amtes etwas Anderes fordere, hatte man vergessen. Genug, wenn der Fürst sich nur die Weihe des Priesters und Bischofs geben ließ; auch das haben manche von Jahr zu Jahr bis an ihr Lebensende aufgeschoben, und das Capitel zu Paderborn fand es 1508 nöthig, den Bischof förmlich zur Erfüllung dieser Verpflichtung zu verbinden. Wenn Einer mehr that, sich des vorgeschriebenen Breviergebetes nicht überhob, der Messe täglich beiwohnte, so sicherte ihm die Ausnahme von der Regel das aufmerksame Lob der Chronisten."

*) „Geschichte des Münster'schen Aufruhrs." (In drei Büchern. Leipzig, T. O. Weigel. 1. Buch, 1855. 2. Buch, 1860.) Diesem vortrefflichen Werke, dessen Verfasser seinen Stoff aus den besten Quellen schöpfte, sind wir bei dem Entwurf unserer Skizze gefolgt.

Auf diese Weise ist es erklärlich, daß die lutherische Sache schon in den ersten Jahren der reformatorischen Bewegung auch in den genannten Gegenden zahlreiche Anhänger finden konnte. Doch hatte vor dem Jahre 1525 diese Opposition sich noch nicht an Luther angeschlossen und die Opponenten als Partei sich noch nicht zusammengefunden. Die Unzufriederheit äußerte sich vielmehr in den allerorten schon seit längerer Zeit fortdauernden Zwistigkeiten zwischen Volk und weltlicher und geistlicher Obrigkeit und führte zu vereinzelten Aufständen, die mehr oder minder rasch und glücklich wieder unterdrückt wurden.

Bedenklicher und folgenreicher waren die meuterischen Vorfälle und Rauf- und Plünderungsscenen, welche die Chronik des Jahres 1525 aufgezeichnet hat, also kurz vor und nach der Beendigung des Bauernkrieges durch die Besiegung des Thomas Münzer und seiner Schaaren bei Frankenhausen (15. Mai) und die Hinrichtung des Ersteren zu Mühlhausen. In Köln z. B. drang fremdes Gesindel (s. g. „Suppenesser") in die Klöster und erzwang sich Speise und Trank durch Drohungen. Die Bürger verlangten, daß die Klöster die Leinen- und Wollweberei einstellen, die Handmühlen in geistlichen Häusern weggenommen und ihnen der Weinzapf verboten werden sollten. Um der Bewegung Meister zu werden, nahm sich der Rath der nicht unbilligen Forderungen der Bürgerschaft gegen die Geistlichkeit an und durch die Vermittlung des Erzbischofs wurde am 31. Mai ein Vertrag (die s. g. „Morgensprache") abgeschlossen, laut welchem die Geistlichen, nachdem sie bereits die Mühlen, die Werkstühle und das Handwerkszeug abgeliefert hatten, von Brod, Wein und Bier, was sie nach Herkommen verkauften, in den nächsten

sechs Jahren gleich den Bürgern Steuern zu geben versprachen. Nur der Adel in den vier Stiftern am Dom, St. Gereon, St. Ursula und zum Capitol sollte auch ferner zu eigenem Gebrauch seine Lebensbedürfnisse frei in die Stadt bringen dürfen. Erst in Folge dieser Unterwerfung wurde dem Klerus der erflehte Schutz zu Theil.

Schlimmer ging es in Münster her. Handelsleute hatten von Frankfurt dorthin die sogenannten „Artikel" mitgebracht, und wie dieselben schon zu Mainz, Speyer und Worms als Muster gedient, so war es auch in Münster die Absicht der Gilden, ihnen Punkt für Punkt zu folgen, darin die Freiheit der Bürger festzusetzen und den Stolz und die Habsucht des Klerus für immer zu brechen. So setzten denn am 26. Mai eine Anzahl von mehr als vierzig Männern, die aus dem Rath und den Laischaften gewählt waren und durch die Rathschläge des Kaplans an St. Martin, Lubbert Cansen, unterstützt wurden, eine Reihe von Artikeln auf, welche im Namen der Bürgerschaft dem Stadtrath zur Ausführung übergeben wurden*). Der Rath nahm die Artikel an. Sofort ward von Haufen gierigen Pöbels das Niesingkloster geplündert. Die wenigen in der Stadt zurückgebliebenen Kapitelsherren gaben urkundlich ihre Beistimmung zu einer Anzahl der Artikel und bestimmten einen Tag, an welchem über die anderen zu Münster verhandelt werden sollte. Sicherlich wäre die Bewegung, wenn sie einen ungestörten Verlauf hätte nehmen können, nicht bei der Demüthigung der Geistlichkeit stehen geblieben, denn schon hörte man in Münster Jo-

---

*) Den Inhalt dieser Artikel sehe man bei Cornelius, 1. Buch, S. 6 und 7.

hann Groote rufen, es sei genug, wenn die Reichen 2000 Gulden besäßen. Glücklicherweise aber wurden derartige communistische Gelüste einstweilen noch erstickt und die Bewegung unterdrückt. Bischof und Kapitel behielten die Oberhand und zufolge eines am 27. März 1526 mit diesen abgeschlossenen Vertrages leistete die Stadt auf die wesentlichsten Forderungen Verzicht; Differenzen älteren Datums wurden durch einen am 18. Mai zu Dülmen abgeschlossenen Vertrag geschlichtet und zwar wahrscheinlich keineswegs den ursprünglichen Wünschen der Stadt entsprechend.

Einen ähnlichen Ausgang nahmen die Dinge in Köln. Dort waren zu Anfang Juni neue Unruhen ausgebrochen, und der Rath von der Bürgerschaft gleichfalls zur Annahme einer Anzahl von Forderungen gezwungen worden, bei deren Aufstellung die Frankfurter Artikel als Muster gedient hatten. Der Früchte dieses Sieges aber ging die Bürgerschaft durch den tollkühnen Plan Wilhelm Kirspel's, genannt Krieger, verlustig. Dieser hatte sich mit einer Rotte verschworen, sich der Stadt zu bemächtigen. Die Verschwörung ward entdeckt und vereitelt, und eine Anzahl der Verschworenen hingerichtet; Andere wurden verfolgt. Noch im Mai 1535 wurde ein Gebot erlassen, alle Ausgewiesenen von 1525, wo immer sie betroffen würden, zu verhaften. Der Rath hatte im Juli 1525 sein ganzes früheres Ansehen wieder erlangt und es gelangten die ihm abgetrotzten Zugeständnisse niemals zur Ausführung.

Oben haben wir bereits in Kürze die Umstände angedeutet, welche der Lehre Luther's auch in Westfalen Bahn zu brechen geeignet waren. Gefördert ward die Verbrei-

tung derselben durch das Wirken der Humanisten, jener begeisterten Pfleger der klassischen Philologie. Gegen ihren Willen und unbewußt mußten Männer, wie Johann Murmelius von Ruremond (der der Domschule zu Münster ihren Glanz verlieh), Johann Cäsarius von Jülich, Domprobst Graf Hermann von Neuenar zu Köln, die Westfalen Ortwin von Graes, Timann, Kamener und Hermann van dem Busche, deren Treue und Anhänglichkeit an den alten Glauben nicht bezweifelt werden konnten, der Einführung der Wittenberger Neuerungen ihre Dienste leihen, indem der Verfall der Kirche zu entmuthigend und abstoßend, die Schönheit des erschlossenen Alterthums zu anlockend und überwältigend auf sie wirkte. Die frühesten Spuren der lutherischen Lehre zeigten sich in Westfalen und am Niederrhein überall da, wo ein Augustinerkloster in der Nähe war, so zu Köln, Osnabrück, Herford, Lippstadt und Wesel. War ja doch der Reformator selbst aus einem solchen hervorgegangen. Die Schriften der Neuerer wurden von Wittenberg und Marburg aus durch das Land verbreitet und viele von denen, die an der Reformation in Westfalen bald thätigen Antheil nehmen sollten, studirten an den beiden genannten Universitäten, oder nahmen dort einen vorübergehenden Aufenthalt. Am frühesten befestigten sich die neuen Religionsgrundsätze in Minden, Lippstadt, Soest und im Herzogthum Cleve.

In Münster war es der Geistlichkeit durch die Unterdrückung des Aufruhrs vom Jahre 1525 vorerst noch möglich geworden, ohne Gefahr ihres gesetzlichen Rechtes gegen die vier Kapläne, welche dort als Anhänger der lutherischen Lehre wirkten, sich bedienen zu können. Der der bereits genannte Lubbert Cansen legte freiwillig sein

Amt nieder und nahm ein Eheweib, Johann Vincke ließ sich durch die Verleihung einer einträglichen Pfründe eines Besseren belehren, die beiden Anderen wurden ganz einfach von den Kanzeln in der St. Lamberts- und Ueberwasserkirche verwiesen. Der Grund zu einem Umschwung der Dinge ward im Jahre 1529 gelegt. Der Bischof Graf Friedrich von Wied hatte die Stadt Wildeshusen nächtlich überfallen, den Bürgermeister Lickebroick hinrichten und die Thürme und Mauern niederreißen lassen; er wollte die Stadt durch Entziehung ihrer Privilegien zu der Bedeutung eines Dorfes herabbringen. In Folge dieser Gewaltthat, die in Betreff ihrer Motive und der Theilnehmerschaft des Kapitels an ihr nicht hinlänglich aufgeklärt ist, traten an Stelle der früheren Einigkeit endlose Mißhelligkeiten zwischen dem Bischof und der Aristokratie. Da ward der Bischof der Unruhe des Regierens müde. Um jedoch nicht mit der Niederlegung seiner Würde auch auf die Einkünfte des Bisthums verzichten zu müssen, verkaufte er letzteres durch Vertrag vom 21. September 1531 an Friedrich Erich, Bischof von Paderborn und Osnabrück. Indessen sollte die Uebergabe des Bisthums an Letzteren erst nach Erlegung der gesammten Kaufsumme erfolgen. Während dieser Zeit des Zankes und der unwürdigen Verhandlungen über die Kaufsumme des Bisthums, war die lutherische Lehre von Neuem in das Stift eingedrungen, und zwar zu St. Mauritz, dicht vor den Thoren Münsters. Dank der Nachsicht des Bischofs, der sich mit Dingen beschäftigte, die ihm näher am Herzen lagen, als die Reinhaltung seines Bisthums von den Wittenberger Neuerungen, wurde die Kanzel dieser Kirche durch die Agitation des Kaplans Bernard Rothmann, ein Mittel-

punkt für die lutherische Lehre in Stadt und Land. Derselbe, ein junger, lebhafter Mann, von Natur im Besitz einer anregenden Beredtsamkeit, durch seine humanistische Bildung der edelsten Formen des Ausdruckes mächtig, wußte durch seine mit großem Beifall gehörten Kanzelreden Aufsehen zu erregen. Er hatte seine theologischen Studien an der Universität zu Mainz gemacht, und dort mag wohl der Grund zu einer Geistesrichtung, die ihn später in so grellen Widerspruch mit den Lehren der alten Kirche bringen sollte, gelegt worden sein; gestärkt ward diese Richtung durch seinen Umgang mit lutherischgesinnten Bürgern in Münster. Vorsichtig und klug vermied er anfänglich Alles, was einen Verdacht an seiner Rechtgläubigkeit hätte können aufkommen lassen; aber allmälig bemerkte man in seinen Predigten Anklänge an lutherische Lehren. Um einem weitern Vorschreiten des Predigers vorzubeugen, machten die Stiftsherren Rothmann den Vorschlag, von ihnen unterstützt nach Köln zu gehen und dort Theologie zu studiren. Rothmann nahm den Vorschlag und die Unterstützung an, und entfernte sich wirklich. Ob er aber nach Köln gegangen, ist ungewiß — genug, daß er nach Verlauf eines Jahres als vollkommener Lutheraner zurückkehrte. Durch seine Reden entzündet, drang in der Nacht vor dem Charfreitag 1531 ein Pöbelhaufen in die Kirche zu St. Mauritz ein, zerbrach den Kirchenschmuck, besudelte die Altäre mit Unrath und entweihte die Stätte der Passionsfeier durch rohen Wirthshauslärm. Die Zuversicht der Lutherischen verstieg sich bereits so weit, daß sie an einen nahen Sturz der katholischen Kirche in der Stadt Münster selbst dachten, nachdem ein solcher Unfug so ganz nahe vor dem Thore möglich gewesen war. Roth-

mann trat im Frühjahr abermals eine Reise an, die aber nur einige Wochen andauerte, und besuchte heimlich die Städte Wittenberg, Speyer, und Straßburg, vielleicht auch Marburg, um sich dort die Muster für die künftige Münster'sche Kirche auszuwählen. Zu Anfang Juli kehrte er zurück und kündigte seinen seitherigen kirchlichen Vorgesetzten den Gehorsam auf; seine Anfeindungen der alten Lehre wurden nunmehr von Tage zu Tage heftiger. Ein von Rothmann dem Guardian des Minoritenklosters zu Hamm, Johann von Deventer, angebotenes Disputatorium kam nicht zu Stande, weil Rothmann sich weigerte, vor geistlichen Richtern zu disputiren; und als darauf Johann ein Buch gegen ihn schrieb, so hatte dies nur den Erfolg, daß Rothmann, unbekümmert um den abwesenden Gegner, fortfuhr zu predigen und sich ungestört im Besitze des wichtigen Kampfplatzes, der Kanzel, befestigte. Vergeblich war das gütige Zureden der Stiftsherren, Rothmann möge den betretenen Weg verlassen, und vergeblich anfänglich auch die Klage, welche das Domkapitel beim Bischof gegen Rothmann erhob. Längere Zeit verhielt sich der Bischof sehr gleichgültig in der Sache, bis endlich denn doch am 29. August der bischöfliche Befehl an Rothmann erging, das Predigen zu unterlassen. Dieser Befehl wurde am 5. October wiederholt. Da schwieg Rothmann drei Wochen lang und heuchelte in einem Schreiben an den Bischof christliche Gesinnung und Demnth. Alsdann trat er am 12. November zum ersten Male wieder auf und predigte nunmehr auch in der Stadt. Am 17. December erfolgte das dritte Verbot des Predigens, aber mit demselben Nichterfolge wie die beiden früheren. Da endlich wandte sich das Domkapitel an den Kaiser Karl

in Brüssel, und dieser erließ am 28. December ein Schreiben an den Bischof und ein solches an die Stadt, worin er, mit der Strafe der Majestätsbeleidigung drohend, aufforderte, dem Rothmann und den übrigen Herolden der Ketzerei ihre aufrührerischen Reden nicht länger zu gestatten. Darauf hin erließ der Bischof am 7. Januar 1532 an Rothmann den Befehl, das Land zu verlassen. Dieser Befehl hatte die einzige Wirkung, daß Rothmann das unmittelbar unter bischöflicher Hoheit stehende Gebiet von St. Mauritz verließ und seinen Aufenthalt in der Stadt Münster selbst nahm.

Die Frage, ob er in der Stadt zu dulden sei, schied nunmehr die ganze Bürgerschaft in Freunde und Feinde seiner Lehre. Den meisten Anhang fand letztere bei der Demokratie in den Gilden, allein auch viele Leute von Ansehen und Gewicht waren Rothmann zugethan*), namentlich aber Einer, der schon seit Jahren als Feind des Bischofs und der Geistlichkeit bekannt war, Bernard Knipperdollinck. Da dieser Mann sehr bald nachher eine so furchtbare Rolle zu spielen berufen war, theilen wir folgende Stelle über ihn nach Cornelius mit**):

„Er war einem angesehenen Geschlechte entsprossen, hatte einen Stiftsherrn zum Bruder, die reiche Brandeschin auf St. Ludgeristraße zur Schwiegermutter, besaß ein schönes Haus recht in der Mitte der Stadt, unter den Bogen gegenüber der Salzstraße, und trieb als Gildebruder der Wandschneider einen ausgebreiteten Tuchhandel. Ueberdies zeichneten ihn die persönlichen Gaben aus, die der Menge

*) Ein Verzeichniß derselben giebt Cornelius, 1. Buch, S. 147.
**) Ibid. 1. B., S. 148.

gefallen: ein stattlicher Mann, noch jung von Jahren, mit schönem Haar und Bart, tapfer, freimüthig und von kräftigem Wesen in Aussehen, Geberden und Handlungen, voller Anschläge, geschickt zur Rede und rasch zur That. Auch liebte er es, Aufsehen zu erregen und die Blicke auf sich zu ziehen, selbst durch Sonderbarkeiten und abenteuerliche Dinge, denn um das Urtheil der Verständigen war er nicht übermäßig besorgt. Sein Hauptcharakterzug war Hoffart, der er auch mit jener Mischung von unruhigem Thatendrang und starrer Hartnäckigkeit fröhnte, welche unter dem Volke seiner Heimath nicht ungewöhnlich ist. Kam er von seinen weiten Geschäftsreisen zurück, so hatte er zu Hause Privathändel auszufechten oder er nahm an den Feindschaften seiner Mitbürger und Gildebrüder Theil, verhöhnte die Geistlichen, überwarf sich mit dem Rath, schmähte den Bischof. Nach langen Jahren erzählte man sich noch in Münster, wie Knipperdollinck des Morgens, wenn die Herren vor der Wage zu Gericht saßen, aus Stevenings-stiege hergeritten kam, in krausem Rock, mit grauen Lappen behangen, sein schwarzes Pferd mit weißem Zeug ausstaffirt, oder daß er Leute in Mönchs- und Nonnenkleidern vor den Pflug gespannt, von einem Fuhrmann in der Kutte habe antreiben und den Markt beackern lassen. So ist er auch einer der Hauptheilnehmer an dem Auflaufe von 1527 gewesen, als der Frevler gegen das geistliche Gericht, Tonies Kruse, dem Bischof und Stadtrath zum Trotz, mit Gewalt aus dem Gefängnisse befreit wurde. Als ihm damals gleich den anderen Uebelthätern die Stadt verboten wurde, erbot sich Knipperdollinck zu Recht, änderte aber seine anstößige Weise in Nichts, ja er trieb die Verwegenheit so weit, daß er dem „Spillendreher“ zum

Hohn, wie er den Bischof spöttisch nannte, Spille und Haspel an den Hut steckte und öffentlich damit einherging. Da riefen ihn Geschäfte nach Lübeck; er glaubte sich vor des Bischofs Rache auf der Reise sichern zu müssen, stellte sich deßhalb, auf des Bürgermeisters Dirick Munstermann freundschaftliche Meinung hörend, freiwillig vor den Stadtrath mit dem Begehren, ihn wegen des früheren Muthwillens in Buße zu nehmen. Aber der Bischof kümmerte sich nicht um die Geldstrafe von hundert Gulden, die Knipperdollinck in die Stadtkasse bezahlte, sondern ließ den Aufrührer auf der Durchreise zu Vechte aufgreifen, in Haft setzen, einem peinlichen Verhör unterwerfen. Nur ungern gab er ihn nach einem Jahre los, als Domkapitel und Stadtrath, von den Freunden des Gefangenen in Anspruch genommen, ihre Fürbitten einlegten: sie würden sehen, sagte er den Abgeordneten, welchen Segen seine Rückkunft der Stadt und dem Stifte bereiten werde. Sechshundert Gulden mußte Knipperdollinck dem Bischof als Buße erlegen. Haß und Rache im Herzen, kehrte er heim. Nie konnte er Dirick Munstermann den Rathschlag verzeihen, dem er sein Unglück zuschrieb. In goldenen Lettern setzte er in seinem Haus die Verse an die Wand:

Mit dem ich mich berieth,
Und ganz auf ihn verließ,
Der wars, der mich verrieth.

Oeffentlich drohte er aller Obrigkeit: nicht ungestraft solle man ihn zu Schaden und Nachtheil gebracht haben. Freilich mußte er sich Jahre lang damit begnügen, den Rath mit Klagen zu belangen und sein vermeintliches Recht vor dem Reichskammergericht zu suchen. Als aber im Jahre 1532 die Volksbewegung wieder anhob, wurde er

der gefährlichste Mann. Auch wenn besondere Antriebe gefehlt hätten, würden ihn Neigung, Charakter und bürgerliche Stellung ohne Zweifel in die vorderste Reihe der Stürmer geführt haben; nun aber ergriff er die evangelische Sache mit der Leidenschaft eines Privathandels, warf sich zum Hauptdränger und Treiber der Gilden auf, ergab sich den Prädikanten auf Tod und Leben, zu allem Aeußersten bereit."

In seiner Schwäche und Verlegenheit ließ der Rath Rothmann und seine Freunde ihr Wesen treiben und selbst das Domkapitel vermochte es bei dem zweideutigen Verhalten des Bischofs nicht, die Entfernung Rothmanns aus der Stadt durchzusetzen. In der schriftlichen Antwort, welche dieser am 28. Januar 1532 den bischöflichen Räthen übergab, erklärte er, er könne Münster jetzt um so weniger verlassen, als er sein eben veröffentlichtes Glaubensbekenntniß zu vertheidigen habe; die Angst vor Aufruhr sei eine Erfindung der Gottlosen; er wolle es auf die Gewalt ankommen lassen und lieber in die Hände der Menschen als in Gottes Gericht fallen. Dies Glaubensbekenntniß, das in lateinischer Sprache mit einer Vorrede vom 23. Januar erschien, enthielt alle Hauptsätze der Reformation, klugerweise aber hütete sich sein Verfasser, den äußeren Gottesdienst, an dem die Masse noch hing, geradezu umzustürzen. Man begnügte sich einstweilen, das Glaubensbekenntniß als Parteizeichen zu benutzen, an dem die Anhänger der neuen Lehre sich erkennen und für das sie die Schwankenden gewinnen konnten. Johann Langermann übersetzte es in die Sprache des Volkes und beim Rathe wurde eine Bittschrift eingereicht, worin man die Erlaubniß begehrte, sich zu diesem Glauben ungehindert

bekennen zu dürfen. Der Bischof sah dem weiteren Verlauf der Sache ruhig zu und der Rath wagte nicht, mit Entschiedenheit der Partei entgegen zu treten, die jetzt entschlossener als früher ihre Forderungen stellte. Die lutherische Gemeinde trat wirklich zusammen und bestimmte Rothmann zu ihrem Prediger. Wenige Tage nachher entriß man dem Pfarrer zu St. Lambertus die Schlüssel zu seiner Kirche und führte Rothmann in dieselbe hinein. Außer ihm wirkten noch andere Diener des Wortes, u. A. Brixius thom Noirde. Mit ihnen ordnete und regierte Rothmann seinen neuen Gottesdienst und richtete Taufe, Abendmahl, Predigt und Gesang ganz nach seinem Willen ein. Die Anhänger der neuen Lehre mehrten sich rasch und die Partei hoffte, bald in Besitz sämmtlicher Kirchen der Stadt zu gelangen.

Bischof Friedrich von Wied legte am 24. März 1532 in der Pfarrkirche zu Werne seine Würde nieder und Herzog Erich von Braunschweig-Grubenhagen, der mittlerweile den Rest der Kaufsumme für das Bisthum aufgetrieben hatte, ward drei Tage später auch zum Bischof von Münster erwählt. Friedrich von Wied lebte noch siebenundzwanzig Jahre zu Bonn als Kölnischer Domküster. Erich, der den Aufruhr schon zweimal, in Paderborn und in Osnabrück, unterdrückt hatte, starb, noch ehe seine Wahl die päpstliche Bestätigung erhalten, am 14. Mai auf Schloß Fürstenau im Osnabrück'schen. Darauf wurde am 1. Juni der Graf Franz von Waldeck zum Bischof von Münster und einige Tage später auch zum Bischof von Osnabrück gewählt.

In Münster ging in Folge einer Niederlage, welche der Rath am 15. Juli in seinen Verhandlungen mit den

Gilden erlittten hatte und die ihn zur Ohnmacht und zum Schweigen verurtheilte, die Gewalt in den Besitz der lutherischen Partei über. Auf das Ersuchen um Zusendung von Prädikanten, das Rothmann am 16. Juli an die Marburger Professoren gestellt hatte, erschienen zwei Männer in Münster, Gottfried Stralen und Heinrich Wirtheim, als weitere Gehülfen Rothmann's. Zu derselben Zeit traf auch Heinrich Stoll, ein Harlemer Mönch, den Rothmann in Straßburg als eifrigen Prediger des Evangeliums hatte kennen lernen, in Münster ein. Diese und noch einige andere Berufene ergriffen am 10. August von sämmtlichen Pfarreien der Stadt Besitz und nur der Dom und die Klosterkirchen verblieben noch den Katholiken. Der Muth der Letzteren war gebrochen; viele von ihnen verließen die Stadt oder kamen nur dorthin, wenn es die Noth erheischte. Bürger und Klosterleute schafften heimlich ihre Urkunden und Kleinodien nach sicheren Orten. Die Geistlichkeit, vom Pöbel bedroht und täglich in Sorgen um Leib und Leben, flehete die Herren vom Dom und den Bischof um Hülfe an. Aller Augen wandten sich nach Außen und in der That war der neugewählte Bischof Franz von Waldeck, trotz der freundschaftlichen Beziehungen, in denen er zu dem Landgrafen von Hessen stand, entschlossen, Ernst gegen Münster zu beweisen. Seine erste Handlung war ein allgemeines Ausschreiben an die Städte und Amtsleute des Stiftes, daß sie die Neuerungen, wo sie begonnen, abstellen und die Neuerer zur Strafe ziehen sollten. Darauf bereitete er sich vor, gegen seine Hauptstadt die Gewalt zu versuchen. Auf einer Versammlung, die der Bischof auf den 17. September nach Billerbeck ausgeschrieben hatte, erklärte sich der Adel und die Ritter-

schaft mit dem Bischof vollkommen einverstanden, vorher aber sollten noch alle Mittel der Güte versucht werden; indessen blieben alle Verhandlungen des Bischofs mit der aufrührerischen Stadt ohne jeglichen Erfolg. Die Lage der Katholiken in letzterer war eine äußerst trostlose geworden und es kam so weit, daß die Rathsdiener von Haus zu Haus gehen mußten, um die Katholiken zu bitten, auf Weihnachten nicht das Abendmahl im Dom zu empfangen und die Kinder, die in die Pfarrkirchen gehörten, nicht in den Dom zur Taufe zu bringen. Man sah sich also genöthigt, den Katholiken den äußersten Gewissenszwang aufzulegen, nur um die Lutherischen von Gewaltthaten abzuhalten.

Man hatte in Münster vernommen, der Bischof und die Häupter der Aristokratie und des Klerus seien zu Telgte, zwei Stunden Weges von Münster entfernt, versammelt und sofort wurde beschlossen, sie dort zu überfallen und gefangen zu nehmen. Sechshundert Bürger und 300 Knechte, die im Solde der Stadt waren, rückten um 3 Uhr Morgens aus Münster aus. Fuhrwerk, mit Geschütz, Pulver und Kugeln, Balken und Leitern beladen, folgte dem Zug. Doch hatte der Ueberfall nicht ganz das gehoffte Resultat. Der Bischof war am Tage vorher nach Iburg geritten; einigen Domherren war es gelungen, barfuß über die gefrorene Ems zu flüchten, die anderen aber, sowie die sonstigen Räthe und die Ritter*) wurden gefangen und Morgens um elf Uhr in Münster eingebracht.

*) Die Namen derselben findet man bei Cornelius, 1. Buch, S. 202.

Noch am Tage des Ueberfalls forderte der Bischof von Iburg aus die Ritterschaft von Münster und Osnabrück und die Amtsleute des Stifts Münster mit ihren Amtsverwandten auf, sich in Rüstung zu setzen, um auf den ersten Befehl zu erscheinen, und schrieb, um den Sold für ein Kriegsheer aufzubringen, einen Landtag nach Rheine auf den 9. Januar aus. Dann warb er Knechte und bat die Nachbarfürsten, Köln, Cleve, Geldern und Hessen, um Rath und Hülfe. In wenigen Tagen standen 1500 Mann unter dem gefürchteten Bandenführer Evert Ovelacker unweit Münster. In der Stadt machte man sich auf eine Belagerung gefaßt; noch einmal machten sich besonnenere Ansichten geltend und behielten die Oberhand. Man setzte einen Theil der in Telgte gemachten Gefangenen in Freiheit, brachte die andern in anständigen Wohnungen unter und benutzte die Noth und Verlegenheit des Bischofs, dem von dem Landtage zu Rheine die zum Kriegführen erforderlichen Geldmittel einstweilen noch nicht bewilligt worden waren und der die gehofften Bundesgenossen noch nicht gewonnen hatte, auf den Rath des Landgrafen von Hessen, zur Einleitung von Friedensverhandlungen, die am 8. Januar eröffnet wurden. Zu denselben hatte die Stadt Münster den vor einiger Zeit aus Bremen berufenen Syndikus van der Wieck entsendet; sie wurden von den hessischen Gesandten mit dem städtischen Ausschuß zu Münster, mit den bischöflichen Räthen zu Wolbeck und später zu Greven geführt. Es ging Alles ganz gut von Statten; schon am 9. Februar wußte man in Kassel, daß ein glücklicher Abschluß bevorstehe, und am 14. Februar wurden die beiden Exemplare des Friedensvertrags ausgewechselt. Darauf wurden die zu Telgte gemachten Gefangenen ihrer

Haft entlassen und ihr Eigenthum ihnen zurückgestellt. Von allen Seiten erhielt der Landgraf Dankschreiben, der Bischof beschenkte die Gesandten, die Stadt Münster schickte zwei Hengste und zwei mit Gold gefüllte Becher von kunstreicher Arbeit an ihn selbst, und von den Kanzeln ertönte das Lob des Friedensstifters. Nur die Aristokratie des Stiftes und die katholischen Bürger klagten über den Untergang der Religion und über den schlimmen hessischen Einfluß, der sich den Hof des Bischofs, wie die Hauptstadt unterworfen habe. Indem Münster (sagt Cornelius) innerhalb seiner Mauern den alten Glauben zerstörte, hatte es einer inneren Entwickelung Raum gegeben, die, früher wohl bemerkt, aber gern übersehen, jetzt offenkundig hervortrat, und in Kampf und Sieg die Hauptstadt Westfalens zum Mittelpunkt einer dritten großen Partei im Reiche machte, von welcher Protestanten wie Katholiken mit gleicher Vernichtung bedroht wurden.

X.

Uebergang vom Lutherthum zum Zwinglianismus und von diesem zur Wiedertaufe. Mystische Ausschweifungen und Schwärmereien. Niklas Storch in Zwickau. Thomas Münzer. Conrad Grebel und seine Freunde in Zürich, die ersten Prediger der Lehre von der Wiedertaufe. Ihre Verfolgung. Ausbreitung der Wiedertäufer-Sekte in der Schweiz und in Oberdeutschland. Melchior Hoffmann in Straßburg. Fernere Entwickelung der Dinge am Niederrhein und in Westfalen. In Münster erlangt die Demokratie das Uebergewicht. Rothmann zeigt sich nach seiner Rückkehr aus Straßburg als Anhänger Zwingli's. Neuerung bei Spendung des Abendmahls. Die übrigen Prädikanten. Ihr gemeinsames Glaubensbekenntniß. Rothmann verwirft auf der Kanzel die Kindertaufe. Unentschlossenheit des Raths. Verspätete Energie. Fruchtlose Maßregeln. Der Rath findet eine momentane Hülfe. Der Landgraf schickt zwei Vertheidiger der lutherischen Lehre. Ihre Unterhandlungen mit Rothmann. Letzterer wird ausgewiesen, bleibt aber in Münster und bekennt sich offen als Anhänger der Wiedertäufer-Sekte. Jan Matthysen schickt Propheten nach Münster. Jan van Leyden und Gert tom Kloster. Die Gemeinde organisirt sich. Stetes Wachsthum derselben. Jan Matthysen reist selbst nach Münster.

Nicht gesättigt von der kargen Seelennahrung, welche die nüchterne Verstandeslehre der Wittenberger Neuerer dem nach Besserem schmachtenden Volke zu bieten vermochte, und im Gefühl der traurigen Oede, die sie in den Herzen der frommen Gläubigen schuf, hatte sich schon gleich in den ersten Jahren der kirchlichen Bewegung der Geist des Mysticismus an diese Lehre herangewagt und zu den beklagenswerthesten Verirrungen, die späterhin naturnothwendig zu den wahnwitzigsten Ausschweifungen und Schwärmereien führen mußten, den Grund gelegt. In Zwickau sprach der Tuchscherer Niklas Storch von seinem Umgange mit dem Erzengel Gabriel, und verkündete die Aufrichtung des Reiches der Unschuldigen und Gerechten. Storch ward von Stadt zu Stadt getrieben und seine Jünger zerstreuten sich. Darauf erhob sich Thomas Münzer, der Prophet, der, mit dem Schwerte Gideons gerüstet, dem Herrn als Werkzeug dienen wollte, die Gewaltigen von ihren Stühlen zu stoßen und die Demüthi-

gen zu erhöhen, ein neues Gottesreich der Gleichheit zu gründen für die armen Diener des Evangeliums vom bitteren Christus. Da fielen Worte und geschahen Dinge, von denen der Schall ausging über das ganze Reich. Aber das hastige Beginnen scheiterte rasch an der eigenen Unzulänglichkeit des Urhebers und an der schwärmerischen Unbestimmtheit des Zieles. Ohne Mühe setzten ihm die fürstlichen Heerschaaren ein Ende. Aber nicht ein Jahr nach Münzer's Tode war vergangen, so breitete sich eine neue Bewegung über einen viel größeren Theil des Reiches aus, von ganz anderer Erscheinungsform wie die früheren, aber aus derselben Wurzel entsprossen, nur ausgerüstet mit den Bedingungen größerer Vorbereitung und längerer Dauer, gleich den anderen religiösen Schöpfungen der Zeit. Es war eine Kirche der radikalen Bibelleser in der Schweiz gestiftet worden, die ihre Apostel über die deutsche Grenze und in alle Gaue Oberdeutschlands aussandte*).

In Zürich hatte Conrad Grebel, in Opposition mit Zwingli, eine neue Lehre aufgebracht. Er bezeichnete die Vermischung des Abendmahlweines mit Wasser, den Gebrauch des ungesäuerten Brodes, den Empfang des Abendmahles aus den Händen des Priesters und mehrere andere Zwinglianische Einrichtungen als Mißbräuche. Mit Grebel verbanden sich Simon Stumpf und Felix Manz. Sie äußerten sich übereinstimmend dahin, die Kirche könne nur aus wahren Christen bestehen, man habe dem Beispiele der apostolischen Gemeinden zu folgen, von der Welt auszuscheiden und ein unschuldiges heiliges Leben zu führen. Es war eine Anzahl andächtiger, schwärmerisch erregter Hand-

*) Cornelius, II. Buch, S. 13 flg.

werksleute, die sich mit Grebel und seinen Freunden zusammenfanden. Carlstadt setzte sich, die an ihn gerichteten Briefe beantwortend, in freundschaftlichen Verkehr mit ihnen, schickte seinen Freund Westerburg und kam später selbst, seine neuen Freunde zu begrüßen. Von ihm adoptirten sie die Verwerfung der leiblichen Gegenwart des Herrn im Abendmahl, welche Lehre sie, als Zwingli sie ihnen bot, zurückgewiesen hatten. Das Häuflein wurde allmälig größer, zwar war Simon Stumpf zu Ende December 1523 des Landes verwiesen worden, doch gewannen sie dafür 1524 Brödli und Reublin. Der Rath der Stadt Zürich bewies den Schwärmern anfänglich große Duldung. Erst als die Verwerfung der Kindertaufe ein fester Grundsatz bei ihnen geworden war und durch die Weigerung mancher Eltern, ihre Neugeborenen taufen zu lassen, der Gegensatz der Lehre zur unverhüllten Auflehnung gegen die Zwingli'sche Staatskirche gediehen war, begann die Obrigkeit, auf das Betreiben Zwingli's, mit ernsten Maßregeln gegen sie einzuschreiten. Die Häupter der Gemeinde, Hätzer und Brödli, erhielten den Befehl, Zürich binnen acht Tagen zu verlassen. Zu dieser Zeit besaß die Gemeinde noch keine kirchlichen Formen, es fehlte an jedem äußeren Band und an jedem Merkmale der Zusammengehörigkeit. Erst Jürg Blaurock, ein Mönch aus Chur, gab ihr eine feste Organisation und erhob die Gemeinde zur Kirche. Als Zwingli dringender als früher den Kampfruf gegen die Gemeinde erschallen ließ, schlugen blendend und erschreckend die Flammen der Begeisterung empor. Eine Menge Leute, wie zur Reise fertig, gegürtet mit Stricken, zogen durch Zürich, blieben auf Markt und Plätzen stehen und predigten von der Besserung des

Lebens, von der Bekehrung zur Unschuld und Gerechtigkeit und von der brüderlichen Liebe. Dazwischen eiferten sie gegen Zwingli, den „alten Drachen", und prophezeihten den nahen Untergang der Stadt. Der Rath ließ Viele zur Haft bringen, wie unter Andern auch Manz und Blaurock. Es folgten Verbote, Verhöre und Strafen, dann wieder Verhaftungen, Untersuchungen, Gespräche und verstärkte Strafen, allein die Gewalt trieb, wie der Wind die Feuersbrunst, den Samen der wiedertäuferischen Lehre in die Weite. Sie verbreitete sich rasch in der übrigen Schweiz und in Oberdeutschland. Oft reichten wenige Stunden hin, eine Gemeinde zu gründen, der Hauptsitz der neuen Sekte aber, trotz aller blutigen Verfolgung, wurde Straßburg, wo im Jahre 1526 ihre ersten Sendboten erschienenn. Melchior Hoffmann, ein Kürschner aus Hall in Schwaben, der nach vielen Irrfahrten und mannigfachen Schicksalen im Jahre 1529 nach Straßburg kam, ward der Hauptapostel der Wiedertäufer; von ihm tragen sie auch den Namen Melchioriten. Hoffmann brachte ihre Lehre auch nach Niederdeutschland.

Seit dem Jahre 1533 war die lutherische Bewegung am Niederrhein und in Westfalen in vollem Gange; rascher folgten von da an die Eroberungen der Reformation auf einander und überall erstrebten die Lutherischen innerhalb ihres Machtgebietes die Vernichtung der Reste des Katholicismus — da zeigten sich in ihren Reihen die ersten Spuren der Spaltung. Mit Luther war Zwingli in Concurrenz getreten und von allen Städten Westfalens war besonders Münster dem Treiben eines ziellosen Fortschrittes, erstrebt durch die Demokratie, verfallen und unterthan. Die im März 1533 stattgehabte Neuwahl des

Rathes machte es offenkundig, daß auch in den politischen Verhältnissen der Stadt ein verhängnißvoller Umschwung stattgefunden und die Demokratie einen vollständigen Sieg errungen hatte. Die Bahn, welche die kirchliche Entwicklung Münsters unter Rothmann eingeschlagen, führte zuerst zur Trennung der Gemeinschaft mit den Lutherischen Niederdeutschlands, dann zu unlösbaren Zerwürfnissen mit der Obrigkeit und endlich zu der innigsten Verbindung mit den aufrührerischen Gilden.

Rothmann hatte von seiner Reise nach Straßburg, wo die Einrichtung der Kirche nach Zwingli'schem Muster beinahe vollendet war, die Hinneigung zum Zwinglianismus mitgebracht, doch traten seine unlutherischen Ansichten erst nach dem Tode des Bischofs Erich, als er sich als Gebieter der Lage fühlte, zu Tage. Seit dem Anfang des Sommers hielt er das Abendmahl mit gewöhnlichem Weizenbrod — „Stuten" heißt man es dort zu Lande und „Stutenbernd" nannte man seitdem den Prädikanten —, bald in den Kirchen, bald in Privathäusern, zur Abendzeit, ohne Beichte oder Vorbereitung der Theilnehmer. Später soll er die Stuten in eine Schüssel gebrochen, Wein darauf gegossen und, nachdem er die Einsetzungsworte gesprochen, die Umstehenden aufgefordert haben, davon zu essen. Seine Ansicht von der Werthlosigkeit des sakramentalischen Zeichens sprach er in schroffen und auch für einen Zwinglianer unziemlichen Worten aus*). Viel weiter noch als Rothmann entfernte sich Roll vom Lutherthum und die übrigen Prädikanten stimmten ihm bei. In

*) Cornelius, 2. Buch, S. 144 und 145.

den von ihnen am 15. August unterzeichneten Artikeln war ihre Zwingli'sche Meinung vom Abendmahle deutlich ausgesprochen. Von da an entpuppte sich Rothmann von Tag zu Tage mehr auch als Anhänger der Lehre von der Wiedertaufe, und es dauerte nur kurze Zeit, so hörte man ihn auf der Kanzel sich unumwunden gegen die Kindertaufe aussprechen.

Drei Monate hatte der Stadtrath von Münster in vergeblichen Unterhandlungen mit den Prädikanten vorübergehen lassen. Während dieser Zeit war die lutherische Kirche, die weder Kirchenordnung noch Kirchenregiment besaß, einer vollkommenen Zerrüttung anheimgefallen, die Sakramente, über deren richtigen Gebrauch man stritt, gänzlich außer Gebrauch gekommen, und von allem Gottesdienste nur die polemische Predigt übrig geblieben. Allerdings hatte diese Zeit zur Begründung einer neuen konservativen Partei gedient, aber die Gegner hatten ihre Kräfte in noch höherem Grade vermehrt: sie besaßen nun nicht allein auf den Kanzeln, sondern auch auf den Straßen und in den Häusern das Uebergewicht. Die gesammte Bevölkerung nahm an dem Streite Theil und war in Folge dessen in eine Gährung gerathen gleich jener des vergangenen Jahres, nur daß sich jetzt der Stachel der Predigt und das Geschrei der Menge nicht mehr gegen Papisten und Pfaffen, sondern gegen die Lutherischen, den Rath und den Syndikus richteten. Schon war es dahin gekommen, daß der Rath die zuletzt gegen einige Prädikanten ausgesprochene Strafe der Amtsentsetzung und Verbannung zum Vollzug zu bringen entweder nicht wagte oder nicht vermochte; und augenscheinlich setzte er sein eigenes Dasein auf's Spiel, wenn er noch länger

versuchte, der Gefahr einer endgültigen Entscheidung auszuweichen*).

Es vergingen wieder einige Wochen, ehe sich der Rath zum Ernst entschloß. Da brachten endlich am 7. September mehrere Bürger, unter ihnen die Rathsherren Langermann und Friese, ihre ungetauften Kinder zu dem Pfarrer Staprade an der St. Lambertskirche und forderten ihn auf, seiner Pflicht nachzukommen. Als er sie zurückwies, wurde er bei dem Rathe verklagt, und es scheint, daß er in Folge dessen die Stadt räumen mußte. Zugleich aber wurden Rothmann, Roll, Klopriß, Vinne und Stralen vorgeladen und, ohne ihnen ein Wort der Entgegnung zu gestatten, zur Taufe der Kinder aufgefordert, im Weigerungsfalle ihres Amtes und des freien Geleites verlustig erklärt. Die fünf Prädikanten fuhren indessen nicht allein fort zu predigen, sondern legten auch dem Rath am 17. September ein gemeinsames Schreiben vor, in welchem sie ihm geradezu den Gehorsam aufkündigten**). Der Rath ließ hierauf, um den widerspenstigen Prädikanten gegenüber sein Verbot aufrecht zu erhalten, ihre Kirchen schließen, und außerdem wurde Rothmann vom Lambertskirchspiel seines Pfarramtes entsetzt. Aber die bisherigen Vorgänge hatten eine Bewegung erweckt, die nun in Aufruhr überzugehen drohte und den Rath zum Innehalten zwang. Er hatte nämlich geglaubt, an den Olderleuten eine Stütze zu haben, aber diese waren selbst nicht mehr des Volkes Meister. Da Rothmann nicht mehr in der St. Lambertskirche predigen durfte, so öffnete man ihm die St. Servatius-

*) Cornelius, 2. Buch, S. 191 und 192.
**) Ebendas. S. 194.

kirche. Die Kirchen der übrigen Prädikanten blieben geschlossen, doch wurden letztere nicht aus der Stadt getrieben — auch Staprade kam wieder zurück — und so wenig konnte man ihnen die Ausübung ihres Berufes wehren, daß sich damals sogar die Zahl der Winkelprediger vermehrte. Unter diesen ist Bernard Krechtinck zu nennen, der, früher Hausgeistlicher des Grafen von Bentheim, als Ketzer von Haus und Hof vertrieben, eine Zuflucht in Münster gefunden hatte und dort zur Uebernahme eines Predigtamtes genöthigt wurde. Außer ihm gehörte auch sein Bruder Heinrich Krechtinck, Gaugraf zu Nordwalde, zu den Wiedertäufern.

Der Bischof hatte mittlerweile einige andere aufrührerische Städte seines Landes zur Unterwerfung gebracht und in Münster selbst machte sich eine Gegenbewegung der vom Pöbel so schwer mißhandelten Katholiken fühlbar. Die lutherische Partei gerieth in die Enge, da wandte sich die Stadt an den Landgrafen von Hessen mit der Bitte, zwei seiner Prädikanten nach Münster zu senden, damit sie sich der Vertheidigung des bedrängten Evangeliums annehmen möchten. Noch aber waren dieselben in Münster nicht eingetroffen, da kam dem Rathe ein Zusammenstoß der drei Parteien selbst zu Hülfe. Als nämlich Rothmann am 2. November in gewohnter Weise sich wieder einmal in sehr verletzender Weise auf der Kanzel über die Sakramente geäußert und es dabei an hämischen Seitenhieben auf die Obrigkeit und die Lutherischen nicht hatte fehlen lassen, wurden alle Kirchen, die Servatiuskirche mit inbegriffen, geschlossen und Rothmann verboten, weiter zu predigen. Eine am 3. November berufene Versammlung der Olderleute und Meisterleute sicherte dem

Rath ihre Beihülfe zur Ausführung der ferneren, als nothwendig erscheinenden Maßregeln zu und an den Bischof und das Kapitel ward ein Bittschreiben um freies Geleit für die auszuweisenden Prädikanten gerichtet. Als am nächsten Tage die beiden verbündeten Parteien der Verabredung gemäß wieder auf dem Rathhaus und dem Marktplatz zusammenkamen, um die Aufrechthaltung der beschlossenen Maßregeln zu sichern, boten auch die Katholiken ihre Hülfe an. Der Syndikus van der Wieck aber widersprach den Katholischen mit aller Heftigkeit und der Rath wies ihren Antrag zurück. Der Rath und die Gilden verfügten darauf die Verbannung der Prädikanten Roll, Staprade, Klopriß, Vinne und Stralen. Dieselben unterwarfen sich dem Spruche und es wurde ihnen zugestanden, daß sie nicht sofort abreisen müßten. Rothmann wurde zwar nicht verbannt, aber seine Amtsentsetzung und das Verbot des Predigens aufrecht erhalten.

Am 8. November trafen die vom Landgrafen entsandten Prediger in Münster ein. Gegen den Rath des Syndikus van der Wieck und ohne die Warnungen der Rathsherren zu berücksichtigen, knüpften sie freundschaftliche Unterhandlungen mit Rothmann an, indem sie hofften, durch ihn eine Annäherung und vielleicht eine Versöhnung mit den Radikalen herbeizuführen. Mit Genugthuung berichteten sie am 15. November an den Landgrafen, sie hätten sich mit Rothmann über alle Punkte, mit alleiniger Ausnahme der Kindertaufe, verständigt. Eine unbesonnene Predigt des Prädikanten Fabricius verdarb indessen wiederum Alles; dazu kam noch, daß Rothmann, wie sich ergab, bei seinen Privatgesprächen mit den Hessen heimlich Notar und Zeugen in die Nähe gebracht hatte und die vertraulichen Aeuße-

rungen der Ersteren zur Aufreizung des Volkes und zur Befestigung seines Ansehens mißbrauchte. So unterwarfen sich denn die Hessen der Führung van der Wieck's, der als nächstes Ziel der gemeinsamen Bestrebungen die Entfernung Rothmann's bezeichnete. Zu dem Ende sollte der Landgraf — so beantragten die Vermittler am 18. November in Kassel — die Natter, wie van der Wieck Rothmann bezeichnete, zur Abhaltung eines Religionsgespräches zu sich einladen. Noch war auf diesen Antrag keine Entscheidung aus Kassel eingetroffen, da sprach der Rath über Rothmann, der sich auf das Entschiedenste und mit ungewohnter Heftigkeit der Einführung der von Fabricius und Lenning entworfenen Kirchenordnung widersetzte, am 11. December die Verbannung aus. Kurz nachher erfolgte die vom Landgrafen erbetene Einladung, die von Rothmann angenommen wurde. Er reiste aber nicht nach Kassel, denn Haufen von Weibern verfolgten die Bürgermeister und verlangten die Wiedereinsetzung Rothmann's in sein Amt. Dieser erklärte nun, er werde der Einladung des Landgrafen keine Folge leisten, er wolle seine Sache keinem irdischen Urtheil, sondern allein dem Allerhöchsten anheim geben. Wollte er nunmehr seine Stellung noch länger behaupten, so mußte er gegen die Obrigkeit sich auf den gemeinen Mann und den Aufruhr stützen. Gefesselt und willenlos hatte er sich einer dunkeln und unheimlichen Macht überliefert.

Um jene Zeit war Melchior Hoffmann von Straßburg nach den Niederlanden gegangen, darauf aber wieder nach Straßburg zurückgekehrt. Von Straßburg aus war die Lehre der Wiedertäufer in die Niederlande eingedrungen und von dort aus hatte Jan Matthyssen, ein Bäcker zu

Harlem, zwei Apostel der neuen Lehre nach Münster entsendet. Diese trafen am 5. Januar 1534 in Münster ein, zogen aber am 7. schon wieder weiter. Am 13. Januar folgten diesen ersten zwei andere Sendboten, Jan van Leyden*) und Gert tom Kloster. Sie sollten in Münster bleiben und die Gemeinde leiten. Mit ihnen trat Roth-

---

*) Sein eigentlicher Name war Johann Bockelssohn. Derselbe war in Leyden als der uneheliche Sohn eines Schneiders und einer aus Westfalen gebürtigen Dienstmagd geboren, der Makel seiner Geburt aber durch die von seinen Eltern eingegangene Ehe hinweggenommen worden. Johann soll in der Schule schon frühzeitig ein ungewöhnliches Talent gezeigt haben. Vierzehn Jahre alt geworden, sollte er in die Schneiderwerkstätte seines Vaters eintreten; der Knabe fügte sich zwar diesem väterlichen Machtgebot, allein sein Sinn stand nach ganz anderen Dingen. Während er mit der Schneiderarbeit beschäftigt war, sann er über irgend eine Stelle aus der heiligen Schrift nach, die er am Abend vorher gelesen hatte, oder über den Inhalt anderer Bücher, die ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte. Unter letzteren befanden sich denn auch leider die Schriften des Thomas Münzer und anderer Schwärmer, deren Lehren gerade damals in den Niederlanden eifrig gepredigt und praktisch durchgeführt wurden. In Diensten von Kaufleuten hatte er Reisen nach England, Flandern, Portugal und Lübeck gemacht, dann sein Schneiderhandwerk wieder aufgenommen und endlich nach vielfachem Umhertreiben zu Leyden eine Bier- und Weinwirthschaft angelegt. Als Johann nach Münster kam, stand er im dreiundzwanzigsten Lebensjahre. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen bildschönen Mann, dessen Aeußeres wohl geeignet war, die Weiber zu bezaubern. Der lockende und verführerische Inhalt der wiedertäuferischen Schriften hatte die lebhafte Phantasie des jungen Mannes mit den reizendsten Bildern erfüllt und mit ganzer Seele ergab sich Johann dem unseligen Blendwerk hin. — Laut anderen Nachrichten war Johann der Sohn eines Schulzen (also nicht eines Schneiders) im Haag, mit Namen Bockel.

mann sofort in den regsten Verkehr*). Nach acht Tagen zählte man in Münster schon vierzehnhundert Getaufte. Als Alles den Worten der prophetischen Männer lauschte, die im Namen Gottes Befehle ertheilten und die Zukunft verkündeten, da blieb Rothmann nichts anderes mehr übrig, als vor dem stärkeren Geiste sich zu beugen; am 25. Januar erklärte er am Schlusse seiner Predigt, von jetzt an werde er nur noch den Auserwählten das Wort des Herrn verkünden. Ueberall, sogar im Rath, gab es heimliche Wiedertäufer. Van der Wieck und viele Bürger, gleichviel ob katholisch oder lutherisch, rüsteten sich zur Auswanderung. Die Wiedertäufer aber priesen den himmlischen Vater, der Münster in ihre Hand gegeben, und sandten Boten nach Amsterdam an den Propheten, daß er komme, an dem Triumph der Heiligen Theil zu nehmen. Wehe, wehe, tönte ihr Ruf durch die Straßen der Stadt, thuet Buße, bekehret euch, denn der Tag des Herrn ist nahe.

Im Februar erhob sich Jan Matthyssen zur Reise nach Münster und durch die Gemeinden der Melchioriten rings in den Niederlanden verbreitete sich die Sage: der Herr habe Straßburg um seines Unglaubens willen verworfen und an seiner statt Münster erwählt, das neue Jerusalem zu sein**).

*) Die Chronisten erzählen, der Ruf und das Ansehen Rothmann's hätten durch sein fortgesetztes Verhältniß zu der wollüstigen, lasterhaften Frau des Syndikus Wiggers aus Leipzig, die aus Liebe zu ihm ihren Gatten vergiftet hatte, einen solchen Stoß erlitten, daß er sich schon deshalb gedrungen gefühlt, durch extreme Meinungen und ein fanatisches Hinausgehen über die lutherischen Reformen seinen Einfluß wiederzugewinnen.

**) Cornelius, 2. Buch, S. 239.

XI.

Die Wiedertäufer-Periode. Entsetzen erregende Erscheinungen am Himmel, bei Menschen und Thieren. Das neue Jerusalem. Nächtliche Zusammenkünfte der Wiedertäufer bei Knipperdollinck. Matthyssens Glaubensbekenntniß. Ueberschwemmung Münster's mit fremdem Gesindel. Johann's von Leyden falsche Prophezeihung. Verhöhnung des Bischofs. Antrag auf Vertreibung der Katholiken und der Protestanten. Rothmann's Widerspruch. Wahnsinnige Straßenpredigten Knipperdollinck's und Johann's von Leyden. Unfug der Weiber. Ritt des Schneiders Jodokus Kolenburg. Plünderung des Rathhauses. Vertheidigungsversuche der Katholiken und Protestanten. Anzug des bischöflichen Heeres. Waffenstillstandsvertrag. Straßen-Raserei der Weiber. Aus- und Einwanderungen. Kampfrüstungen. Neuwahl des Rathes. Plünderung und Niederbrennung des Stiftes zu St. Mauritz. Ausweisungen. Pöbelexcesse. Plünderung der Kirchen und Klöster. Von Außen drohende Gefahren. Einschließung der Stadt. Gegenwehr der Wiedertäufer. Neue Offenbarungen. Matthyssen's Tod. Knipperdollinck's Degradirung.

Furchtbare Katastrophen pflegten sich nach dem Glauben jener Zeit schon lange vor ihrem Eintritte durch ganz absonderliche, entsetzliche Erscheinungen und Zeichen in der lebendigen und leblosen Natur zu verkünden. So fehlt es denn auch nicht an einer Aufzeichnung von Phänomenen, die damals beobachtet wurden und mit denen Gott vorher die Stadt Münster als Beweis seines Zornes erschreckt habe, um sie zu ermahnen, noch bei Zeiten auf den rechten Weg zurückzukehren. In dem Werke des Geschichtsschreibers Hermann von Kerssenbroick findet sich nämlich folgende Stelle:

„Man erblickte in Münster im Jahre 1517 den 14. Januar Morgens 9 Uhr drei mit blutigen Schwertern durchstochene Sonnen und den Tag darauf die Sonne auf eine gräßliche Art mit verschiedenen Halbzirkeln von mannichfaltigen Farben umgeben. Am 10. Januar und am 14. März erschienen drei Monde am Himmel. Im Jahr 1527 den 11. Oktober Morgens 4 Uhr erschien in den Wolken ein gebogener Arm, in dessen Hand ein zweischneidiges Schwert, an dessen zwei Seiten ein dunkler,

an dessen Spitze aber ein etwas größerer und hellerer Stern sichtbar war, und an beiden Seiten sah man blutige Schwerter mit dazwischen befindlichen Menschenköpfen. Ebenso kündigte Gott durch Kometen das bevorstehende Unglück an. Einer, der i. J. 1533 erschien, hatte seinen Schweif, und zwar in Gestalt eines langen Schwertes, vorzüglich gegen die Stadt Münster gekehrt. Auch erschienen zuweilen eine Menge Fackeln in der Luft, oder auch plötzlich entstehende Flammen und Blitze zu ungewohnter Zeit, welche zur Nachtzeit über der Stadt sich zu kreuzen und entweder herunter zu fallen oder die Spitzen der Thürme zu berühren schienen. Die Bauern auf den benachbarten Dörfern sahen oft zur Nachtzeit die Stadt in Flammen stehen. Ferner wurden unter Menschen und Vieh abscheuliche Mißgeburten zur Welt gebracht, auch ahmten die Hühner den Hähnen nach und fingen an zu krähen, und die Hähne machten umgekehrt den Ton der Hühner nach. Endlich erblickte man in der Höhe einen Mann, der eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte trug, und in der rechten Hand ein Schwert, in der linken eine Ruthe hielt. Ebenso wurde eine andere Gestalt gesehen, welche beide Hände, die voll Blut waren, zusammendrückte und das Blut tropfenweise herabfallen ließ. Die Schlösser an den Thoren sprangen von selbst auf und erschreckten die Wächter; man hörte oft ein Geschrei von Soldaten, Geräusch von Waffen, Gefecht von Reitern und Fußgängern, Wiehern von Pferden, Weinen von Kindern, Heulen von Weibern, Trauertöne von Hunden und Nachteulen, Klagegeschrei in den Gräbern und auf Kirchhöfen, Lärm von Kanonen und Schlachttrompeten."

Die Zeit war also gekommen, da Münster das neue Jerusalem der Wiedertäufer werden sollte. Ihr großer Prophet Jan Matthyssen war eingetroffen. Dieser war ein begeisterter Schwärmer für das neue Reich Gottes und die evangelische Freiheit; er wußte durch seine Sanftmuth und die Reinheit seiner Sitten gar Viele für sich zu gewinnen. Im Hause Knipperdollinck's veranstaltete Jan Matthyssen und Jan van Leyden (Johann Bockelssohn) nächtliche Zusammenkünfte der Anhänger der neuen Lehre, zu denen auch Frauen und Jungfrauen sich einfanden. Wie sich von selbst versteht, besuchte auch Rothmann diese nächtlichen Versammlungen. Die Gläubigen befolgten die Vorschriften der beiden Apostel auf das Genaueste und trafen alle an anderen Orten bereits bestehende Einrichtungen der schwärmerischen Sekte auch in Münster, wie denn u. A. auch die vollständige Gütergemeinschaft, soweit die Heimlichkeit der Sache es gestattete, eingeführt wurde. Die Lehre der Wiedertäufer fand täglich neue, zahlreiche Bekenner. Matthyssen brachte die seither nur bruchstückweise vorgetragenen Sätze in ein vollständiges Glaubensbekenntniß, das also lautete: 1. Die Kindertaufe ist ein Gräuel vor Gott. 2. Alle Ceremonien der Katholiken sind vom Teufel in der Person des Papstes um schändlichen Gewinnes willen erdacht worden. 3. Die geweihte Hostie ist der große Baal. 4. Man muß den Sonnabend und nicht den Sonntag feiern. 5. Die Papisten und Lutheraner sind gottlose Leute; letztere aber sind noch schlimmer als die ersteren. 6. Christus hat die menschliche Natur nicht angenommen und nach seiner Himmelfahrt hat kein Priester auf Erden mehr gelebt. 7. Ein wahrer Christ braucht den Befehlen einer heidnischen, katholischen

oder lutherischen Obrigkeit nicht zu gehorchen. 8. Unter den Christen muß nach dem Beispiel der Apostel Alles gemein sein.

Da Knipperdollinck auch nach außerhalb, in die benachbarten Städte, Sendboten der Wiedertäuferlehre schickte, so ward Münster bald von allem möglichen Gesindel überschwemmt, das in der Stadt bestens empfangen, beherbergt und verpflegt wurde.

Johann von Leyden hatte sich indessen mit den Nonnen in Ueberwasser zu schaffen gemacht und denselben zu ihrer großen Freude prophezeiht, das Kloster werde binnen drei Tagen einstürzen. Als diese Zeit um war, lief alles Volk nach Ueberwasser, um den Einsturz des Gebäudes mit anzusehen. Johann war aber ein Lügenprophet gewesen, denn das Kloster blieb stehen und steht noch bis heute.

Der Bischof Franz von Waldeck hatte während dieser ganzen Zeit Nichts unversucht gelassen, um sein abtrünniges Volk durch milde und strenge Schreiben zur Vernunft zurückzubringen. Die Sendbriefe des Bischofs wurden aber verlacht und mit Koth beschmiert, Johann von Leyden und Matthyssen beantragten sogar, sämmtliche Katholiken und Lutherische aus der Stadt zu verjagen; nur der Widerspruch Rothmann's, der versicherte, „es sei die Zeit noch nicht gekommen, die Tenne zu fegen und sich mit dem Blute der Heiden zu beschmutzen, denn der Tag des Herrn werde bald einbrechen und Jerusalem von aller Unsauberkeit reinigen," verhinderte einstweilen die Annahme dieses Antrages.

Eines Tages rannten Knipperdollinck und einer der übrigen Prediger wie wahnsinnig durch die Straßen und verkündeten mit gräßlichem Heulen und Gebrüll, der Tag des

Herrn sei nahe und alle noch nicht Bekehrten müßten vertilgt werden. Auch Johann von Leyden führte eine solche Komödie auf; halbnackt lief er am hellen Nachmittage durch die Stadt und rief den Leuten zu: „Wehe Jerusalem! Thue Buße, thue Buße!“ Auf diese Ermahnung hin behingen sich die Weiber mit Schellen, raſ'ten laut schreiend durch die Straßen und meldeten den Anbruch des jüngsten Tages. Der Schneider Jodokus Kolenburg stieg zu Pferde, ritt hin und her und that zu wissen, soeben seien Myriaden von Engeln im Begriff, vom Himmel herabzusteigen. In Angst und Schrecken verließen viele der angesehensten Bürger die Stadt, Andere ließen sich von Rothmann zum zweiten Male taufen. Der Pöbel drang in das Rathhaus ein und bemächtigte sich der dort befindlichen Waffen. Da vereinigten sich in gemeinsamer Gefahr die bisher getrennten Katholiken und Lutherischen und beschlossen, den Haufen der Wiedertäufer anzugreifen. Um dies zu verhindern ließ Knipperdollinck die Stadtthore schließen und den Markt nach allen Seiten hin mit übereinander geworfenen Kirchenbänken verbarrikadiren; Kanonen wurden aufgepflanzt und ein Jeder machte sich zum Angriff bereit.

Diese in der Stadt herrschende Unordnung glaubte der Bischof zu seinem Vortheil benützen zu können und rückte mit einem Haufen von zweihundert bewaffneten Reitern gegen Münster. Die Protestanten, zu denen der Bürgermeister Hermann Tilbeck gehörte, schlossen in der Besorgniß, der Bischof werde nach Ueberwältigung der Wiedertäufer auch sie zum Abfall von ihrem Glauben zwingen, mit letzteren einen Vertrag ab, laut welchem alle Feindseligkeiten aufhören und beide Theile, Protestanten und

Wiedertäufer, ruhig ihren Glauben bekennen und nach demselben leben dürften. Der Bischof mußte also unverrichteter Sache wieder abziehen. Dies geschah am 11. Februar. Am Nachmittage desselben Tages, sofort nachdem die bewaffneten Wiedertäufer vom Marktplatz abgezogen waren, fand sich eine Anzahl Weiber auf demselben ein, die mit fliegenden Haaren und aufgelös'ten Kleidern hin und her rannten. Einige warfen sich auf den Boden und streckten die Arme wagerecht aus, so daß sie ein Kreuz bildeten; wieder andere warfen sich auf den Rücken und riefen den himmlischen Vater an; andere rafften sich mit rasenden Sprüngen von der Erde empor, als wollten sie fliegen; wieder andere klatschten in die Hände, knirschten mit den Zähnen und zerschlugen die Brust; einige lachten wild auf, andere vergossen Thränen.

Am Tage nach dem Abschlusse des Vertrages mit den Wiedertäufern trat der verrätherische Bürgermeister Tilbeck selbst zu ihnen über und ließ sich mit seiner ganzen Familie zum zweiten Mal taufen. Da erkannten Viele, daß es die höchste Zeit sei, die Flucht zu ergreifen, und abermals erfolgte eine große Auswanderung aus der Stadt. Anstatt der Ausgewanderten zogen die Wiedertäufer aus Osnabrück, Warendorf, Dülmen, Coesfeld, Soest, Hamm, Wesel und anderen Orten in die Stadt ein. Von Außen kamen sehr beunruhigende Gerüchte in Betreff der Anstalten, welche der Bischof zur Belagerung der Stadt treffe. Man rüstete sich zu einem ernsten Kampfe; aus der nächsten Umgegend wurden sämmtliche Nahrungsmittel in die Stadt geschafft; die Thore wurden fest verschlossen und Boten ausgesandt, um Hülfstruppen anzuwerben. Der Prediger Roll, der, mit einer solchen Mission betraut,

nach Holland gegangen war, wurde in Utrecht erkannt und dort öffentlich verbrannt.

Am 24. Februar fand eine Neuwahl des Rathes statt. Bei dieser Gelegenheit errangen die Wiedertäufer einen großen Triumph, denn zwei der Ihrigen, Bernard Knipperdollinck und Gerhard Kippenbrock, wurden zu Bürgermeistern gewählt. Beide schickten sofort eine Schaar von 500 Bewaffneten aus, um das Stift St. Mauritz, weil es den bischöflichen Truppen vermeintlich zum Hinterhalt diente, zu zerstören. Die Stiftsherren entflohen und das Stift, voll von Kunstschätzen und Denkmälern des Alterthums, wurde ein Raub der Flammen. Weiter faßte der Rath den Beschluß, daß alle Bürger, welche der neuen Lehre nicht beitreten würden, die Stadt verlassen müßten. Dieser Beschluß wurde am 26. Februar ausgeführt und die Unglücklichen, die er traf, bei einer schneidenden Kälte und scharfem Winde, oft selbst der Kleider beraubt, aus der Stadt verstoßen, Weiber und Kinder mit einbegriffen. Auch die protestantischen Prediger, die früher die Katholiken verdrängt hatten, wurden verjagt. In der Stadt selbst begann der wilde Pöbel auf Befehl der Propheten Alles zu zerstören, was auf den Gottesdienst der Katholiken und Protestanten nur irgendwie Bezug hatte. Am Nachmittag des 24. Februar wurden alle Kirchen und Klöster der Stadt, besonders der Dom, ausgeplündert, die kostbarsten Urkunden, Bücher und Bilder verbrannt, die Crucifixe mit Füßen getreten, die schönen Glasmalereien in den Fenstern durch Steinwürfe vernichtet u. s. w. Die ausgeplünderten Wohnungen und die Kirchen wurden in Brand gesteckt, so daß fast nur die nackten Wände übrig blieben; auch Hecken und Zäune wurden niedergerissen und

Alles zu einer wüsten Ebene gemacht. Nichts sollte mehr an die frühere gottlose Zeit erinnern, alle das Leben erheiternden Beschäftigungen sollten aufhören und alle Gedanken nur auf Befestigung des neuen Gottesreiches gegen jede Gefahr gerichtet werden.

Der Fürstbischof, an jeder gütlichen Ausgleichung verzweifelnd, begann mit Nachdruck zu rüsten. Sein Heer zählte bald einige tausend Mann; der Kurfürst von Köln, der Herzog von Cleve, der Landgraf von Hessen und noch einige andere Fürsten, wie auch Städte sandten Geschütze und sonstige Kriegsbedürfnisse; alle aufgefangenen Wiedertäufer wurden verurtheilt und hingerichtet. Schon zu Anfang des März war Münster von einem Belagerungsheer vollständig eingeschlossen. In der Stadt wurde auf den Vorschlag Knipperdollinck's die ganze waffenfähige Mannschaft militärisch eingetheilt, Fähnlein und Rotten organisirt, Hauptleute und Unterbefehlshaber gewählt, die Festungswerke in Stand gesetzt, eine Stückgießerei und im alten Dome eine Pulvermühle angelegt. Um dem Mangel an Geld abzuhelfen, befahlen die Propheten Matthyssen und Johann von Leyden, weil ja doch in Israel Alles gemeinschaftlich sein müsse, den Bürgern ihr Geld, ihre Kostbarkeiten und ihre Lebensmittel auf das Rathhaus zu bringen. Durch das Beispiel einer kürzlich wegen Erregung von Unzufriedenheit an einem Bürger vollzogenen Hinrichtung eingeschüchtert, wagten die armen Bürger keinen Widerspruch und lieferten das Verlangte auf dem Rathhause ab. Matthyssen betrauete sieben Diakonen mit der Verwaltung und Vertheilung des dort zusammengebrachten gemeinschaftlichen Schatzes.

Am 15. März erklärte Matthyssen dem Volke, der

himmlische Vater habe ihm befohlen, sämmtliche Bücher, die Bibel ausgenommen, in Israel zu vernichten. Sofort wurden denn eine ganze Masse auf dem Domhofe zusammengetragen und den Flammen preisgegeben. Der 3. April, der Charfreitag, war für die Wiedertäufer ein Tag allgemeiner Lustigkeit. Am ersten Ostertage, 5. April, verlor ihr Prophet Matthyssen das Leben. Mit einer Hellebarde in der Hand rannte er nämlich vor das Thor, weil er mit Hülfe des himmlischen Vaters ganz allein den Feind in die Flucht schlagen und Jerusalem befreien wollte. Von den bischöflichen Soldaten gefangen, wurde er bei lebendigem Leibe in vier Stücke gerissen. Johann von Leyden heirathete die Wittwe des seiner Schwärmerei zum Opfer Gefallenen, und Matthyssen war vergessen. Am 9. April verkündete der Bürgermeister dem Volke, Gott habe ihm offenbart, alles Hohe müsse erniedrigt und das Niedrige erhöhet werden. Alsbald wurden die Spitzen sämmtlicher Thürme abgetragen und auf denselben Kanonen aufgestellt. Johann von Leyden erklärte, derselben Offenbarung zufolge müsse der Bürgermeister Knipperdollinck zu der niedrigsten Stelle, nämlich zum Scharfrichteramte, degradirt werden. Der überlistete Knipperdollinck mußte sich in sein Schicksal ergeben und empfing aus der Hand Johanns das Henkersschwert; vier Trabanten wurden ihm als Gehülfen gegeben.

XII.

Die Wiedertäufer-Periode (Schluß). Einsetzung einer neuen Obrigkeit. Einführung der Vielweiberei. Johann von Leyden wird König. Sein Hofstaat. Großes Mahl der Einwohnerschaft auf dem Domplatz. Aussendung von siebenundzwanzig Aposteln. Vergeblicher Sturm der Bischöflichen auf die Stadt. Fürsten-Congreß zu Coblenz. Hungersnoth in Münster. Schwelgereien des Königs. Hinrichtung der Elisabeth Wandscherer. Einnahme der Stadt. Gefangennehmung, Verurtheilung und Hinrichtung der Führer der Wiedertäufer.

Kurze Zeit nach der Erniedrigung Knipperdollinck's rannte Johann von Leyden einmal mitten in der Nacht durch die Straßen, predigte Buße und Bekehrung und sank zuletzt ohnmächtig zusammen. Wieder zum Bewußtsein gekommen, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er drei Tage lang stumm sein werde. Nach Ablauf dieser Zeit verkündigte er den Willen des himmlischen Vaters, daß die bisherige Obrigkeit abgesetzt und eine neue angeordnet werden müsse. Der Stadtrath wurde aufgelöst und an seine Stelle ein Collegium von zwölf Männern, die der Prophet „die Aeltesten der zwölf Stämme Israels" nannte, mit der höchsten Gewalt bekleidet. Einige Wochen später trat der Prophet mit dem Vorschlag auf, die Vielweiberei einzuführen. Dieser Vorschlag erregte einen großen Sturm. Der Prophet wurde sammt seinen nächsten Anhängern am 30. Juli von den Gegnern der Vielweiberei gefangen genommen, bald darauf aber wieder befreit und, nachdem Knipperdollinck etwa 100 Widerspenstige hingerichtet hatte, der Vorschlag wirklich angenommen. Die Gräuel der scheußlichsten Unzucht nahmen nunmehr ihren Anfang und der Prophet ging darin dem Volke mit seinem Beispiel voran. Doch nahm er zu der Wittwe des getödteten Matthyssen, Divara, einstweilen nur erst zwei andere Weiber. Endlich errang er die höchste

Würde in der Stadt und eine fast unumschränkte Herrschaft. Dies aber kam also.

Am Tage des heiligen Jakobus war ein neuer, bisher noch ganz unbekannter Prophet, Johann Dusentschur, ein Goldarbeiter aus Warendorf, aufgetreten und hatte dem Volke offenbart, nach dem Willen des himmlischen Vaters müsse Johann von Leyden, der heilige Mann Gottes, als König über den ganzen Erdkreis und als Herrscher über alle Kaiser und Fürsten gesetzt werden. Er nahm hierauf den zwölf Aeltesten das Schwert ab und überreichte es dem neuen König mit den Worten: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit und mit ihm alle Gewalt, gebrauche es aber so, daß Du Christo, wenn er wieder kommen wird zum Gerichte, Rechenschaft geben kannst." Alsdann salbte er ihn feierlich und rief ihn öffentlich zum König des neuen Jerusalem aus. Das Volk jauchzte dem neuen König entgegen und dieser gelobte, sein Volk nach dem Geiste des Herrn zu regieren und zu richten nach der Gerechtigkeit des himmlischen Vaters. Auf dem Haupte trug er von nun an eine goldene Krone und sein Hals war geschmückt mit einer goldenen Kette mit einer von zwei Schwertern durchbohrten Weltkugel; das Kreuz zwischen den Schwertern trug die Inschrift: „Ein König der Gerechtigkeit überall." *) Weitere Insignien seiner königlichen Würde waren ein kostbares

*) Diese Kette wird gegenwärtig noch als ein Erbstück von der gräflichen Familie von Merveldt in Münster aufbewahrt. Ein Dietrich von Merveldt war zu jener Zeit Droste des Amtes Wolbeck und brachte die Kette des Propheten nach der Einnahme der Stadt an sich.

Scepter, goldene Sporen und purpurne Kleider. Als König konnte er auch nicht mehr länger bei dem seitherigen Scharfrichter Knipperdollinck wohnen, er wählte vielmehr die Curie des Domherrn Melchior von Büren zu seinem Palaste. Alle seine Getreuen wurden zu hohen Würden erhoben; so avancirte u. A. Knipperdollinck vom Scharfrichter zum Statthalter, Rothmann wurde Hofprediger, Tilbeck Hofmarschall, der vormalige Graf Heinrich Krechtinck Kanzler und dessen Bruder Bernard, früher Pastor zu Gildehaus, Geheimerath. Münzen von Gold und Silber wurden geprägt und eine Leibwache von achtundzwanzig Trabanten gebildet. Auf dem Domhofe wurde für ihn ein prachtvoller Thron errichtet, auf dem er dreimal in der Woche zu Gericht saß. Außer seinen drei Weibern legte er sich noch siebzehn der schönsten Mädchen, die er, unter Divara's Vorsitz, in einem neben seinem Palaste gelegenen Hause unterbrachte, als Frauen zu. An Gräueln des Despotismus und der Ausschweifung stand der König keinem Satrapen des Morgenlandes nach. Am 12. Oktober (nach anderen Quellen schon am 13. September) arrangirte er, wie wir bereits weiter oben erwähnt haben, auf dem Domplatze, der „Burg Zion", ein gemeinschaftliches Mahl für die ganze Bevölkerung und entsandte bei dieser Gelegenheit siebenundzwanzig Apostel durch alle Thore nach allen vier Weltgegenden, die Buße predigen und zur Hülfe für das bedrängte himmlische Reich zu Münster auffordern sollten; sämmtliche Siebenundzwanzig wurden später aufgefangen und fast alle hingerichtet. Zum würdigen Schlusse des festlichen Mahles enthauptete der König höchst eigenhändig einen aufrührerischen Soldaten.

Als die Nachricht von diesen Vorgängen zu Münster

dem Bischof zu Ohren kamen, glaubte er, einen Sturm auf die Stadt wagen zu dürfen. Es gelang seinen Truppen (am 28. August 1534), bis zu den Mauern der Stadt vorzudringen und die bischöflichen Fahnen dort aufzupflanzen, ohne daß sie auf den geringsten Widerstand gestoßen wären. Da aber stürzten, als der größte Theil der Truppen die Gräben bereits überschritten hatte, die Belagerten plötzlich aus allen Ecken und Schlupfwinkeln hervor und fielen wüthend über den Feind her. Von den Mauern ergoß sich ein Regen von glühendem Kalk, Oel und geschmolzenem Blei über die Soldaten; den bereits eingedrungenen drückte man brennende Pechkränze auf den Kopf und hieb denen, die sich an der Mauer festhalten wollten, die Finger ab. Nicht allein die Männer, sondern auch die Weiber und die Knaben betheiligten sich bei dem Kampfe, die Bischöflichen verloren die Hälfte ihrer Leute, der Rest floh in das Lager zurück. Der Bischof sah ein, daß er ohne fremde Hülfe die Stadt nicht zu nehmen vermöge.

Den Bemühungen des Bischofs, unterstützt von dem Landgrafen Philipp von Hessen, war es endlich gelungen, daß am 13. December 1534 die Gesandten der Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier und der Pfalz zu Coblenz zusammentraten, um gemeinschaftliche Maßregeln zur Bewältigung der Wiedertäufer in Münster zu berathschlagen und festzusetzen. Auch Abgeordnete der Stadt Münster und einiger benachbarter Kreise waren in Coblenz erschienen, wie denn auch der Kurfürst von Sachsen daselbst vertreten war. Es wurden die nöthigen Bestimmungen einer gemeinsam zu leistenden Hülfe vereinbart und Wyrich von Daun, Graf zu Falkenstein, zum Oberbefehlshaber des Belagerungsheeres ernannt.

In Münster stieg die Noth täglich höher. Die Lebensmittel waren zum größten Theile aufgezehrt und Hunde- und Pferdefleisch bereits Leckerbissen geworden; das arme Volk nährte sich schon seit Wochen von Baumrinden, Wurzeln und Gras. Nur der König und seine Getreuen schwelgten nach wie vor im üppigsten Genusse. Eine fast unerträgliche Winterkälte machte die Lage noch schrecklicher und furchtbarer. So erschien das Neujahrsfest 1535; an diesem Tage prophezeite der König, spätestens bis zu Ostern werde die Stadt frei und aller Drangsale überhoben sein. Um dem Volke einen Beweis seines zuversichtlichen Muthes und seiner guten Hoffnungen für die Zukunft zu geben, befahl der König die Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches und sandte auf den Rath Dusentschur's abermals Apostel nach allen vier Himmelsgegenden aus, die in den übrigen Ländern die Macht und die Herrlichkeit des Königs verkündigen sollten. In jene Zeit fällt auch die (gleichfalls schon früher erwähnte) Hinrichtung der Elisabeth Wandscherer, einer der Gemahlinnen des Königs*).

Das Osterfest war mittlerweile herangerückt und noch nirgends zeigte sich eine Spur der von dem König am Neujahrstage verheißenen Erlösung. Da kam der König in nicht geringe Verlegenheit und ließ dem Volke mittheilen, er sei krank. Nach sechs Tagen endlich erschien er ganz heiter und wohlgemuth wieder auf dem Marktplatze und beschwichtigte die murrende Menge durch neue Lügen und Erfindungen. Zu Anfang des April zwang die bis zum

*) Wie andere Mittheilungen lauten, fand diese Hinrichtung später, nämlich am 12. Juni, statt.

Unerträglichen gestiegene Hungersnoth den König, das seither streng durchgeführte Verbot der Auswanderung aufzuheben und die Erlaubniß zum Verlassen der Stadt zu ertheilen. Gespenstern gleich schlich ein großer Haufen ausgehungerter Greise und jammernder Frauen zu den Thoren hinaus. Viele von ihnen fanden den Tod in Folge ihrer Erschöpfung, die Uebrigen irrten, da der Bischof ihre Aufnahme verweigerte, vier Wochen lang zwischen der Stadt und dem bischöflichen Lager umher, bis der Bischof sich endlich ihrer erbarmte und sie in verschiedenen Städten der Nachbarschaft unterbringen ließ.

Eine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt, die der Graf von Daun am 30. Mai an den König gerichtet, hatte dieser mit Hohn und Spott und eine abermalige vom 22. Juni mit der Entgegnung beantwortet, die Stadt könne er nicht eher übergeben, als bis es durch eine besondere göttliche Offenbarung befohlen werde. Nach solchen vergeblichen Versuchen der Milde und Schonung hatte der Oberbefehlshaber bereits den Entschluß gefaßt, die Stadt durch einen allgemeinen Sturm des vereinigten Belagerungsheeres zu nehmen, da führte ein zufälliger Umstand, nämlich der Verrath einiger Ueberläufer den Fall der Stadt und das Ende des himmlischen Reiches schon nach zwei Tagen herbei.

Ein Bürger von Münster, Heinrich Gresbeck, seines Handwerkes ein Schreiner, der im Dienste einer reichen und vornehmen Familie stand, war im Februar 1534 zum Besuche seiner Familie nach Münster gekommen und dort zu den Wiedertäufern übergetreten. Um dem allgemeinen Elend und dem wahrscheinlichen Hungertod zu entgehen, beschloß er zu desertiren und versuchte in der Nacht des

23. Mai mit noch vier anderen, worunter Hans van der langen Straeten (Hans Langenstraet) und Conrad Sobbe, über den die Stadt einschließenden Wall zu entkommen. Hans und Conrad kamen glücklich durch die Wachen hindurch, Gresbeck aber wurde von den Knechten des Geldrischen Blockhauses, wo er Aufnahme gesucht und gefunden hatte, an den Kur-Kölnischen Kriegsrath Grafen Ruprecht von Manderscheit ausgeliefert und nach Wolbeck ins Gefängniß gebracht. Dort entwarf er ein genaues Erdmodell der von den Wiedertäufern hergerichteten Befestigungen und bezeichnete an demselben eine Stelle, die in der Nacht leicht überstiegen werden konnte. Man ließ diese Stelle insgeheim besichtigen und fand die Angabe Gresbeck's bestätigt. Hans Langenstraet war mittlerweile nach Hamm zum Bischofe gekommen und hatte diesem denselben Plan mitgetheilt; auch meldete Hans dem Bischofe, die Wiedertäufer hätten beschlossen, die noch vorräthigen Nahrungsmittel zu verzehren, alle Schätze und Kostbarkeiten zu verbrennen, die Stadt anzuzünden, einen Ausfall zu machen und sich nach Holland durchzuschlagen. Um von der Stadt dies furchtbare Unglück abzuwenden, beschloß der Bischof, auf den Vorschlag Langenstraet's einzugehen und eine Ueberrumpelung der Wiedertäufer zu versuchen. Gresbeck ward mit Langenstraet zusammen gebracht und alles Nöthige vorbereitet. Vierhundert der tapfersten Landsknechte wurden ausgewählt, unter die Befehle des Hauptmanns Wilken Steding gestellt und die Nacht des 24. Juni zur Ausführung des Planes bestimmt. Ein heftiges Gewitter und ein Platzregen mit gewaltigem Sturm begünstigten das Unternehmen. Auf den Wällen hatten sich die Schildwachen bei dem furchtbaren Wetter

unter ihr Obdach zurückgezogen und in der Stadt lag Alles im tiefsten Schlafe. An der Spitze der Vierhundert kam Hans bei den ersten Verschanzungen an. Die Gräben wurden glücklich überstiegen und ungestört gelangte die Mannschaft auf den angrenzenden Wall. Hans hatte die Parole ausgekundschaftet und sich dadurch gegen den ersten Anfall der Schildwachen geschützt; letztere wurden in aller Stille niedergemacht. Durch die unbewohntesten Straßen kamen die bischöflichen Soldaten bis auf den Domhof. Sie drangen in die Domkirche und bemächtigten sich eines Theiles der dort aufgestellten Geschütze. Wilken Steding stellte seine Leute in die gehörige Ordnung und ließ die Trommeln rühren. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Wiedertäufer wurden zu ihrem Entsetzen gewahr, daß der Feind bereits mitten in der Stadt stand.- Viele von ihnen, die auf den Domhof kamen, wurden niedergehauen, ein großer Theil der Belagerten aber besetzte die Michaeliskapelle und den Zugang zum Dom. Vergebens richteten die Soldaten die Geschütze gegen die Mauern der Kapelle; sie widerstanden den Kugeln und den Wiedertäufern blieb Zeit, sich auf dem Markte zu sammeln. Die Verzweiflung gab ihnen Kraft und sie brachten die Bischöflichen zum Weichen. Da das innere Thor der Festung, durch welches Wilken Steding mit seiner Schaar eingedrungen, durch einen wahrscheinlich unbemerkt gebliebenen Wiedertäufer zugeschlagen und die übrige von Gresbeck geführte Mannschaft auf der äußeren Schanze festgehalten und zu folgen gehindert worden war, so wären die Vierhundert, welche sich in eine enge Gasse zurückgezogen hatten, unrettbar verloren gewesen, hätte nicht Wilken Steding durch eine der angrenzenden Domherren-Wohnungen einen Weg nach der

Aegidiistraße brechen lassen. Auf diesem Wege sandte er einen Theil seiner Mannschaft hinter den Rücken der Wiedertäufer. Diese kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung, sie wurden aber alle niedergehauen und unter ihnen auch Rothmann, der sich in voller Rüstung hier eingefunden hatte*). Allein auch die Bischöflichen hatten einen bedeutenden Theil ihrer Mannschaft eingebüßt und es war ihnen deshalb ganz willkommen, daß sie der König Nachts um 2 Uhr um einen kurzen Waffenstillstand und um eine mündliche Verhandlung bitten ließ. Diese kurze Ruhe wurde von ihnen dazu benutzt, die Ihrigen draußen im Lager durch Signale verschiedener Art von den Wällen herab von dem glücklichen Ausgang des Unternehmens in Kenntniß zu setzen. Hierauf begann das ganze bischöfliche Heer einen allgemeinen Sturm; die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die Belagerer drangen mit Anbruch des Tages von allen Seiten in die Stadt ein. Die Niederlage der Wiedertäufer war eine vollständige. In kurzer Zeit waren alle Straßen mit Leichen besäet, Halbtodte krochen umher und das Geschrei der Sterbenden erfüllte die Luft. Eine Abtheilung von zweihundert Mann hielt sich noch zuletzt in einer Verschanzung auf dem Markte, sie ergaben sich aber endlich, als ihnen freier Abzug bewilligt wurde. Um 6 Uhr Morgens konnte dem Bischof die vollständige Besiegung der Wiedertäufer nach Wolbeck gemeldet werden. Die Soldaten durchsuchten jedes Haus

*) Dieser Untergang Rothmann's ist nicht unzweifelhaft. Einige Chronisten versichern nämlich, er sei während des Kampfes entkommen und noch zwei Jahre später in Niedersachsen aufgesucht worden; dort habe er wahrscheinlich sein Leben irgendwo in stiller Verborgenheit beschlossen.

und jeden Schlupfwinkel und tödteten Alle, die in ihre Hände fielen. Von den Wächtern des Lambertithurmes, die sich wie Wahnsinnige wehrten, wurden drei gespießt und der vierte lebendig von oben auf das Pflaster heruntergestürzt. Der Bürgermeister Tilbeck wurde erstochen und seine Leiche in eine Kloake geworfen. Viele der Wiedertäufer wurden zusammengebunden und in Stücke zerhauen und eine Menge, die sich auf das Rathhaus geflüchtet hatte, zum Fenster hinausgestürzt und unten mit Spießen aufgefangen. Was nur fliehen konnte floh und schon glaubte man, auch der König sei unter den Flüchtigen, da entdeckte ihn endlich ein Knabe oben auf dem Aegidii-Thor; dort nahmen ihn die Soldaten gefangen. Bernard Krechtinck wurde aus dem Aegidii-Kloster hervorgezogen und nach drei Tagen endlich auch Knipperdollinck in einem Hause auf der Neubrückenstraße aufgefunden. Diese drei vornehmsten Gefangenen wurden nach Dülmen in das Gefängniß gebracht. Nachdem das Schlachten fast drei Tage gedauert hatte, hielt der Bischof seinen Einzug in die verödete Stadt und die vertriebenen Bürger kehrten nach und nach zurück.

Ueber die Schuldigsten der gefangenen Empörer wurde die Todesstrafe verhängt und dieselbe auch an ihnen vollzogen, Johann von Leyden aber, Knipperdollinck und Krechtinck einer ganz auffallenden Bestrafung vorbehalten. In ihren Gefängnissen wurde für ihre Bekehrung gewirkt. Johann von Leyden fand sich für Belehrung und Reue am empfänglichsten, weniger Krechtinck, ganz verhärtet und unbußfertig blieb Knipperdollinck. Am Tage vor der Hinrichtung, am 21. Januar 1536, wiederrief Johann von Leyden alle seine Irrthümer, mit Ausnahme der

beiden in Betreff der Wiedertaufe und der Menschennatur Christi.

In der Frühe des 22. Januar wurden die Thore der Stadt geschlossen und die Gefangenen auf den Markt geführt. Dort hatte sich der Bischof einen Thron aufrichten lassen, um dem furchtbaren Schauspiele, zu dem eine Menge Menschen herbeigeströmt war, zuzusehen. Knipperdollinck und Krechtinck erschienen zuerst auf dem Schaffot; ihnen folgte Johann von Leyden. Dieser hatte kaum das Blutgerüst betreten, so fiel er auf die Kniee und begann zu beten; dasselbe thaten die beiden Anderen. Als sie sich wieder erhoben hatten, wurde ihnen das Urtheil vorgelesen. Nach Beendigung der Vorlesung riefen die Verurtheilten mit lauter Stimme: „Es mag sein, daß wir gegen den Fürsten gesündigt haben, aber vor Gott sind wir schuldlos; wir haben Nichts gethan als was der Geist Gottes in uns geredet hat, und um seinetwillen wollen wir gerne Alles leiden." Die Henker führten zuerst den König zu einem in der Mitte des Blutgerüstes aufgerichteten Pfahl, banden ihn daran fest und schlugen ihn in das Halseisen. Hierauf ergriffen sie glühend gemachte Zangen und kniffen mit diesen alle fleischigen Theile des Körpers; jedesmal zischte das Blut und ein blauer, übelriechender Dampf stieg auf. Anfangs ertrug der König mit Standhaftigkeit alle Qualen, und nur die verzerrten Gesichtszüge bewiesen die Größe seiner Schmerzen; beim Fortgang der Martern aber schrie er jedes Mal so laut auf, daß alle Anwesenden sich entsetzten. Nachdem er eine ganze Stunde lang in dieser Weise gepeinigt worden war, kam die Reihe an Krechtinck; dieser ertrug die Martern nicht mit derselben Standhaftigkeit, sondern stieß bei jeder

Berührung mit der Zange einen lauten Schrei aus. Der Letzte war Knipperdollinck. Dieser versuchte an dem Halseisen sich die Kehle abzustoßen, die Henker aber rissen ihm schnell den Mund weit auseinander, zogen ihm ein Seil durch die Zähne und banden ihn so fest an den Pfahl, daß er sich gar nicht bewegen konnte. Nachdem auch er in der beschriebenen Weise gequält worden war, riß man allen Dreien mit glühenden Zangen die Zungen aus dem Halse und durchbohrte ihnen mit einem glühenden Dolche das Herz. Des Königs letzte Worte waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Knipperdollinck rief sterbend: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ Krechtinck aber sprach immer ganz leise: „O Gott! O Gott!“ Was mit den Leichen der drei Hingerichteten geschah, ist bereits mitgetheilt worden.

XIII.

Fragmentarisches aus der Zeit von 1535—1815: Beschlüsse des Reichstages zu Worms. Wiederherstellung der Ordnung. Tod des Bischofs Franz von Waldeck. Wilhelm von Ketteler. Bernard von Raesfeld. Christoph Bernard von Galen. Westfälischer Friede. Bischof Clemens August. Drangsale der Stadt Münster während seiner Regierung. Bischof Maximilian Friedrich. Minister Franz von Fürstenberg. Overberg. Das Haus der Fürstin von Gallitzin. Bischof Maximilian Franz. Säcularisation des Bisthums. Wechselvolle Schicksale bis zur definitiven Einverleibung in das Königreich Preußen.

Mit dem Sturze der Wiedertäufer und der Hinrichtung ihrer Führer war auch der Protestantismus in Münster so ziemlich vernichtet. Ein Reichstag zu Worms im November 1535 entschied, daß der beendigte Krieg als ein Reichskrieg anzusehen sei und daher die Wiederherstel-

lung der Ordnung vom Reiche her geleitet werden müsse. Der Bischof und die Stände sollten genau in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt werden, das Verhältniß zwischen diesen und der Stadt Münster sollte das frühere bleiben, allen der Wiedertäuferei nicht verdächtigen Bürgern jedes Recht und jedes Eigenthum zurückgegeben, die Güter der Verdächtigen aber eingezogen und durch deren Verkauf theils die Kriegskosten des Reiches, sowie die des Münsterlandes, theils aber auch die zur Wiederherstellung der Ordnung nöthigen Mittel bestritten werden. In Ansehung der Religion sollte es den früheren Reichstagsabschieden gemäß gehalten werden.

Nach der Wiedereinsetzung der Bürger in ihre Rechte, im Jahr 1553, schritten diese eiligst zur Ausbesserung und Verstärkung der Festungswerke, und machten so die Stadt, hauptsächlich von 1553 bis 1568, fester als je zuvor. Bis zu dem genannten Jahre 1553 dauerte es, bis der von den Bürgern von Münster mit dem Bischof und den Ständen um unbedingte Wiederherstellung ihrer früheren Rechte geführte heftige Kampf in Folge einer Vereinbarung mit dem Bischof und den Ständen, welche die Bestätigung des Kaisers erhielt, sein Ende fand und erst nach Beendigung dieses Streites wurden die Festungswerke den Bürgern wieder überliefert. Die Besorgniß vor der Möglichkeit, daß ihnen die kaum errungenen Rechte späterhin wieder entrissen werden könnten, mag denn auch zum Theil wohl den Eifer erklären, mit welchem die Bürger ihre Stadt auf das Neue in Vertheidigungszustand zu setzen suchten. Ueberhaupt zog sich der Bischof Franz von Waldeck, der sich während der unglücklichen Wiedertäuferzeit ohnehin so schwach und kraftlos gezeigt hatte, auch in den nächstfol-

genden Jahren seiner Regierung vielen schweren Tadel zu. Erst am 28. December 1540 zum Diakon, am folgenden Tage zum Priester geweiht und am 7. Januar 1541 zum Bischof consecrirt, stellte er freilich in allen Kirchen den katholischen Gottesdienst wieder her und verfolgte die noch übriggebliebenen Reste der Wiedertäuferei auf das Strengste, doch waren auch immerhin noch viele Anhänger Luther's in der Stadt und auf dem Lande, und zu diesen fühlte der Bischof sich hingezogen. So trat er denn zum größten Erstaunen der Stände auf dem Landtage des Jahres 1543 mit dem Vorschlage hervor, das Stift nach den Grundsätzen der Augsburger Confession zu reformiren. Der in seinen Entschlüssen stets schwankende Bischof ließ in Folge des heftigen Widerspruches der Stände und insbesondere des Domkapitels diesen Plan zwar wieder fallen, doch erhielten sich durch seine Begünstigung, namentlich im Bisthum Osnabrück, zahlreiche lutherische Gemeinden. Sein Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde hatte weiter keine Folgen, da er sich nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547, in welcher Kaiser Karl V. den Kurfürsten Moritz von Sachsen, das Haupt des Bundes, besiegte und gefangen nahm, dem Domkapitel wieder zuneigte und diesem auf das Bündigste versprach, seine reformatorischen Bestrebungen nicht weiter verfolgen zu wollen. Darauf hin stellte ihm das Domkapitel, als er zur Rechtfertigung nach Rom beschieden wurde, ein Zeugniß der Rechtgläubigkeit aus, doch mußte er sich entschließen, vor dem Domkapitel und den Ständen zu Osnabrück diese seine Rechtgläubigkeit durch eine demüthigende Erklärung auf das Neue zu bekräftigen. Alle diese Vorgänge verursachten dem Bischof schweren Kum-

mer; er verfiel in eine tödtliche Krankheit und starb am 15. Juli 1553.

Schon wenige Tage nach seinem Tode wählte das Domkapitel aus seiner Mitte den bisherigen Dompropst Wilhelm von Ketteler — einen Ahnen des gegenwärtigen Bischofs von Mainz — einen gelehrten und staatsklugen Mann, dessen Regierung Milde und strenge Gerechtigkeitspflege, Liebe zu den Wissenschaften und Sorge für die Verbreitung derselben auszeichnete. Weil er sich zur Annahme der bischöflichen Weihe nicht entschließen konnte, der Papst aber in dieser Hinsicht eine Dispensation nicht ertheilen wollte, so legte er am 2. December 1557 in der Versammlung der Landstände sein Fürstenamt nieder, und für seine Stelle wurde der Propst zu St. Mauritz, Bernard von Raesfeld, gewählt*).

Indem wir die nächstfolgenden Fürstbischöfe übergehen, müssen wir nunmehr eines Mannes Erwähnung thun, dessen Name lebendiger als der irgend eines seiner Vorgänger im Andenken des Münster'schen Volkes verblieben ist; wir meinen den Freiherrn Christoph Bernard von Galen, der als Nachfolger des Herzogs Ferdinand von Bayern (1612 bis 1650, unter dessen Regierung am 24. October 1648 gleichzeitig zu Münster und Osnabrück von den versammelten Gesandten der katholischen und lutherischen Fürsten der westfälische Friede

---

*) Auf Bernard von Raesfeld folgten: 1. Johannes III., ein Graf von Hoya († 5. April 1574), 2. Johann Wilhelm, ein Herzog zu Jülich, Cleve und Berg (resignirte 1585), 3. Ernst, ein Herzog von Bayern († 1612) und 4. Ferdinand I., aus demselben Hause († 3. September 1650).

geschlossen worden war), am 14. November 1650 zum Fürstbischof von Münster erwählt wurde und bis zum Jahre 1678 regierte. Ueber ihn lesen wir*): „Am 17. September 1651 erhielt er die Bischofsweihe, die keiner seiner drei Vorgänger empfangen hatte, legte aber erst am 24. September 1652 unter den gewöhnlichen Einzugs- und Huldigungsfeierlichkeiten den bischöflichen Eid ab. Dieser merkwürdigste aller Münster'schen Bischöfe, ein Mann von hellem Verstande, festem Charakter, tiefer Religiosität und strenger Sittlichkeit, hat für die Befestigung der inneren Ordnung des Landes, für die Ehre und den Wohlstand desselben, für die Heilung der noch frisch blutenden Wunden aus dem dreißigjährigen Kriege in kurzer Zeitfrist Unglaubliches geleistet. Leider ließ er sich im Kampfe mit Widersetzlichkeit und feindseligem Parteigeiste zur Härte und zu despotischem Verfahren, sowie durch den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, und namentlich seiner Kriege mit dem Auslande, zu einer abenteuerlichen Thaten- und Kriegslust hinreißen, die den kleinen Münster'schen Staat mit unverhältnißmäßigen Opfern in die Reihe der großen Mächte stellen sollte. Wenn das Erstaunen des ganzen Europa den Mann begleitete, der nach seinem fünfzigsten Jahre aus einem stillen Domherrn ein großer Krieger wurde, so warfen doch die erwähnten Schwächen einigen Makel auf seinen Ruhm. Nach Befreiung des Landes von den noch zurückgebliebenen fremden Besatzungen, gerieth er in Streit mit den Bürgern der Stadt Münster, die freilich in ihren Ansprüchen zu weit gingen; mit zu-

*) In der schon früher citirten Schrift „Münster und seine nächsten Umgebungen rc.“ (Seite 110 und 111).

nehmender Erbitterung wurden beiderseits Allianccn mit Nachbarstaaten, u. a. von der Stadt sogar mit Holland, geschlossen; wieder verheerten fremde Kriegsvölker das Land, und nach zweimaliger Einschließung und nach einmaliger förmlicher Belagerung mußte sich die Stadt nach der tapfersten Gegenwehr, im März des Jahres 1661, dem Fürstbischof ergeben. Sie mußte den bischöflichen Truppen die Festungswerke und das Besatzungsrecht einräumen, alle Verbindungen mit fremden Staaten auflösen, auf die freie Wahl sowie auf die regelmäßige Abwechselung der Rathsherren verzichten, die Einsetzung des Rathes, sowie des Stadtrichters für immer dem Bischof überlassen, die Gilden auflösen und die Gildehäuser zu Zeughäusern hergeben, eine bischöfliche Wache in das Rathhaus aufnehmen, die Erbauung einer mit bischöflichen Soldaten zu besetzenden Citadelle zugeben, einen Theil ihrer Einkünfte abtreten und sofort 45,000 Speciesthaler zahlen. Unter diesen Bedingungen ertheilte der Bischof die Amnestie; am 10. Juli hielt er seinen triumphirenden Einzug*); die Bürgerfrei-

*) Der Bischof zog — so erzählt Ludolph in seiner „Europäischen Schaubühne" — mit einem glänzenden Gefolge von Domherren, Rittern und Soldaten in die Stadt ein. Am Thore der Citadelle übergab ihm der Magistrat die Schlüssel und leistete einen neuen Huldigungseid. Dann zog der Bischof im vollen bischöflichen Ornat in das Liebfrauen-Thor ein, sein Generalvikar und Official ihm zur Seite, und vor ihm die Schulkinder, Mönche, Vikarien, Domherren und Kanoniker, alle mit Chorkappen bekleidet von der Farbe ihres Stiftes. Hinter ihm her zog der Adel, die Herren vom Gericht, die Hofleute, zuletzt der Magistrat und die Bürger. Als sie in dieser Ordnung am Rathhause vorbeikamen, da jubelte das Volk, obgleich es kurz vorher noch Spottlieder auf den Bischof gedichtet hatte; allein die ganze Sache schien Niemanden weniger zu gefallen, als dem

heit blieb seit diesem Tage nur noch als ein Schattenbild bestehen; noch viele Jahre hindurch lebten Spottlieder auf den Bischof im Munde der erbitterten Bürger." *)

Christoph Bernard von Galen starb am 19. September 1678 zu Ahaus; seine Leiche wurde nach Münster gebracht und ruht dort im Dome unter seinem noch bis jetzt erhaltenen Monument **).

Von den ferneren Regenten des Münsterlandes erwähnen wir noch Clemens August, dritter Sohn aus der

---

heiligen Liborius, dessen Bildsäule, gleichfalls im bischöflichen Anzug, an der Ecke des Rathhauses steht. Schon hatten einige Mönche bemerkt, daß derselbe den Kopf etwas schüttele. Als der Bischof gerade vor dem Rathhause war, schüttelte er ihn so stark, daß er ihm ab und zur Erde fiel. Hierüber erstaunte alles Volk, und Niemand wagte, dem heiligen Mann seinen Kopf wieder aufzusetzen. Erst in der neueren Zeit hat man ihm einen Kopf wieder aufgesetzt, mit welchem er sehr ängstlich nach der Rothenburg hinsieht, so daß man jeden Augenblick glaubt, er wolle wieder anfangen, ihn zu schütteln.

*) Ein solcher, noch heute bekannter Spottvers lautet:

Berndken von Gaolen
Kann puchen, kann praohlen,
Kann stinken, kann leigen,
Kann Lüde bedreigen.

**) Mit einer neuen, auf sorgfältigem Studium aller gedruckten und vieler ungedruckten Quellen beruhenden Schilderung des Lebens und Wirkens Christoph Bernard's wird uns bald Herr Dr. Tücking in Münster beschenken. — Die nächsten Fürstbischöfe waren: 1. Ferdinand II., ein Freiherr von Fürstenberg und sehr friedliebender Mann († am 3. Juli 1683), 2. Maximilian Heinrich, ein Herzog von Bayern († am 25. Juni 1688), 3. Friedrich Christian, ein Freiherr von Plettenberg-Lenhausen († am 5. Mai 1706). Er that sehr Vieles für die innere Wohlfahrt seines Landes. 4. Franz Arnold, ein Freiherr von Metternich zur Gracht († am 16. December 1718).

zweiten Ehe des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Derselbe wurde, nachdem Herzog Philipp Moritz von Bayern schon wenige Tage nach seiner Wahl gestorben war, am 26. März 1719 zum Bischof von Münster und am folgenden Tage auch zum Bischof von Paderborn ernannt. Später erhielt er auch noch die Bisthümer Hildesheim und Osnabrück, das Erzbisthum Köln und das Großmeisterthum des deutschen Ordens, und erwarb auf diese Weise fast eine königliche Herrschaft. Durch seine Theilnahme am siebenjährigen Kriege und den Abschluß eines besonderen Subsidientraktates mit Frankreich brachte er unsägliches Elend über die Stadt und das ganze Land. Die französischen, wie die alliirten englisch-hannover'schen Heere, letztere unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, zogen zu wiederholten Malen in das Land; dasselbe wurde furchtbar verwüstet und verödet. Die Stadt Münster mehrmals von beiden Seiten genommen und verloren, hatte alle Schrecken der Belagerung auszustehen, litt aber ganz besonders durch die Beschießung der Alliirten im Herbst 1759. Clemens August starb am 6. Februar 1761 zu Ehrenbreitstein.

Sein Nachfolger war Maximilian Friedrich, Graf von Königseck-Rothenfels. Er wurde am 17. September 1761 gewählt und hielt am 18. März 1763 seinen Einzug in Münster. Das verödete und zertretene Land bedurfte der schleunigsten Hülfe. Diese wurde ihm, als der neue Fürst den jungen Domherrn Franz von Fürstenberg-Herdringen als dirigirenden Minister an die Spitze der Angelegenheiten des Landes stellte, einen Mann, dessen Namen kein Münsterländer ohne ein Gefühl der tiefsten und innigsten Dankbarkeit aussprechen

darf. Diese Dankbarkeit soll denn nunmehr in Münster einen wenn auch verspäteten, so doch würdigen Ausdruck finden, indem man dort gegenwärtig mit den erforderlichen Vorbereitungen beschäftigt ist, dem edlen Manne ein Denkmal zu setzen. Das Modell hierzu ist von der Bildhauerin Fräulein Ney, einer Tochter der Stadt Münster, ausgearbeitet.

Dieser hochherzige, gelehrte, umsichtige und geniale Mann verstand es, fast ohne alle Mittel die allgemeine Kreditlosigkeit und die tiefe Verschuldung zu beseitigen, den darniederliegenden Handel und Verkehr zu heben, den Ackerbau und die Gewerbe wiederum aufblühen zu lassen und überhaupt nützliche, den Geldumlauf fördernde Unternehmungen mit der Verschönerung der Stadt zu verbinden. Münster verdankt ihm, wie bereits angedeutet, den Bau eines neuen Schlosses und die Anlegung der herrlichen Promenaden. Für die Bildung eines tüchtigen Kriegerstandes suchte Fürstenberg durch die Gründung einer Militärschule und die Einführung der Landwehr zu wirken. Unschätzbar aber sind die Verdienste, die der edle Mann sich um die Hebung des Volksschulwesens erwarb; er gründete die Normalschule für künftige Elementarlehrer und gab derselben den berühmten Pädagogen Overberg zum Director.

Es war überhaupt zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine schöne Zeit in Münster, ein geräuschloses, aber erfolgreiches Zusammenwirken für die edelsten Zwecke. Das Haus der geistvollen Fürstin Amalia von Gallitzin, deren einziger Sohn Demetrius Augustin am 6. Mai 1840 als geistlicher Hirte der von ihm gegründeten Colonie St. Vincent in Penn-

sylvanien starb*), war das Stelldichein der ausgezeichnetsten Männer. Hemsterhuys, Hamann und Jakobi waren Gäste des Hauses; selbst Goethe beehrte dasselbe mit seinem Besuche**).

---

*) Cf. die Schrift: „Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin rc., von P. Heinrich Lemcke (Münster, Coppenrath'sche Buch- und Kunsthandlung, 1861)." Der Verfasser ist der Nachfolger des fürstlichen Missionärs.

**) Das Leben der geistreichen Fürstin, die am 27. April 1806 zu Münster starb, und der glänzende Kreis ausgezeichneter Männer, die sich in ihrem Hause zusammenfanden, ist von berufeneren Federn, als die unserige, schon so oft geschildert und beschrieben worden, daß wir von einer desfallsigen eingehenden Darstellung absehen zu können glauben. Es sei deshalb hier nur noch des Mannes erwähnt, um den sich nach dem Tode der Fürstin die Mitglieder der „Familia sacra", wie der verbissene Voß diesen Kreis spöttisch genannt haben soll, gruppirten; wir meinen den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. „Derselbe, schreibt Levin Schücking (Eisenbahnfahrt rc., S. 122 und 123), war bekanntlich ohne Rücksicht auf den damit verknüpften Verlust seiner Stellung als Präsident der Regierung zu Eutin und andere namhafte Nachtheile 1800 in Münster zur katholischen Kirche übergetreten, in seiner lebhaft erregten Natur sich rückhaltslos und mit praktischer Bethätigung dem von der romantischen Schule ausgehenden Anstoße hingebend, welche Dichtung und Religion enger sich nahe bringen, jener durch diese ein neues Princip und einen neuen tieferen Gehalt einflößen wollte. Bei Stolberg mußten diese Ideen um so mehr ein vorbereitetes Feld finden, als sie, sowie die Tendenzen des ehemaligen Hainbundes insgesammt, zunächst von der Poesie Klopstock's ausgingen, dessen großes Hauptwerk ja bekanntlich von demselben Gedanken getragen war. Auch mochte bei dem Umschwunge, den Stolberg's ganzes Gemüth zu gleicher Zeit nahm, indem er sich von den sämmtlichen „Genies" der Zeit trennte, ein großer Lebensschmerz einwirken, den er vorher erfahren, den Verlust seiner ersten Gattin, der in seinen Liedern gepriesenen Agnes. In

Als im Jahre 1780 der österreichische Erzherzog Maximilian Franz, Kurfürst von Köln und Großmeister

---

Münster entstanden Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu Christi" in fünfzehn Bänden, das „Leben Alfreds des Großen" und das in dem Kampfe wider den groben und erbitterten Voß entstandene „Ein Büchlein von der Liebe." Wie die Gallitzin, so hatte auch Stolberg sich in der Nachbarschaft Münsters einen Landaufenthalt ausgesucht; die meisten jener Schriften arbeitete er aus in einem Pavillon des Droste'schen Gutes Lütkenbeck. Er war ein schöner ritterlicher Mann mit edeln Zügen und von der gewinnendsten Liebenswürdigkeit; ein großartiger Hang zum Wohlthun ging von ihm auf die Seinen über, seine Wittwe namentlich, welche erst vor einigen Jahren in Münster starb. Stolberg würde einen ganz andern Platz in der Literatur einnehmen, und von der Kritik mit anderem Maßstabe gemessen worden sein, hätte man ihn nicht nach seinem Uebertritt zu den „Unfreien" geworfen und von nun an schwer unter der Antipathie, welche alles Convertitenthum trifft, leiden lassen. Und doch war, was er that, ein höchst ehrenwerthes Zeugniß für seinen Charakter. Er begnügte sich eben nicht, eine literarische Zeitrichtung als Dilettant mitzumachen und einem proclamirten Gedanken die Huldigung der Phrase darzubringen, er gab sich männlich, opferfreudig und bewußt der religiösen Richtung ganz und völlig hin, und wenn dies F. Schlegel, Werner, die Brentano u. s. w. später auch thaten, so bewies von ihnen Allen Keiner bei diesem Schritte einen gleich hohen Grad von Muth seiner Ueberzeugung, wie ihn Stolberg bewies. — — Stolberg starb im Jahre 1819 auf dem Gute Sondermühlen im Osnabrück'schen; seine Leiche ruht auf dem kleinen Dorfkirchhofe zu Stockkempen, von einem Denkstein bezeichnet." (Als hämischer Angeiferer des edlen Dichters zeigt sich auch Berghaus in einer Anzahl sehr unbeglaubigter Anekdoten, die er von ihm in dem bereits gekennzeichneten Roman „Wallfahrt durchs Leben" erzählt.) — Von den literarischen Namen der neueren Zeit knüpft sich der Immermann's an Münster. Er war hier eine Reihe von Jahren als Auditeur thätig; seine ersten literarischen Versuche sind hier entstanden, von 1819—1825, die unter dem Einfluß der romantischen

des deutschen Ordens, zum Coadjutor des Bischofes von Münster mit dem Rechte der Nachfolge gewählt wurde, gab Fürstenberg seinen Ministerposten auf und behielt blos das Generalvicariat und die Oberleitung des Schulwesens bei. Als Mitglied des Domkapitels und der Ritterschaft war sein Einfluß fortwährend groß, allein er machte stets nur davon Gebrauch, die Regierung des Bischofs Maximilian Franz bei jedem guten Unternehmen zu unterstützen. Darum bewies ihm Letzterer stets eine hohe Achtung und ein großes Vertrauen. Fürstenberg überlebte die Auflösung des Hochstiftes Münster und starb am 16. December 1810.

Maximilian Franz kam im Jahre 1784 zur Regierung und ließ die von Fürstenberg getroffenen Anordnungen aus Achtung für den vortrefflichen Mann überall in Kraft bestehen. Dieser Bischof — der vierundsechszigste in der Reihe der Münster'schen Oberhirten — war der letzte souveräne Fürst des Hochstiftes, denn obgleich man nach seinem, im Jahre 1801 erfolgten Tode den österreichischen Erzherzog Anton Victor zum Nachfolger bereits erwählt hatte, so war die Mediatisirung des Hochstiftes dennoch bereits beschlossen und am 3. August 1802, nachdem es gerade tausend Jahre als selbstständiger Staat bestanden hatte, nahm Preußen Besitz von demselben. Das Bisthum selbst wurde in Gemäßheit des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 unter verschiedene Herren vertheilt; die Krone Preußen bekam davon etwa zwei Dritttheile. Das Dom-

---

Schule gedichteten und jetzt mit Recht vergessenen Dramen: „Die Prinzen von Syrakus", „Das Thal von Ronceval", „Petrarca" rc. Der Dichter wurde später als Oberlandesgerichtsassessor nach Magdeburg und von da nach Düsseldorf versetzt.

kapitel wurde im Herbst des Jahres 1806 von der preußischen Regierung aufgehoben, jedoch vorläufig im Besitz seiner Güter gelassen. Bereits im Jahre 1803 hatte man in den verschiedenen Theilen des Münsterlandes mit der Aufhebung der reicheren Stifter und Klöster begonnen. In Folge der Schlacht bei Jena und Auerstädt, am 14. October 1806, kam das Land in die Hände Napoleons, der es in verschiedene Theile splitterte und den neugebildeten französischen Departements oder den von Frankreich abhängigen Ländern zutheilte. Auf wenige Tage mit Holland vereinigt, wurde es bald darauf mit der Hauptstadt Münster als erobertes Land unter einen Militärgouverneur gestellt und im Jahre 1808 theilweise zu dem neugebildeten Großherzogthum Berg geschlagen. Bald darauf wurde derselbe Theil des Landes mit dem Departement der Yssel-mündungen vereinigt und zu Neujahr 1811 als Departement der Lippe unmittelbar dem französischen Kaiserreich einverleibt. Nach der Schlacht bei Leipzig, am 18. October 1813, kam das Land vorläufig und nach der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815 definitiv wiederum an Preußen.

XIV.

Volkscharakter und Volksthümliches: Liebe des Westfalen zu seiner Heimath. Sein Festhalten am Alten und Herkömmlichen. Vermeintliche Derbheit und Barschheit im Benehmen und Auftreten. Die Erschaffung des ersten Westfalen. Warum die Westfalen nicht in die Hölle kommen. Ueber den Vorwurf der Kälte, Zurückhaltung und Verschlossenheit. Kastengeist in Münster. Adel, Bureaukratie, Patricierthum, Bourgeoisie und bürgerlicher Mittelstand. Die „allgemeine Bürgerschützen-Gesellschaft". Schützenfeste und Schützen-Peter. Der Bäcker „guter Montag". Cavalcade der Metzger. Carnevals-Gesellschaften. Lambertus-Fest. Kinder-Vergnügen im Elisabethen-Kloster. Steife Etikette und ceremoniöses Wesen. Für den Handwerkerstand.

Nicht allein die grünen Matten und sonnigen Thäler, die an und zwischen den mit ihren Schnee- und Eisgipfeln in die Region der Wolken hinanragenden Alpen sich hinziehen, nein, auch die weiten, stillen Ebenen des Tieflandes wissen ihre Kinder wie mit magischen Liebesbanden an sich zu fesseln, so daß sie nur mit Schmerzen sich von der Muttererde trennen und ferne von ihr stets ein geheimes Weh an ihrem Herzen nagt, dem nicht eher Heilung bereitet ist, als bis sie den theueren heimischen Boden wiederum betreten haben. Allerdings ist der Westfale aus etwas härterem Stoffe geschaffen, als der Sohn des Schweizerlandes, bei dem die einfachen Töne des Kuhreigens jene unwiderstehliche, unnennbare Sehnsucht nach der Heimath wecken, die ihm gar den Tod bringen kann, wenn er sie nicht zu stillen vermag, aber auch das verständige, unbestimmten Gefühlsbewegungen nicht so leicht zugängliche Kind der rothen Erde ist dem Zauber unterthan — und zwar mehr als der Angehörige manches anderen deutschen Volksstammes — den die Stätte der Geburt, das Vaterhaus, der stille Raum der Kinderlust und der Jugendspiele auf jeden nicht ganz verdorbenen und in seinen Gefühlen abgestumpften Menschen für die ganze Lebenszeit üben. Diese Liebe zur westfälischen Heimath dictirte einst

dem verstorbenen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, dem unvergeßlichen Freiherrn Ludwig von Vincke, folgende Worte in die Feder, die er als Student zu Erlangen in sein Tagebuch schrieb*): „Ich gehöre zunächst meinem Vaterlande an. Ihm ward ich geboren; es beglückte meine Väter; ihm will ich auch dienen, ihm meine Thätigkeit weihen und so der mir stets eigenthümlichen Anhänglichkeit für Alles, was Westfalen heißt, genügen. Ich könnte auch im Genusse der größten Ehre, des glänzendsten Reichthums außer Westfalen nicht glücklich sein; die bedeutendsten Ehrenstellen würden mich nicht daraus entfernen!"

Was ist es denn aber, das diese treue, rührende Anhänglichkeit an seine Muttererde in dem Herzen des Westfalen festwurzeln läßt, daß sie nimmer daraus vertrieben werden kann? Der Reiz einer ewig jugendlichen Landschaft kann es nicht sein, denn dort ertönt keine Schalmei, die ihre melancholischen Klänge von der Alm in die Ebene hinabsendet, während die weißen Firnen im Strahle der untergehenden Sonne erglühen und im bunten, stets wechselnden Farbenspiele glänzen. Dort unterbricht nicht das Rauschen des mächtigen Bergstromes, der seine schäumende Fluth von Abhang zu Abhang, von Klippe zu Klippe stürzt, die träumerische Stille der Abendlandschaft, denn statt der grünen Wasser des Alpensee's, in welchen die von den Höhen herabrauschenden Bäche sich sammeln, bringt nur die dunkle Lache des Moorgrundes hin und wieder eine kleine Abwechselung in die düstere Monotonie der weiten Niederung. Die Großartigkeit und Majestät der Natur

*) Man sehe den Eingang der Schrift: Die politischen und socialen Zustände der Provinz Westfalen 2c.

also ist es nicht, die den Westfalen mit seinem Leben und Weben, Fühlen und Sehnen, Dichten und Trachten so unauflöslich an die Heimath kettet. Trotzdem aber ist auch diesem kleineren Theil des großen Erdplaneten sein Schmuck und seine Zierde nicht vorenthalten, und was die Landschaft an Großartigkeit und Majestät entbehrt, das ersetzt ihr ein Reichthum von Reizen anderer Art, die einen kräftigen, gesunden Menschenschlag, ein Volk, das ernst und still im Denken, besonnen und kühl im Reden, aber stark und mächtig im Thun und Handeln sich darstellt, auf ihr heranwachsen uud gedeihen lassen.

Aus dem grünen Eichenkamp tritt der Wanderer hinaus in das wogende Kornmeer der unabsehbaren Ebene; sein Blick streift über die weite Gegend, er sieht, wie Gehöft an Gehöfte, Dorf an Dorf sich reiht, wie überall ein solider, behaglicher Wohlstand ihm entgegenlacht — und es wird ihm allmälig klar, wie die Bewohner dieses fruchtbaren Bodens dem ihnen angeborenen Zug des Herzens zu der Stätte, wo sie geboren und in abgeschlossener Einfachheit erzogen wurden, so stets und überall, unbewußt und ohne Widerstreben zu folgen gezwungen sind.

Und dennoch: da ja die Extreme sich überall berühren, so hat auch die sprüchwörtliche Heimathliebe der Westfalen es nicht verhindern können, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Söhnen der rothen Erde in alter wie in neuerer Zeit den Namen ihres Vaterlandes weit hinaus in die Fremde trugen und sich als tüchtige Heerführer, als Koryphäen in Kunst und Wissenschaft Ruhm und Ansehen erwarben, oder als kühne Abenteurer bei der Mit- und Nachwelt wenigstens von sich reden machten. Wer kennt nicht W a l t h e r v o n P l e t t e n b e r g, den westfälischen

Bayard, den Erbauer des Schlosses zu Riga, der als Hochmeister des deutschen Ordens am 13. September 1502 mit 14,000 Kriegern über das 90,000 Mann starke Heer des russischen Czaren Iwan Wassiljewitsch bei Pleskow einen so glänzenden Sieg errang, daß 40,000 Russen auf dem Platze blieben! Wer hat wohl noch Nichts gehört vom General Spork, dem tapferen Reiterführer, der als Knabe auf dem kleinen Sporkhof bei Delbrück das Vieh hütete und im Jahr 1679 als kaiserlich königlich österreichischer Graf und Feldmarschall auf seinem Schlosse Herman=Mestiz in Böhmen starb! Wem endlich ist der Name des Barons Theodor von Neuhof unbekannt, der im vorigen Jahrhundert als König Theodor I. die Insel Corsika beherrschte, vor den Franzosen nach London floh, dort sechs Jahre lang im Schuldgefängnisse zubringen mußte, und endlich im December 1756 in Armuth und Dürftigkeit in London starb, wo ihm auf dem St. Annakirchhofe des Westminsters ein Grabstein gesetzt wurde mit der Inschrift: „Das Glück gab dem Mann ein Königreich und versagte ihm im Alter Brod!"

In natürlicher Uebereinstimmung mit dieser festen, unverbrüchlichen Liebe des Westfalen zur trauten Stätte seiner Kindheit, steht eine andere, ihn nicht minder auszeichnende Eigenthümlichkeit seines Wesens, nämlich seine Vorliebe für das Alte und Herkömmliche, das strenge Festhalten an den Anschauungen und Grundsätzen seiner Väter, und besonders die Anhänglichkeit an die angestammte Volkssprache, die zumal der Münsterländer noch immer gerne pflegt und spricht. In Sitten, Gebräuchen und Lebensweise freilich ist es in neuerer Zeit vielfach anders geworden und darum gilt das von der westfälischen Hin=

neigung zu dem Althergebrachten und Ueberlieferten Gesagte nur mit einer gewissen Beschränkung, denn so standhaft, ja eigensinnig der Westfale in seinem Verharren beim Alten, so ächt conservativ seine Natur auch sein mag, so hat er sich dennoch gegen die Ideen und Fortschritte der Neuzeit nicht ganz und gar abzuschließen vermocht, und besonders die Bewohner der Städte haben es sich gefallen lassen müssen, daß der so lange fern gehaltene Geist der Neuerung zuletzt doch in ihre Mauern einzog und das Leben und Treiben innerhalb derselben gar vielfach modulirte und modernisirte.

Als ein weiteres, vielfach mißverstandenes und mißdeutetes Kennzeichen des westfälischen Wesens, das in der Natur der Landschaft und in der von derselben nothwendig geübten Einwirkung auf die körperliche und geistige Gestaltung ihrer Bewohner vollkommen begründet ist, gilt eine gewisse Derbheit und Barschheit des Benehmens und Auftretens, das besonders dem an eine eigene Art von gemüthlicher, gewinnender Nonchalance im täglichen Verkehr und Umgang gewöhnten Süddeutschen auffällig sein, ja ihn vielfach unangenehm berühren muß. Touristen und mit ihrem Urtheil schnell fertige Schriftsteller haben deshalb den Westfalen auch als grob verschrieeen, weil sie eben, wie dies heute zu Tage so Mode ist, sich von dem Eindruck einer ersten flüchtigen Begegnung, eines kurzen Zusammentreffens bestimmen und diesen Eindruck als maßgebend für ihr Urtheil gelten ließen. Wie man aber den vollen Werth eines Menschen niemals nach seiner äußeren Erscheinung taxiren soll, so will auch das Wesen eines ganzen Volksstammes nicht oberflächlich nach dieser oder jener Eigenheit, von dieser oder jener guten oder schlimmen

Seite, die er dem flüchtigen Beobachter gerade zufällig bietet, beurtheilt, sondern es will vielmehr in seiner Gesammtheit, Tiefe und Allseitigkeit studirt sein. Wer sich nun aber die Mühe gibt, dies westfälische Wesen zu studiren, der wird vielfach zu einem ganz anderen Resultate gelangen, als die erwähnte Classe von Reisenden und Autoren, die oft vielleicht nur zwei oder drei Tage zu einer Untersuchung verwendeten, die doch eigentlich ebenso viele Jahre in Anspruch nehmen darf, um das Ergebniß zu liefern, daß die äußere, vermeintlich so rauhe Schale sich schneller und leichter glättet, als man erwarten sollte, und in ihrem Innern einen Kern birgt, der an Gediegenheit und Kostbarkeit höher zu schätzen, als mancher glänzende Edelstein, und jedenfalls mehr werth ist, als das Geflitter und Geflunker, worin der geleckte, hohle und dünkelvolle Theil der sogenannten guten Gesellschaft vielfach anderswo sich präsentirt. Daß es mit der vermeintlichen Grobheit des Westfalen nicht ganz so schlimm bestellt ist, beweist schon der Umstand, daß die also Beschuldigten diesen Fehler selbst am Besten kennen, wie aus einer ansprechenden Sage über die Erschaffung des ersten Westfalen hervorgeht, die hier eingeschaltet sein möge.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, ging er eines Tages mit St. Petrus über einen westfälischen Kamp. Da standen die schönsten und dicksten Eichbäume, zahllose Heerden von Pferden und Rindern weideten da und labten sich an dem saftigen, üppigen Gras, die duftigsten Haideblümchen zierten die grünen Matten mit bunter, abwechselnder Farbenpracht und in dem dichten Laubwerke jubilirte ein mächtiger Chor zweibeiniger gefiederter Sänger — nur der Mensch fehlte noch und

außer dem Heiland und seinem Jünger war weit und breit kein mit Vernunft begabtes Wesen zu erblicken. Das that St. Petrus wehe und er sprach deshalb zum Herrn: „Es ist Jammerschade, Meister, daß dieser herrliche Kamp Niemanden gehört, der Gewinn und Vortheil daraus ziehen könnte. Bitte, Herr, schaffe einen Menschen, der sein Eigenthümer werde." Auf diese Rede seines Jüngers legte Christus sein göttliches Antlitz in bedenkliche Falten, zuckte die Achseln und erwiederte: „Du weißt nicht, was Du verlangst, Petrus, doch will ich Deine Bitte erfüllen, obgleich es Dich gewiß gereuen wird, sie an mich gestellt zu haben." Als der Herr dies gesprochen, stieß er mit dem Fuße an ein junges, schlankes Eichbäumchen — und siehe, dasselbe verwandelte sich sofort in einen blondlockigen, blauäugigen Sohn der rothen Erde. Anstatt daß dieser nun, wie sich gebührte, dem Heiland für seine Erschaffung gedankt hätte, fuhr er ihn vielmehr mit den rauhen Worten an: „Waot stöet ju mi? (Was stoßt Ihr mich?)" und rannte querfeldein davon. St. Petrus aber sah ihm ganz verblüfft nach und sagte: „Ist der 'mal ein Grobian!" *)

---

*) Der westfälische Geschichtsforscher J. S. Seibertz erzählt diese Sage auf eine andere, derbere Weise und will aus dem Stoff, woraus der Westfale geschaffen wurde, seine Sympathie für Schweinefleisch erklären, eine Sympathie, der seine Nachfolger so treu blieben, daß auf einem Gemälde in der Wiesenkirche zu Soest der Maler den Heiland statt des Osterlammes einen Schinken verzehren läßt. Aus ästhetischen Rücksichten halten wir uns an die oben gegebene Version, die der von Seibertz hervorgehobenen Tendenz der Sage keinen Abbruch thut, denn die Frucht der Eiche — die Eichel — ist ja bekanntlich das Lieblingsfutter der Schweine und läßt die Stoff-

Die Westfalen haben einen nicht genug zu schätzenden Vortheil von ihrer Grobheit, denn sie wissen ganz bestimmt, daß sie nicht in die Hölle kommen. Dies Privilegium aber verschafften sie sich also:

Ein Bauer von der fruchtbaren Soester Börde, deren Bewohner die ganz absonderliche, vielsagende Auszeichnung genießen, daß sie die Gröbsten unter den Groben seien, kam, weil er denn doch auch gar zu grob war, in die Hölle. Kaum hatte er das Höllenthor passirt, so trat er mit seinen breiten Füßen und großen Holzschuhen sofort zwei Dutzend kleiner Teufel todt. Darüber beschwerten sich die andern Teufel bei Beelzebub, ihrem Obersten, und dieser gab dem Höllenpförtner den Befehl, künftighin keinen Westfalen mehr in die Hölle herein zu lassen.

Eine gewisse Derbheit und Schroffheit in Benehmen und Sprache des Westfalen soll nicht geleugnet werden, allein sie ist doch mehr Schein als Wirklichkeit und verliert sich, sobald der Westfale den Mann, der ihm bis dahin Fremdling war, nur erst einmal näher hat kennen lernen. Es entspricht dieses anfänglich nicht sehr gewinnende Benehmen seiner an ihm nicht hoch genug zu schätzenden Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Charakters, die ihn nie anders sprechen und handeln läßt, als er denkt und meint. An dem Westfalen ist keine falsche Ader, Verstellung und Heuchelei sind ihm unbekannt. Weiter will man dem Westfalen den Vorwurf machen, er sei gegen den Fremden kalt, zurückhaltend und verschlossen. Selbst zugegeben, daß dieser Vorwurf einer theilweisen Begründung

verwandtschaft zwischen Mensch und Thier, die Vorliebe des Ersteren für Letzteres auch so zur Genüge deuten.

nicht ermangelt, so möchten wir uns doch die Frage erlauben, ob diese Kälte und Zurückhaltung ihm nicht vielleicht von einer wenn auch zu weit gehenden Vorsicht geboten wird, die ihm sein nüchterner, praktischer Sinn im Verkehr mit Fremden auferlegt? Er sei wortkarg und einsylbig, klagt man ferner. Bekannt ist nun aber, daß diese Wortkargheit und Einsylbigkeit eine allgemeine Eigenschaft der Bewohner der großen norddeutschen Tiefebene ist, die sie von den Mittel- und Süddeutschland bewohnenden Volksstämmen wesentlich unterscheidet. Wo die Natur selbst so schweigsam und ernst sich verhält, wie kann man erwarten, daß der Mensch, einem von ihm nicht gefühlten Drange Genüge leistend, das bunte Durcheinander von Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen, zu deren Fassung ihm weder die ihn umgebende Natur, noch auch der Verkehr mit seinen Mitmenschen eine Anregung verleiht, in einen Schwall von Reden und Worten ergieße? Der Westfale sieht sich darauf angewiesen, den Stoff zu seinem Gedankengewebe mehr in sich selbst, als in der Außenwelt zu suchen; er denkt, überlegt und sinnt sehr Viel, spricht aber dafür desto weniger. Gerade deshalb ist Westfalen auch die Geburtsstätte und das Heimathland so vieler gelehrten Männer und scharfsinniger Denker, wie denn zu allen Zeiten die Wissenschaft, Kunst und Literatur dort eine liebevolle Pflege gefunden haben. Dieses ernste, still-sinnende Wesen des Westfalen hat bei ihm eine gewisse natürliche Schüchternheit und Befangenheit hervorgerufen, die ihm mit Unrecht als Verschlossenheit und stolze Selbstgenügsamkeit ausgelegt wird. Anstatt daß er zuvorkommend sich dem Fremdling nähert, wünscht er vielmehr, daß dieser sich ihm zuerst eröffne, damit er ihn verstehen

und behandeln lerne. Dadurch wird das Bekannt- und Heimischwerden dem Fremden in Westfalen allerdings mehr erschwert als anderswo; ist aber erst einmal das Eis gebrochen und die erste kalte Begegnung vorüber, so wird eine Vertraulichkeit und Zwanglosigkeit des Umganges nicht lange auf sich warten lassen.

Da wir im Vorhergehenden die Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, mit der wir bei der Besprechung des westfälischen Volkscharakters zu Werke gehen, hinlänglich bewiesen zu haben glauben, so erfordert es andererseits dieselbe Unparteilichkeit und Objectivität der Darstellung, daß wir eines in der Provinzialhauptstadt Münster herrschenden Mißstandes Erwähnung thun, der dort das Aufblühen und Gedeihen eines gesunden kräftigen Bürgerlebens nicht unwesentlich hemmt und erschwert. Der Leser wird schon errathen haben, daß wir den Kastengeist meinen, der gerade in Münster als vorwaltendes Element florirt und vielfach störend und mißstimmend in das gesellige Leben der Bürgerschaft als solcher eingreift und die in Süddeutschland entweder bereits eingetretene oder doch schon weiter fortgeschrittene Amalgamirung der verschiedenen Elemente des gebildeten Theiles der Bevölkerung noch auf so lange hinausschiebt, bis er durch irgend eine friedliche, sociale Revolution seines Regimentes ganz und gar verlustig wird. Die strenge Scheidung der einzelnen Classen der Bewohnerschaft hat in Münster allerdings ihre historische Begründung, ob aber in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch noch ihre volle Berechtigung, ist eine Frage, welche die Culturgeschichte schon längst verneinend entschieden hat.

Der zahlreiche begüterte Adel, der beim Beginn der

Wintersaison von seinen Landsitzen wieder in die Stadt zurückkehrt, lebt dort ein Leben ganz für sich, das nur zeitweise eine nähere Berührung mit den obersten Regionen der Beamtenthums und des zahlreichen Offizierstandes duldet. Das Dasein dieses gerade noch in Westfalen besonders zähe an seinen Prärogativen und Privilegien hängenden Standes offenbart sich äußerlich meistens nur in dem Rollen seiner mehr oder weniger eleganten Equipagen, die ihre hochgebornen Inhaber in das Schauspielhaus, den Concertsaal, zu Soiréen oder zu einem Picknick in dem „adeligen Damenclub" führen. Zu diesem „adeligen Damenclub", der sein Local auf der Hörsterstraße hat, haben selbst adelige Offiziere nur dann Zutritt, wenn ihr Stammbaum unter Aufzählung von so und so vielen Ahnen sie als aus der untersten Adelsclasse herausgetreten legitimirt; die wenigen Offiziere von bürgerlicher Abkunft sind, den Statuten gemäß, von dieser Réunion ausgeschlossen; Ausnahmen mögen wohl vorkommen, sind aber gewiß sehr selten*).

---

*) Aus dem Umstande, daß von 1822—1834 in Münster die Zahl der Lakaien und Köche, Jäger, Kutscher von 93 auf 87, der Knechte von 168 auf 162, der Kammermädchen und Köchinnen von 726 auf 429, der Mägde von 647 auf 632 gefallen sei, die Zahl der Individuen, welche zumeist zum Dienstpersonal der Adelsfamilien gehören, sich also auffallend verringert habe, will Levin Schücking auf Abnahme des Wohlstandes schließen. Wie aber ist dieser kühne Schluß mit einer anderen Stelle in dem Werkchen „Eine Eisenbahnfahrt 2c." des genannten Schriftstellers in Einklang zu bringen, wo er sagt: „Der Adel hält sich jetzt in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, bringt einige Zeit des Jahres in seinen stattlichen Hotels entre cour et jardin in Münster zu, wo er eine streng ab-

Auf den Adel folgt in der gesellschaftlichen Hierarchie der in Münster als Hauptstadt einer mehr als anderthalb Millionen Einwohner zählenden Provinz überaus stark vertretene Beamtenstand in einer ganzen Reihe von Abstufungen und Kategorien. Es ist uns unbekannt, ob auch noch in anderen Städten der preußischen Monarchie die Bureaukratie in einem so ganz absonderlichen Ansehen steht als in Münster und gesellschaftliche Ansprüche so ganz exceptioneller Natur erhebt, denen das Beamtenthum in Mittel- und Süddeutschland im Verkehr mit den anderen Ständen schon längst entsagt hat.

Auf gleicher Rangstufe mit der Bureaukratie steht das Münster'sche eingeborne Patricierthum, gleichfalls noch ein Rest der guten alten Zeit, repräsentirt in den Inhabern verschiedener höherer Stellen der städtischen Verwaltung und in der Elite des Kaufmanns- und Bankierstandes. An diese reiht sich die s. g. Bourgeoisie, zusammengesetzt aus reichen Kaufleuten, Fabrikanten, sonstigen Industriellen 2c. Ganz zuletzt kommt dann die misera contribuens plebs, der fleißige, steuerzahlende Bürger- und Handwerkerstand. Während die Bureaukratie und Bourgeoisie, erstere vom Referendar aufwärts, ihren Vereinigungspunkt im „Civilclub" besitzen — der „Löwenclub" steht etwas tiefer als dieser, — findet sich das Gros der Bürgerschaft allabendlich in den Altbier-Schenken und einigen Restaurationen, wo auf bayerische Art gebrautes Bier verzapft wird, zusammen. Die Scheidewände, welche die einzelnen Stände

---

geschlossene Gesellschaft bildet, trägt fleißig ererbte Schulden ab, vergrößert seine Besitzungen, wird täglich reicher 2c." (Seite 80.)?

von einander trennen, sind, wie bemerkt, ziemlich hoch und dick und nur zuweilen senken sie sich ein wenig, um einen gemeinschaftlichen Verkehr — und auch diesen nur mit möglichster Beschränkung — für kurze Zeit walten zu lassen.

Ein solches gemeinsames Centrum, das so ziemlich alle gebildeten Classen der Bevölkerung zeitweilig vereinigt, ist die gegenwärtig 800—1000 Mitglieder zählende „allgemeine Bürgerschützen-Gesellschaft", die ein ihr als Eigenthum gehörendes großes Wirthschaftsgebäude mit Schießständen, Tanzsaal und weitläufigem Park vor dem Ludgerithore besitzt. In diesen Räumen veranstaltet der Vorstand der Gesellschaft von Zeit zu Zeit eine Festlichkeit, wo es denn so gemüthlich und unbefangen als nur immerhin möglich hergeht. Die Krone dieser Festlichkeiten aber bildet das gegen Ende des Juli oder zu Anfang des August fallende, zwei Tage dauernde große Schützenfest, das mit dem größtmöglichen Aufwand von Pracht und Glanz gefeiert wird. Auszug und Parade des Schützencorps en grande tenue, Preisschießen, Vexirspiele, Maskeraden, venetianische Masten, Girandolen, prachtvolle Beleuchtung der Gebäude und des ganzen Parkes, Transparente, Harmoniemusik abwechselnd mit Tanzvergnügen, Schoppenstecherei — das sind die Hauptmomente des großen Münster'schen Schützenfestes. Im Uebrigen amüsirt sich vor und nach demselben, wie überhaupt außerhalb des Schützenhofes, jeder Stand und jede Classe auf eigene Faust. So finden während des Sommers etwa noch ein halbes Dutzend andere Schützenfeste statt, arrangirt von den verschiedenen Gewerbsgenossenschaften und Stadtvierteln. Im Winter aber veranstalten diese Quartiere und Innungen ihre besondern Bälle,

die sie „Peter“ nennen; so gibt es einen Rothenburger-Peter, Ludgeri-Peter, Aegidii-Peter u. s. w. Die Bäckergesellen feiern alle drei Jahre einen besonderen Fest- und Jubel-Montag, der durch ausdrückliche Verfügung wir wissen nicht welches deutschen Kaisers und aus welcher Veranlassung als „der Bäcker guter Montag“ eingesetzt wurde. An diesem Tage früh Morgens ziehen unter Vorantritt eines Militair-Musikcorps die Bäckergesellen in Frack, Cylinderhut und weißen Glacé- (oder auch Baumwoll-) Handschuhen zum Thore hinaus nach irgend einem vor der Stadt gelegenen Kruge, halten dort ihr Schießen ab und marschiren am Abende in derselben Ordnung wieder in die Stadt, wo in einem der ersten Gasthöfe ein Ball arrangirt ist. Beim Schlusse des Umzuges und vor Eröffnung des Balles wird auf offener Straße von einem hierzu ausgewählten Gesellen der Fahnentanz aufgeführt. Es ist dies eine aus dem benachbarten Holland importirte Sitte und schon oftmals hat man einen holländischen Fahnentanzmeister herüber kommen lassen, um den für „der Bäcker guten Montag“ ausersehenen Tänzer einzuüben. Die Theilnehmer des Zuges bilden einen Kreis, die Musik spielt eine zu dem Tanze passende Weise und der Tänzer bewegt sich unter mancherlei Evolutionen und Gesticulationen, die Fahne bald mit der einen, bald mit der anderen Hand, dann wieder mit beiden Händen über dem Kopfe, hinter dem Rücken, nahe dem Boden oder zwischen den Beinen hindurch schwenkend, fortwährend im Schweiße seines Angesichtes auf und nieder, bis er endlich vollständig ermüdet, oft erst nach Verlauf einer halben Stunde, sein Spiel einstellt. Auch die Metzger feiern ihr Schützenfest und halten nach altem Brauche am Fastnachtsdienstage eine

Cavalcade. Dem Carneval hat es übrigens bis jetzt noch nicht recht gelingen wollen, es in Münster zu einer besonderen Blüthe zu bringen. Es bestehen dort allerdings mehrere Carnevalsgesellschaften (Freudenthal, Blech u. a. m.), die in ihrer Art Treffliches leisten, allein der beklagenswerthe Kastengeist läßt es eben zu einem Gesammtwirken der carnevalistischen Kräfte, etwa zum Behufe eines großartigen Maskenzuges nach Art der am Fastnacht Montag zu Köln und Mainz aufzuführen, nicht kommen, die einzelnen Vereine beschränken sich vielmehr darauf, in ihren Sitzungen bei Scherzreden, komischen Vorträgen, Gesängen und theatralischen Aufführungen sich zu amüsiren; doch veranstaltet die Gesellschaft „Freudenthal" in der Regel auch eine Sitzung für Damen und einen soi-disant Maskenball.

Als Rest und einzige Spur eines Volksfestes hat sich in Münster das in den halben September fallende Lambertusfest erhalten, und auch dieses s. g. Fest ist, durch polizeiliche Verordnungen von Jahr zu Jahr mehr beschränkt, in neuerer Zeit sehr in Abnahme gekommen und verliert seine Bedeutung als Kinderfest immermehr. Am St. Lambertustage (17. September) nämlich bauen die Kinder in verschiedenen Straßen und Stiegen kleine, mit Laubwerk durchflochtene, mit Transparenten, Kränzen und Glaskugeln bunt verzierte Pyramiden, beginnen mit einbrechender Nacht einen Ringeltanz um dieselben und singen dabei plattdeutsche und andere Liedchen, wie z. B.:

Van Aowend is Sünt Lammerts Aowend
Köff min Moor en Häring,
Min Vaar en Stück,
Min Moor en Stück,
De Kinder kriegt den Röggelink.

Seine Entstehung verdankt das Fest wohl dem Umstande, daß mit dem Lambertustage das Früharbeiten bei Licht beginnt und dieses in früheren Zeiten durch das Tanzen um ein Licht angedeutet wurde.

Einer anderen, gleichfalls aus alten Zeiten überkommenen Kindersitte sei hier noch beiläufig Erwähnung gethan. Im Elisabethen-Stift auf der Bergstraße bewahrt man nämlich seit langer Zeit ein hölzernes Bild des Jesuskindleins. An einem bestimmten Tage im Jahre wird dies Jesuskindlein in eine sauber verzierte Wiege gelegt und nun kommen die Kinder aus der ganzen Stadt, um es zu wiegen; wer es wiegen will, muß einen Pfennig zahlen, ein Almosen, das die Kinderwelt dem Kloster mit hastiger Freude bringt.

Es ist selbstverständlich, daß durch die streng eingehaltene Scheidung der Stände in den sogenannten höheren Kreisen der Gesellschaft sich nach und nach eine Etikette, ein Formenwesen ausgebildet hat, das zumal dem an die Zwanglosigkeit und Ungebundenheit des geselligen Verkehrs im deutschen Südwesten und Süden gewöhnten Fremden auffallen muß. Doch wird der von Außen herkommende Nicht-Westfale, der längere Zeit in Münster verweilen will, gut thun, wenn er sich den, wenn auch etwas bizarren Forderungen dieses Ceremoniells so viel als möglich fügt, will er anders nicht in der großen Stadt isolirt und einsam dastehen. Landessitte, Landesart — gegen diesen Spruch kann Niemand aufkommen und der Münsteraner hat das Recht, daß der Fremde sich nach ihm, dem Eingeborenen, richte und nicht umgekehrt. Wer sich freilich nicht entschließen kann oder will, sein eigenes Wesen in die Münster'sche Form umzugießen, der wird sich resigniren

müssen, als deutscher Böotier den feineren Cirkeln ferne zu bleiben. Anders gestaltet sich der Umgang mit der bürgerlichen Mittelclasse. Dort ist der Ton weniger gemessen und der Verkehr so frei und ungezwungen, wie in den Städten des deutschen Südens. Man würde aber irren, wenn man glauben wollte, der Westfale und speziell der Münsteraner wisse Gemüthlichkeit und traute Herzlichkeit nicht zu würdigen und mit zu genießen. Entzieht ihn nur einmal für kurze Zeit seinem gewohnten, alltäglichen Kreise, versetzt ihn mitten hinein in das heitere, zwanglose Volksleben im Süden, macht ihn zum Augen- und Ohrenzeugen all' dieses Plauderns und Scherzens, Singens und Jubelns, so wird er allerdings anfänglich sich verwundert fragen, wie man sich nur so ungenirt bewegen und über jede Kleinigkeit sich so ausgelassen freuen könne, allein gar bald wird er sich selbst von dieser Naivetät und Harmlosigkeit angezogen und angeheimelt fühlen und unmerklich in ihren Netzen sich fangen lassen. Norddeutsche Theilnehmer an dem vorigjährigen großen deutschen Schützenfeste zu Frankfurt am Main , mit denen der Verfasser im verflossenen Sommer zufällig in Kassel zusammentraf, haben uns darüber ganz eigenthümliche Geständnisse abgelegt.

Was nun aber den gerügten Kastengeist anlangt, der die gute Stadt Münster auswärts mehr als billig und begründet in Verruf gebracht hat, so glauben wir, daß, weil er eben ein Anachronismus ist, auch seine Stunde bald geschlagen haben wird. Das Mittel, ihm zum Tode zu verhelfen, besitzt der Bürgerstand selbst; es kommt nur darauf an, daß er es zu gebrauchen versteht. Der Handwerker muß es lernen, sich selbst zu genügen im eigenen Kreise, anstatt sehnsüchtig um Aufnahme in eine Sphäre zu buh-

len, in der er sich doch niemals heimisch fühlen kann. „Ehre jeder Hand voll Schwielen," — dieser Spruch des Dichters muß ihn trösten für die Unbill, die ihm etwa ein unvernünftiger Müssiggänger anthut, der vornehm auf den Mann mit der Schwielenhand herabschaut. Er muß suchen, sich jene Bildung anzueignen, die ihn von selbst von dem rohen und gemeinen Menschen, deren es ja auch in den sogenannten „gebildeten Gesellschaftskreisen" so viele gibt, sondert. Er lasse seine Söhne, die er gleichfalls für das ehrbare Handwerk bestimmt, in der Fremde und auf Reisen sich diejenige Gesittung und Tüchtigkeit aneignen, die sie vor ihren minder gesitteten und geschickten Gewerbsgenossen vortheilhaft auszeichnen, vor Allem aber vertreibe er der eitlen, hochstrebenden Tochter die Grillen, mit Teufelsgewalt die Gattin eines Majors oder Regierungsrathes werden zu wollen, anstatt einem rechtschaffenen Handwerker ihre Hand am Traualtar zu reichen und mit ihrem Vermögen ihm zu helfen, die Werkstätte zu erweitern — mit einem Worte: der Handwerker lerne sich mehr und mehr selbst achten, und es wird ihm auch in Münster jener Grad von Achtung nicht lange mehr vorenthalten bleiben, die seinem ehrenwerthen Stande in gewerbethätigen Städten, wie z. B. in Mainz und Frankfurt a. M., schon längst zu Theil geworden ist.

XV.

Geselliges Leben: Die Sommer-Saison. Garten-Concerte. Ausflüge in die nächste Umgebung. Sommer-Theater. Im Winter. Musik und Gesang. Das städtische Theater. Kunst und Wissenschaft.

In geselliger Hinsicht bietet Münster, wie wir bereits angedeutet haben, dem Eingeborenen wie dem Fremden angenehme Zerstreuung und Unterhaltung in vielfacher Abwechselung. Den ganzen Sommer hindurch finden die Concerte der trefflichen Capellen des 13. und 53. Infanterieregimentes, des 4. Cürassierregiments und der Artillerie-Brigade im Schloßgarten, Lütkenbeck und in anderen Kaffeehäusern stets ein zahlreiches Publikum aus den besseren Classen der Gesellschaft. An schönen Nachmittagen machen die Münsteraner Ausflüge nach den näher oder entfernter vor den Thoren gelegenen Wirthschaften (Krüge genannt, wie Neukrug, Nobiskrug, Kump u. s. w.), nach den verschiedenen Kotten (kleinere Bauernhöfe, wie Mai-Kotten, Stabels-Kotten u. a. m.), oder auch nach den eine bis anderthalb Stunden entlegenen Ortschaften (Handorf, Nienberge, Kinderhaus u. s. w.), wo sie sich bei Kaffee und Altbier vergnügen. Für theatralischen Genuß während der heißen Jahreszeit sorgt das stark besuchte Sommertheater „auf der Insel", das in Betreff der Leistungen der Mitwirkenden sich den Kunstinstituten ähnlicher Art, wie z. B. zu Mainz und Bockenheim bei Frankfurt a. M., kühn an die Seite stellen kann, sie in mancher Hinsicht sogar noch übertrifft. Der Sinn für Musik und Gesang ist überhaupt in Münster sehr verbreitet und finden die das Leben verschönernden und erheiternden Künste besonders während des Winters eine aufmerksame Pflege.

So gibt der unter der Leitung des Herrn Grimm (Nachfolger des derzeitigen Directors des Mozart-Vereins zu Frankfurt a. M.) stehende Musikverein vom Anfange September bis zu Ende Mai alle vierzehn Tage ein Vocal- und Instrumental-Concert, zu welchem sehr häufig tüchtige und bewährte Kräfte auch von auswärts herangezogen werden; die activen und passiven Mitglieder dieses Vereines gehören der Elite Münsters an. Berühmte Virtuosen, welche in Münster sich hören lassen, machen gewöhnlich eine gute Einnahme; sie müssen aber den Eintrittspreis auf zwanzig Silbergroschen oder einen Thaler festsetzen und ihre Productionen im Stadttheater oder noch besser, im Hotel Gerbaulet veranstalten, damit es der vornehmen Welt möglich ist, denselben ohne Verletzung des Anstandes und guten Tones beiwohnen zu können. Auch Gesangs- und Musikvirtuosen niedrigeren Ranges, etwa von dem Genre der Künstler in den Pariser Cafés chantants, finden in der westfälischen Provinzialhauptstadt ihre Rechnung, zumal während des dreimal im Jahre wiederkehren Send (großer Jahrmarkt, vermuthlich von dem lateinischen Worte synodus abgeleitet).

Wie sich von selbst versteht, haben wir nunmehr auch Einiges über das Münster'sche Stadttheater zu sagen. Freilich berühren wir hier einen sehr heiklen Punkt, diese Heiklichkeit soll uns indessen doch nicht abhalten, unser unmaßgebliches Urtheil darüber verlauten zu lassen. Was zuerst den dortigen Musentempel selbst anlangt, so gereicht er der Stadt nichts weniger als zur Zierde. „Unsere dramatische Kunstanstalt“, so schrieb der in Münster wohnende bekannte Schriftsteller Levin Schücking im Winter 1861 bis 1862 in der „Kölnischen Zeitung“, „haust in einem

furchtbar verkommenen, von den Vätern der Stadt mehr als billig vernachlässigten engen Gehäuse." Damit ist Alles gesagt, was darüber zu sagen ist. Nicht genug aber, daß die fürstlich Lippe'sche Hoftheater-Gesellschaft, die abwechselnd mit Detmold, Osnabrück und Pyrmont in Münster vom halben October bis zum halben Januar Opern- und Schauspielvorstellungen gibt, in einem allen Anforderungen der Zweckmäßigkeit, Aesthetik und Eleganz Hohn sprechenden Gebäude sich abquälen muß, läßt sich die reiche und vornehme Stadt Münster — wenigstens war dies noch im Winter 1861 bis 1862 der Fall — an jedem Spielabende auch noch fünf Thaler für Miethe und ebensoviel für Beleuchtung des Hauses zahlen! Während in anderen Städten von der Größe und Bedeutung der Hauptstadt Westfalens aus Communalmitteln noch ein Bedeutendes zur Subvention des Theaters aufgewendet wird*), erschwert man, ganz abgesehen davon, daß dies in Münster nicht geschieht, dem Director seine Existenz obendrein auch noch durch die gleichzeitige Concessionirung von Kunstreiter-Buden, Menagerien u. s. w.**) So theilt in

*) In Frankfurt a. M., wo das Theater unter städtischer Verwaltung steht, muß die Stadt alljährlich viele Tausende von Gulden zulegen. Dasselbe ist in Mannheim und in Freiburg i. Br. der Fall. Mainz überläßt dem Director das ganze große Haus, worin eine prachtvolle Wohnung für den Director, ohne irgend welche Vergütung, bestreitet überdies noch die Beleuchtung und Heizung und hat, wie wir hören, dem Director in neuester Zeit sogar noch eine baare Subvention bewilligt. Wiesbaden muß zur Unterhaltung des Hoftheaters jährlich 10,000 Gulden beitragen u. s. w.

**) Als vor einigen Jahren der bekannte Kunstreiter-Director Renz in Frankfurt a. M. noch eine Woche lang nach dem Schluß

Münster das Theater die ganze Misère einer Provinzialbühne, ohne irgend eine der sonst üblichen Unterstützungen oder auch nur Vergünstigungen zu genießen. Dabei stellt das Münster'sche Publikum seine Ansprüche an das Theater außerordentlich hoch und vielleicht nirgends wird das Messer der Kritik so stark gehandhabt, als gerade in Münster. Das dortige Publikum bedenkt nicht, daß es sich durch ein obwaltendes Mißverhältniß der Ansprüche an das Theater und der Leistungsfähigkeit des Directors den theatralischen Genuß vielfach selbst wesentlich beeinträchtigt, denn wer mit allzu hoch gespannten Erwartungen sich im Theater einfindet, wird allerdings enttäuscht und mißvergnügt das Haus verlassen, wenn diesen Erwartungen nicht entsprochen wurde. Dabei aber klagt man bitter, wenn der Director bei der erstmaligen Aufführung einer neu einstudirten Oper, bei dem Auftreten eines außergewöhnlich honorirten berühmten Gastes und ähnlichen Gelegenheiten das Abonnement aufhebt oder gar noch die Eintrittspreise erhöht! Am Besten wäre es auch hier, wenn, wie dies in anderen Städten in Folge gemachter Erfahrungen neuerdings hin und wieder bereits geschehen ist, die Stadt das Theater in eigene Regie nehmen und einem Intendanten die technische Leitung des Institutes überlassen würde. Die städtische Verwaltung hätte alsdann die beste Gelegenheit, sich mit dem Exigenz-Etat einer, allen vernünftigen Ansprüchen genügenden Bühne vertraut zu machen und das richtige Verhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Damit würde vielen Klagen abgeholfen werden,

der Herbstmesse Vorstellungen geben wollte, mußte er an das Theater eine Entschädigungssumme von 2000 Gulden zahlen.

und stellte sich bei der jährlichen Bilanz, wie man dem gegenwärtigen Director schon mehrfach zu verstehen gegeben hat, noch ein beträchtlicher Einnahmeüberschuß heraus, so käme dieser ja dem städtischen Aerar zu gut.*)

Außer der Musik und dem Gesang findet auch die bildende Kunst — Malerei und Skulptur — in Münster eine sorgsame Pflege. Künstler und Künstlerinnen, wie die Maler Görke, Mosler, Tüshaus, Weltsch, die Bildhauer Allard, Stracke, Fräulein El. Ney u. a. m. sind stets mit Entwürfen und Ausführungen zu Bildern und Skulpturwerken, welche freilich meist in die kirchlichen Auffassungen sich fügen müssen, beschäftigt. Die Kirchenbauten und Restaurationen werden fortwährend mit gutem Verständniß der alten architektonischen Formen lebhaft gefördert. In Folge dessen stellt sich die Ludgerikirche als eine wahre kleine Perle mittelalterlicher Baukunst dar; ebenso anziehend ist die Aegidiikirche durch ihre, von Steinle (in Frankfurt), Mosler, Settegast, Tüshaus und Weltsch ausgeführten Fresken; nur die Lambertikirche, die schönste Kirche der Stadt, bedarf noch einer ernsten Inangriffnahme eines Restaurationsbaues. Außer um Kunstgebilde für die kirchlichen Zwecke handelte es sich für die Künstler Mün-

*) Während wir diese Zeilen schreiben, hat das Publikum der Stadt Wiesbaden es sich schon dreimal gefallen lassen müssen, das Drama „Columbus“, das Erstlingswerk unseres Landsmannes Köfting, nur gegen Verzichtleistung auf das Abonnement und gegen Entrichtung höherer Eintrittspreise sehen zu können. Diese Ausnahmemaßregel hat aber in Wiesbaden, wo die Oper gegenwärtig gar nicht sehr vortrefflich ist, fast jeden Sonntag statt. Kein Mensch findet darin Anlaß zur Klage — und doch hat das herzogliche Hoftheater ein Einnahmebudget von 120,000 Gulden.

sters in der letzteren Zeit auch noch um Entwürfe zum Fürstenbergs-Denkmal, zu Statuen und Gemälden, welche den Kunstschmuck des neuen Ständehauses, des großen neuen Rathhaussaales u. s. w. bilden sollen.

Von Vereinen, welche sich die Förderung wissenschaftlicher Zwecke zur Aufgabe gestellt haben, seien hier nur genannt der Verein für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde, der historische Verein und der Kunstverein. Daß Münster als Metropole eines großen Bisthums und als Sitz einer von mehr als 500 Studirenden besuchten Akademie außerdem noch eine große Menge von Schätzen der Wissenschaft und Kunst und dahin einschlagenden Sammlungen und Instituten besitzt, sei hier nur angedeutet, sowie wir es auch unterlassen, weil die uns gesteckten Grenzen überschreitend, die vielen Namen von Männern, die wegen ihrer Gelehrsamkeit in ganz Deutschland bekannt sind und der Stadt zum Nutzen und zur Zierde gereichen, einzeln hier aufzuführen.

XVI.

Geist des Fortschrittes: Industrielle, gewerbliche und sonstige Neuerungen in Münster Ein Altbier-Local. Restaurationen und Conditoreien. Die münsterländische Volksküche. Animalisches und Vegetavilisches. Schinken und Pumpernickel. Sonstige Brodsorten. Mürbes Gebäck. Einfache Lebensweise der Mittelclasse. Kein Proletariat. Wohlthätigkeits-Anstalten. Barmherzige Schwestern. Noch etwas Gewerbliches: Handwerker-Verein, Gesellen-Verein.

Wenngleich wir oben die Vorliebe für das Alte und Herkömmliche, die Anhänglichkeit an Ueberliefertes und durch die Zeit Geheiligtes als einen Hauptzug im Cha-

rakter des Westfalen und speciell des Münsterländers bezeichnet haben, so soll damit doch keineswegs behauptet werden, daß nicht auch der Fortschritt, die Hinneigung zu dem Modernen und als praktisch erkannten Neuen, im Münsterland bereits seine Triumphe gefeiert hätte. Es widerstrebt schon an und für sich dem verständigen Sinn des Münsterländers, sich eigensinnig und hartnäckig gegen die Einführung von Neuerungen zu sträuben, die sonst allerwärts als heilsam und segensreich sich erwiesen haben, und obschon der Münsterländer in seinem Urtheil langsam und bedächtig ist, und in seinen Entschlüssen berechnend und vorsichtig zu Werke geht, so ist er doch mit Nichten gewillt, auf jene handgreiflichen Vortheile zu verzichten, die ihm die neumodischen Verbesserungen auf dem Gebiete der Industrie, der Gewerbthätigkeit, des Verkehrs u. s. w. so unzweifelhaft und unleugbar bieten. Freilich macht er es sich in dieser Hinsicht gar oft ein wenig bequem und anstatt aus eigenem Antriebe den Verstand und die Hand zu rühren, läßt er sich nur zu häufig lieber von Fremden belehren, die ihm dann allerdings auch bei vielen Gelegenheiten das Fett von der Suppe hinwegnehmen. Der verhältnißmäßig nur geringe Grad von eigener Strebsamkeit und Regsamkeit hat dem Münsterländer schon mehr als einmal den größten materiellen Nachtheil gebracht, wie man es denn, um nur e i n Beispiel anzuführen, in Münster noch heute sehr bitter bereut, bei dem Bau der Köln-Mindener Bahn nicht durchgreifendere Schritte gethan zu haben, daß diese Bahn (anstatt über Hamm) über Münster geführt wurde und die Provinzialhauptstadt nicht nöthig hatte, erst später durch die von Rheine nach Warburg führende westfälische, die Köln-Mindener in Hamm durch-

kreuzende Bahn mit der großen Verkehrsstraße, die von Köln nach Berlin führt, in Verbindung gesetzt zu werden. Man ist in Münster durch Schaden klug geworden und gibt sich dort jetzt alle Mühe, daß die Stadt durch die Anlage der neuprojectirten Bahn, die von der holländischen Grenze direkt durch das Münsterland gebaut werden soll, als Hauptknotenpunkt den größtmöglichen Vortheil ziehe, sowie man sich denn dort auch gegenwärtig für den Münster berührenden Rhein-Weser-Canal auf das Lebhafteste interessirt.

Zum großen Theil in Folge fremder Anregung sind auch die in Münster sehr zeitgemäße Actien-Bäckerei und die Actien-Bierbrauerei in das Leben gerufen worden. Erstere — die Actien-Bäckerei — hatte bei ihrer Gründung einen sehr harten Straus mit den Münster'schen Bäckermeistern, die sich durch das Beispiel derselben zur Nacheiferung in Verbesserung der Brodfabrikation verstehen mußten, auszuhalten; es that den Bäckern wehe, so gewaltsam aus ihrem alten, hergebrachten Schlendrian gerissen zu werden. Mit der Actien-Bierbrauerei ging es schon besser, denn das säuerliche, stark gehopfte und deshalb leicht berauschende Münster'sche Altbier hatte ohnehin schon eine große Anzahl seiner Verehrer eingebüßt, die dem schmackhafteren, nach bayerischer Art gebrauten Bier den Vorzug geben. Trotzdem wird aber auch das „Ol Beer" noch in enormen Quantitäten consumirt und bildet, nebst dem „Ole Klaore" (alter Klare, ein kräftiger Branntwein), das Lieblingsgetränke des Alt-Münsteraners. Jeder Bäckermeister in Münster ist auch Altbier-Brauer und zapft sein Gebräu zum größten Theile in seinem eigenen Locale, als welches, wenigstens im Winter, zumeist die Küche dient.

Dieser Theil des Hauses spielt im Münsterlande überhaupt eine bei weitem größere Rolle, als sonstwo. Treten wir deshalb einmal in die Küche eines Münster'schen Bäcker- und Altbierhauses. Ein langer, in seiner Naturfarbe prangender Tisch von Eichenholz zieht sich fast durch die ganze Breite des von zwei oder drei Gasflammen erleuchteten Raumes hin. Zur Linken des Tisches führt eine schmale, enge Stiege zur Bäckerwerkstätte hinauf. Folgt hierauf die Backofenthüre, liebliche Wärme aushauchend über den Rücken der Gäste, die ihr zunächst am Tische sitzen. Neben dem Backofen steht der Wasserkessel, oberhalb des Herdes eingemauert, unter welchem der mit dem Feuerungsgeschäft betraute Geselle die glühenden Kohlen, die er aus dem Backofen herausholt, zu einem kleinen Feuerberg aufthürmt. An den Wasserkessel stößt der Schenktisch und neben diesem führt eine kleine Thüre hinaus auf den Hof, zu den Stallungen oder auch in das Sommer-Schenklokal, das ebenso einfach ausgestattet ist als der Winteraufenthalt der Gäste. Auf der anderen Seite der Küche führt eine breitere Treppe zu einer Holzgallerie, auf welche sämmtliche Zimmer des ersten Stockwerkes ausmünden. Hat das Haus einen zweiten Stock, so führt die Treppe von der ersten Gallerie noch höher hinauf und über der ersten erhebt sich dann noch, parallel mit derselben laufend, eine zweite Gallerie. Zu ebener Erde befinden sich rechts und links vom Eingange in die Küche verschiedene Wohn- und Schlafzimmer der Familie. Ist der Andrang der Gäste ungewöhnlich stark, so daß außer dem großen Tische noch nicht einmal die Treppenstufen ausreichen, um allen Altbier-Durstigen zu einem Sitze zu verhelfen, so öffnet der Wirth mit hochherziger Verleugnung seiner eigenen Bequemlichkeits-

liebe seine parterre gelegenen Privatgemächer und heißt die zu spät gekommenen Gäste in denselben Platz nehmen. An dem langen Eichentisch, außerdem auch noch hier und da an einem Nebentischchen, auf der Treppe und zeitweilig also auch in den anstoßenden Familienzimmern sammeln sich nun allabendlich die alten und jungen Liebhaber des Münster'schen Nationalgetränkes; malerisch gruppirt „küren se op plattdütsk" von allem Möglichen, was sie bewegt und interessirt und qualmen dabei dicke Tabakswolken aus ihren „Pipen". Um elf Uhr aber ist Polizeistunde und da begiebt sich „Allemann" fein und sittig nach Hause.

Wie schon angedeutet, thut das bayrische Bier in neuerer Zeit dem säuerlichen Altbier wesentlichen Eintrag. Es bestehen nämlich in Münster außer diesen Altbier-Wirthshäusern noch zahlreiche Restaurationen und Conditoreien, in welchen außer den feineren Wein- und Liqueursorten auch jene wohlschmeckendere, importirte oder doch wenigstens nach bayerischem Recepte fabricirte Species des Gerstensaftes verabreicht wird, so z. B. bei Stienen und bei Steiner. Diese beiden Locale werden indessen vom Mittelstande selten oder gar nicht besucht, ebenso wenig als die Restauration Midy. Stärker frequentirt von der genannten Classe sind die Wirthschaften bei Nisse und Schlüter; von allen derartigen Etablissements aber hat sich die im verflossenen Jahre von Herrn Schwarz (wie Herr Midy ein Franzose von Geburt) im Fuisting'schen Hause auf dem alten Steinwege eingerichtete Restauration binnen kurzer Zeit das beste Renommée erworben. Junge und alte Männer aus dem bürgerlichen Mittelstande weilen gerne in diesen behaglichen, comfortabel ausgestatteten und hell erleuchteten Räumen und thun dem vor-

trefflichen Getränke und der halb französisch halb süddeutsch eingerichteten Küche des rührigen Wirthes alle Ehre an.

Da wir nun einmal von Speisen und Getränken reden, so sei auch der münsterländischen Volksküche mit einigen Worten gedacht. Ausdrücklich aber bemerken wir, daß wir hier nur von einer Volksküche als solcher reden und der von derselben abweichenden Art der Zubereitung der Speisen, wie solche in den Gasthöfen und bei reicheren Familien eingeführt sein mag, keine Beachtung schenken können. Wie überall so gilt auch im Münsterland der Satz, daß über den Geschmack nicht zu streiten ist, und von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir denn auch wohl einige Eigenthümlichkeiten der dortigen Kochkunst kurz andeuten, vorausgesetzt, daß man uns dabei einige süddeutsche Vorurtheile zu gut hält.

Zur Ehre Westfalens und des Münsterlandes stellen wir die Behauptung auf, daß die dort landesübliche Kost in ihrer Derbheit gesund und kräftig ist; ein untadelhafter Magen befindet sich wohler dabei als bei der verfeinerten, künstlicheren Manier des Südens. Beginnen wir mit der Suppe, so kann kein Mensch leugnen, daß dies Eingangsgericht eines jeden Mittagsmahls bei Vornehm und Gering, im Norden wie im Süden, in Münster durchaus keine hämische Kritik zuläßt; nur verbitten wir uns die Zugabe von Rosinen und leisten auch auf die Masse des grünen Plunders, den man mit der Gabel aus dem Suppenteller herausfischen kann, gerne Verzicht. Folgt hierauf das Rindfleisch — da aber hapert es und das Volk im Münsterlande darf die Holländer und Engländer, mit denen es doch sonst so manche Eigenthümlichkeiten in der Lebens-

weise gemein hat, um ein Stück guten Ochsenziemers beneiden. Seltsam: im Lande der großen, grünen und saftigen Viehweiden ist ein fetter Ochse eine rara avis, und fällt einmal ein solcher unter dem Beile eines Münster'schen Metzgers, so thut er Solches seinen Mitbürgern durch die Schelle und die Localblätter kund. Daß das münsterländische Rindfleisch von geringerer Qualität ist als vielfach anderswo, findet seine Erklärung, wie uns dünkt, wohl in der Sitte des Landmanns, seine Aecker mit Pferden anstatt mit Ochsen zu bebauen; die Ochsenkälber werden deshalb zum größten Theile schon in der Blüthe ihrer Jugend dem Tode geweiht. Ein verwöhnter süddeutscher Gaumen wird die Sauce, die man zu dem saftigen, lockenden Braten servirt, nicht pikant und schmackhaft genug finden. Derartige Feinschmecker sind oftmals der Meinung, eine Zugabe von Capern, Fleischbrühe, geröstetem Mehl, Essig und wie die üblichen Ingredienzien noch alle heißen mögen, zu der hellen, flüssigen Fettmasse, durch welche man den Boden des Gefäßes erschauen kann, sei ganz in der Ordnung. Auch glauben sie, von dem Gemüse nicht viel Rühmens machen zu können und finden den vegetabilischen Theil des Münster'schen Küchenzettels etwas dürftig ausgestattet: Weißkohl, Blaukraut, Bohnen — grün und gedörrt, in mancherlei Abarten — Sauerkraut, allerlei Salat, ein gewisses Etwas, das man „Strippmus" nennt, von dem Stengel einer uns nicht näher bekannten Gemüseart bereitet, die allbeliebten „Wurzeln" — so titulirt der Münsteraner schlechtweg die gelben Rüben oder Möhren — Kohlrabi und noch einige sonstige Knollengewächse, dazu die unvermeidlichen Kartoffeln — voilà tout! Wo bleibt die in Süddeutschland so allgemein

gebräuchliche, kräftig schmeckende Schwarzwurzel? Ist der feine, körnige Blumenkohl — diese Zierde aller Küchengärten Süddeutschlands — in Westfalen vielleicht nur für den reichen Mann gewachsen? Ja freilich ist er dies und zwar auch nur in verkommenen zwergartigen Exemplaren; die sparsame Hausfrau muß sich darauf beschränken, nur zeitweilig einige Blumenkohl-Atome der Suppe einzuverleiben. Die culinarische Sitte, Fleisch, Kartoffeln und grünes Gemüse in einem und demselben Topfe zu kochen, findet der Fremdling auf der rothen Erde mehr als verwerflich, er behauptet nämlich, das Gemüse bekomme in solcher Gesellschaft einen fetten, ranzigen Geschmack, der einer rheinischen Zunge nimmermehr behagen könne. Daß aber die Kartoffeln sich meistens in einerlei Toilette präsentiren — geschält, zerschnitten und in Salzwasser abgekocht — und dazu noch ohne alles Schmalz und Fett, erklärt der nämliche Gourmand nach einiger Zeit für langweilig, und von dem Münster'schen geheimnißvollen „Potast" — dieser Ollapodrida, die nach unverbürgten Gerüchten aus Wurzeln, Kraut, Kartoffeln, Aepfeln u. s. w. bestehen soll — will er nun vollends gar nichts wissen. Fragt er nach Aepfeln, Birnen, Pflaumen („Zwetschgen" sind dem Münsterländer unbekannt), Kirschen, Nüssen rc., so wird er unwirsch, weil ihm in der Regel nur die ordinären Sorten dieses Obstes zu Gesichte kommen; ob dieser oder jener adelige oder bürgerliche Gutsbesitzer eine feinere Gattung der genannten Obstsorten in seinen Gärten zieht oder nicht, ist eine Frage, deren Entscheidung ihn ziemlich gleichgültig läßt. Auffällig aber dünkt es dem der Münster'schen Verhältnisse Unkundigen ferner, daß frische, ungesalzene Butter (deren beste Sorte das Dorf

Amelsbüren liefert) nicht zu Markte gebracht wird, da der bäuerliche Producent das Geschäft des Einsalzens selbst besorgt und die städtische Hausfrau dieser Mühe also überhebt. Daß dadurch beim Verkaufe dieses in jeder Haushaltung unentbehrlichen Productes dem Betruge Thür und Thor geöffnet ist, weiß der Käufer zwar selbst am Besten, es ist nun aber einmal so ein alter Brauch, der so leicht nicht abgeschafft werden kann. Bei dem Mangel einer zweckmäßigen Marktordnung, die den Verkäufer zur Vorsicht ermahnt und den Käufer vor Nachtheil schützt, ist ferner die Unbekanntschaft des Münsteraners mit dem in anderen großen Städten so vielfach in Anwendung gebrachten Galaktometer, d. h. Milch-Probir-Instrumente, vermittelst dessen man der Ursache des allzu himmelblauen Aussehens der Milch nachforschen kann, nicht im Geringsten auffallend.

Nicht wenig stolz ist der Münsteraner auf seine Metwurst und meint, etwas Besseres sei weit und breit wohl nicht zu finden. Wer ein Liebhaber zu weit getriebener Anstrengung der menschlichen Kauwerkzeuge ist, wird ihm darin beistimmen, denn bei aller sonstigen Vorzüglichkeit der Metwurst könnte es doch nicht schaden, wenn das fragliche Wurstfüllsel etwas feiner gehackt wäre, damit das Gewürz dasselbe nach allen Seiten hin gehörig durchdringen könne und man darin nicht Fleischbrocken von der Größe einer Haselnuß vorfände. Geringeres Lob als die Metwurst verdienen jedenfalls verschiedene andere Münster'sche Wurstarten, die vorzugsweise dem ärmeren Theil der Bevölkerung als Nahrung dienen, wie z. B. eine solche aus Blut, Mehl und Semmeln fabricirt wird.

Ist unsere Feder mit den seither genannten culinarische

Kunstproducten des Münsterlandes vielleicht etwas allzu strenge ins Gericht gegangen, so freut es uns um so mehr, auch einige sehr preiswürdige Nummern dieses Kataloges hier aufzählen zu können und zwar sind dies der Pudding, der Kaffee, der Schinken und das als „Pumpernickel" europäischen Ruf genießende westfälische Schwarzbrod. Der Pudding prangt freilich nicht auf Jedermanns Tisch, selbst nicht einmal an den „vier Hochzeiten" (hohe Zeiten: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt), wie denn auch nicht der Kaffee, den der gemeine Mann als Frühstück und großentheils auch als Abendbrod genießt, sondern vielmehr nur der Trank, der in den meisten (nicht in allen) Wirthslocalen der Stadt und in den Kaffeewirthschaften vor den Thoren und auf dem Lande („by den Buern", sagt der Münsteraner) bereitet wird, hier verstanden sein soll. Der Schinken aber und der Pumpernickel sind schon mehr das Gemeingut Aller. Ein Stück Weißbrod, mit Butter bestrichen, als Einlage einige derbe Schinkenstreifen und das Ganze mit einer Pumpernickel-Schnitte von der Dicke eines Messerrückens zugedeckt, ist ein nicht zu verachtender Genuß und schmeckt herrlich auch ohne die dicke Lage kleingeschnittener, roher Zwiebeln obenauf, die Viele als unentbehrlich zu einem Schinken-Butterbrod erachten. Vom Pumpernickel giebt es selbstverständlich verschiedene Sorten. Der Pumpernickel, den der Bäcker in der Stadt fabricirt und das Pfund im Ausschnitt zu 9—12 Pfennigen verkauft, unterscheidet sich wesentlich von der gröberen Art, die der Landmann genießt und worin sich oft noch 1—2 Zoll lange Strohhalmfragmente vorfinden. Ein Pumpernickel-Laib ist gewöhnlich 15—20 Pfund schwer; der Kunde von auswärts,

der einen solchen Laib bei dem Bäcker kauft, bringt ihn auf einem Schiebkarren oder auf einer eigens hierzu construirten Tragbahre, deren beide Vordertheile über die Schultern nach vorn hinausragen und dort mit den Händen festgehalten werden, nach Hause. In Folge seines verhältnißmäßig starken Wassergehaltes trocknet der Pumpernickel nicht so bald ein und eignet sich deshalb zum Export, wie er denn u. A. zu Berlin in den Conditoreien als Delicatesse verkauft wird. Eine andere, auf dem Lande gebräuchliche Brodsorte, der s. g. „Bauernstuten“ — ein Mittelding zwischen Weißbrod und Pumpernickel — mundete uns gleichfalls trefflich, während wir den „Knabbeln“ — einer Art Schiffszwieback — keinen Geschmack abzugewinnen vermochten. Auch die an heißen Sommertagen als ein erquickendes Labsal gepriesene s. g. „Stippmilch“ — auf eine eigenthümliche Weise aus geronnener Milch bereitet — konnte uns nicht zum Genusse verlocken.

Die Krone aller westfälischen Landesproducte ist und bleibt aber stets der Schinken. Derselbe ist sehr fett und deshalb besonders nahrhaft; dies Vorwiegen des Fettes erklärt sich aus dem Umstande, daß in Westfalen gemästete Schweine erst dann geschlachtet werden, wenn sie eine Schwere von 250—300 Pfund und darüber erlangt haben.

Außer für den Schinken und den Pumpernickel hat der Münsteraner auch noch eine besondere Vorliebe für das mürbe, süße Gebäck. Kuchen und mürbe Semmeln präsentiren sich unter gar vielerlei Gestalten und Namen hinter den Auslege-Fenstern der Bäcker und zu einem Gläschen „Ole Klaore“ ißt der Alt-Münsteraner an Sonntag-Vormittagen gerne ein Korinthen-Brödchen.

Im Uebrigen ist die Lebensweise der bürgerlichen Mittelclasse eine sehr einfache und anspruchslose. Nicht jeden Tag kommt Fleisch auf den Tisch, sondern nur einige Male in der Woche. Als Surrogat des Fleisches dient häufig geräucherter Speck von ziemlicher Dicke und in Begleitung der unvermeidlichen, ungeschmälzten Salzwasser-Kartoffeln. Während in vielen Familien der Thee mit Butterbrod, Schinken oder holländischem Käse den regelmäßigen Abendimbiß bildet, begnügt man sich in anderen mit Kaffee; um an Frühlings- und Sommerabenden dies Getränk so billig als möglich herzustellen und an Brennmaterial zu sparen, geht oder schickt die Hausfrau in das nächste Bäckerhaus und kauft sich dort für einen Pfennig einen ganzen Pott voll heißen Wassers. Doch darf man nicht etwa glauben, die arbeitende Classe in Münster mache aus der Noth eine Tugend und sehe sich durch ihre Dürftigkeit und Armuth zu dieser Einfachheit der Lebensweise und Genügsamkeit in Speise und Trank gezwungen. Bei Vielen mag dies wohl der Fall sein, im Allgemeinen aber ist diese Schlichtheit der Sitte Folge alter Gewohnheit. Von eigentlicher Armuth kann in Münster überhaupt nur in einem beschränkten Sinne des Wortes die Rede sein. Der Bürgersmann ist fleißig und thätig und erwirbt sich leicht, was er braucht; wer arbeiten will, findet stets Verdienst und Brod. Da Münster keine großen Fabrikanlagen hat, sondern vorwiegend nur für den eigenen Consumo arbeitet, so hat es auch kein Proletariat und ist in dieser Hinsicht also besser daran, wie eine große Anzahl anderer Städte Westfalens. Was man dort etwa zum Proletariat rechnen könnte, ist arbeitscheues Gesindel, und solches findet sich bekanntlich überall. Für die in wirkliche Noth Gerathenen,

Arbeitsunfähigen, die armen Kranken und Preßhaften sorgen zahlreiche milde Anstalten und Stiftungen, deren fundirtes Vermögen vor einigen Jahren zu 740,00 Thalern und jährliche Einkünfte zu 30,000 bis 36,000 Thalern geschätzt wurden. Auch die vielen Klöster und Ordensinstitute tragen zur Linderung etwaiger Noth das Ihrige redlich bei, wie denn u. A. solche Kranke aller Confessionen, die zu Hause die erforderliche Wartung und Pflege ohne bedenkliche Störung der Familienverhältnisse nicht finden können, von den barmherzigen Schwestern in dem vortrefflich eingerichteten Clemens-Hospital gegen eine nur sehr geringe Vergütung gern und willig aufgenommen werden. In Münster erkrankte fremde Dienstboten finden in demselben Hospitale unentgeltliche Pflege, wenn ihre Herrschaften durch den jährlichen Beitrag von Einem Thaler, zu dessen Entrichtung sie sich dauernd verpflichten, mag nun ihr Gesinde erkranken oder nicht, ein Recht auf diese Vergünstigung erworben haben. Außerdem besteht in Münster noch eine Anstalt für Hülflose, ein reich dotirtes Waisenhaus und ein sehr wohlthätig und segensreich wirkender Vincentius-Verein. Der Münsteraner weiß die Wohlthaten, die ihm die Mitglieder des Ordens der barmherzigen Schwestern erweisen, dankbar zu schätzen und es sind deshalb Vorgänge, wie man sie noch in neuester Zeit in Mainz erleben mußte, in Münster geradezu eine Unmöglichkeit. Daß aber diese edlen Sendboten der christlichen Nächstenliebe ihrem schweren Berufe mit Aufopferung ihrer Gesundheit, ja sogar ihres Lebens obliegen, beweist die unverhältnißmäßig große Zahl der Schwestern, welche alljährlich vom Tode hinweggerafft werden.

Schon oben haben wir bemerkt, daß die eigentliche Ar-

muth, das Elend und der Hunger, in Münster keine Stätte finden. Die Mittelclasse hat im Allgemeinen nur geringe Bedürfnisse, und zu ihrer Befriedigung reicht der Lohn der Thätigkeit und des Fleißes vollkommen aus. Das Handwerk steht dort in schönster Blüthe, und der Handwerksmann ist unermüdlich rege und arbeitsam. Zum Schutze der Interessen des Gewerbestandes besteht in der westfälischen Hauptstadt schon seit Jahren ein viele Mitglieder zählender Handwerker-Verein, der unter der Leitung einsichtsvoller und besonnener Führer Nichts unterläßt, was zur Hebung und Fortbildung des Nährstandes sich als praktisch erweist. Durch das gesunde Urtheil und das einige, taktvolle Auftreten seiner Mitglieder, die bei der richtigen Erkenntniß des wahren politischen und industriellen Fortschrittes vor allen Extravaganzen und bedenklichen Abschweifungen von dem eigentlichen Zwecke des Vereins sich sorgfältig hüten, hat der Verein bei der Entscheidung von Fragen sowohl von speciell lokaler als von allgemein politischer Bedeutung schon zu verschiedenen Malen seinen Einfluß geltend zu machen gewußt. Zu wünschen wäre es, daß durch die fortgesetzten Bemühungen der Führer des Vereins der gewerbliche Fortschritt auch im Punkte des guten Geschmackes und der Eleganz der Erzeugnisse des Handwerkes immer weiter gedeihe, denn wenn wir auch gerne anerkennen, daß viele Gewerbe, wie z. B. das der Schneider, Möbelschreiner, Tapezierer, Sattler, Buchbinder und Portefeuille-Arbeiter, Gelbgießer u. s. w., in Münster in dieser Hinsicht den betreffenden Branchen in anderen, größeren Städten nicht im Geringsten nachstehen, so kann dies doch nicht von allen dortigen Gewerbetreibenden gesagt werden, wie denn unter Andern die Schuh-

machermeister noch keineswegs die Concurrenz mit ihren Handwerksgenossen in Stuttgart, Mainz und Gotha würden bestehen können. Auch ist noch mancher sonstige alte Zopf abzuschneiden, als welchen wir unter Anderm die bedenkliche Sitte betrachten, den Kunden nur ein Mal im Jahre, zu Neujahr, die Rechnungen zuzustellen. Den Kunden wird dadurch das prompte Zahlen erschwert und der Handwerksmann muß länger als billig auf sein Geld warten. Viel besser wäre es daher, wenn der Gewerbetreibende für das Ausschreiben der Rechnungen sich verschiedene Zeitpunkte wählte, und wie z B. in Südwest-Deutschland die Oster- und Herbstmesse zu Frankfurt a. M. hierfür maßgebend ist, könnte man sich in Münster etwa nach den Braunschweiger und Kasseler Messen in diesem Punkte richten. Ferner mag schon manchem Fremden die in Münster häufig vorkommende Cumulation verschiedener Handwerksbranchen in einem und demselben Geschäfte aufgefallen sein. Daß, wie bereits erwähnt, sämmtliche Bäcker dort auch Bierbrauer sind, mag noch hingehen; ganz eigene Gedanken aber erweckt es, wenn man in Münster auf diesem oder jenem Aushängeschilde liest: „N. N., Glaser, Tapezierer, Lackirer und Anstreicher" — also ein Meister in Quart! Das ist zu viel, es ist schon genug, wenn dieser Meister eines oder zwei der genannten Geschäfte tüchtig versteht.

Während in dem genannten Verein die Meister sich zusammenfinden, ist ihren Gesellen und Lehrlingen in dem Gesellen-Verein ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt geboten. Was das, von dem genialen Vater Kolping in Köln in das Leben gerufene Institut der Gesellen-Vereine schon allerorten in Deutschland Großartiges geliefert hat, und

wie es gekommen ist, daß die Zahl der Mitglieder dieser Vereine gegenwärtig mehr als fünfzigtausend beträgt, ist anderwärts schon vielfach erzählt und dargestellt worden, und zwar besser, als wir es vermöchten. Daß die in ihrer Ausführung so überaus wohlthätig und erfolgreich wirkende Idee des genannten edlen Mannes auch in dem gesitteten und frommgläubigen Münster einen fruchtbaren Boden finden mußte, bedarf nicht erst der Erwähnung, und so blüht und gedeiht auch dort der Verein der jungen Leute vom Handwerk, und treibt und zeitigt alle die schönen, erfreulichen Blüthen und Früchte, die ihn als eine der besten Schöpfungen der Neuzeit überall erscheinen lassen.

Wer soll Meister sein?
Wer was ersann.
Wer soll Geselle sein?
Wer was kann.
Wer soll Lehrling sein?
Jedermann —

unter dieser Devise möge denn das ehrsame Handwerk auch in Münster gedeihen und stets kräftiger sich entwickeln. Bessere und wahrhaftere Volksfreunde, als die sich mit diesem Namen brüstenden maulfertigen Schwätzer, die von Begeisterung für des Volkes Wohl überschäumen, sich aber schämen, die Schwielenhand des Handwerkers zu drücken, weil sie durch diesen Druck möglicherweise ihre reinen Glanzhandschuhe beschmutzen könnten, sind jedenfalls die Männer, welche in Liebe und Hingabe die Interessen des Handwerkes mit Wort und That zu fördern suchen und dabei sich nicht scheuen, den Nährstand, diese feste Basis aller staatlichen Einrichtungen, auch ihres näheren Umganges zu würdigen und dadurch ermunternd, bildend und

anregend auf ihn zu wirken. Sollte aber der Handwerker, wie dies heut zu Tage leider noch so häufig und vielfach vorkömmt, sich durch eine oft nur vermeintliche Zurücksetzung und vornehme Nichtachtung gekränkt und verletzt fühlen, so möge er sich mit dem Spruche des großen Dichters trösten, der da lautet:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis —
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!

XVII.

Aus der Naturgeschichte des schönen Geschlechtes in Münster. Liebreiz und Anmuth. Die Jeunesse dorée. Der Umgang beider Geschlechter. Allerlei Mißstände. Weibliche Dienstboten. Uebertriebene Ansprüche und eitles Wesen derselben. Der Hut, ein Gemeingut für Vornehm und Gering. Verdrießliche Folgen Eine gute Eigenschaft der Dienstmädchen. Der Holzschuh als einzige Spur einer Nationaltracht.

Wenn der Westfale im Allgemeinen auf seinen Schinken und seinen Pumpernickel stolz sein darf, so darf der Münsteraner im Besonderen es auch noch auf die Schönheit und die Anmuth der dortigen Frauen und Mädchen sein. Man spricht viel von dem Liebreiz des weiblichen Geschlechtes zu Passau und Mainz, wir wissen aber nicht, ob ein moderner Paris, wenn er als Schiedsrichter den Streit zum Austrag zu bringen hätte, welche Stadt des deutschen Nordens der bevorzugte Sitz weiblicher Schönheiten sei, nicht Münster den Preis zuerkennen würde. Dort heißt das schwächere Geschlecht in der That und Wahrheit auch das schönere. Mit dem männlichen theilt der weibliche Theil der Bevölkerung den vorherrschenden Besitz der blon-

den Haare und der blauen Augen. Ausnahmen sind freilich sehr häufig, allein sie deuten, wo sie vorkommen, unseres Bedünkens nicht auf sächsische Race, sondern auf fremde Abstammung. Ein reiner, fleckenloser Teint, ein ausdrucksvolles Profil mit hin und wieder allzu markirten Zügen, volle abgerundete Formen und eine stattliche Figur sind Vorzüge der Münsteranerin, die sie von den Mädchen anderer Gegenden vortheilhaft und beneidenswerth auszeichnen. Wahrhaft junonische Gestalten sind keine Seltenheit, während bei vielen anderen Töchtern der Stadt das Niedliche und Zierliche, Kleine und Feine der äußeren Erscheinung das Auge des Fremden anzieht und fesselt. Die Münsteranerin weiß aber auch, daß sie schön ist, und sie versteht es meisterhaft, ihre natürlichen Reize durch *eine* ausgewählte Toilette noch zu erhöhen. Von Koketterie kann sie nicht ganz freigesprochen werden, und sie braucht sich diesen kleinen Vorwurf um so weniger zu Herzen zu nehmen, da die Zahl ihrer Mitschuldigen in diesem Punkte auch außerhalb Münsters Legion ist. Die Hauptstadt Westfalens ist eine sehr vornehme Stadt und deshalb der Tyrannei der Mode so gut unterworfen wie eine jede andere. Der Mode gehorcht auch die Münsteranerin bei der Wahl ihres Anzuges, und darum kann sie es auch mit dem Schnitt des Kleides nicht allzu ängstlich nehmen. Wer aber schön und anmuthig ist, der will, daß man dieser Schönheit und Anmuth auch huldige, und der von so viel Liebreiz geheftete und geblendete Verehrer darf andererseits auch wieder auf die Huld und Zuneigung der Dame seines Herzens rechnen. In Münster ist nun vorzugsweise der Referendar der erklärte Günstling der jungen Damenwelt. Er arrangirt im Sommer die Landpartien und im

Winter die kleinen Familienbälle. Der Referendar ist ein graciöser unermüdlicher Tänzer und deshalb auch bei den kleineren Thés dansants ein gern gesehener, fast unentbehrlicher Gast; für die Anstrengungen, die er als Vergnügungsrath ausstehen muß, wird ihm dann der süße Lohn eines freundlichen Blickes aus schelmischen, veilchenblauen Mädchenaugen und der sanfte Druck einer zarten Frauenhand. In die schweren Mühen der Beförderung und Belebung traulicher Geselligkeit theilen sich mit ihm der Lieutenant und der Jüngling aus der höheren Kaufmannswelt. Diese drei repräsentiren in Münster die Jeunesse dorée; was sonst noch zu letzterer zählt, sind nur vereinzelte, sporadisch vorkommende Elemente. So gelingt es dem Referendar in vielen Fällen, in der Eroberung einer reichen Erbin eine Entschädigung zu finden für die schweren Opfer, die das undankbare Vaterland durch das Verlangen einer zehn bis zwölf Jahre dauernden Dienstzeit ohne jegliche Besoldung ihm zumuthet. Dem Lieutenant aber fällt es, begünstigt durch die Vortheile einer bevorzugten Stellung im Staate, nicht allzu schwer, einen vermögenden Schwiegervater ausfindig zu machen, der für ihn die zum Heirathen erforderliche Caution stellt, und was endlich den Jüngling aus der höheren Kaufmannswelt anlangt, so gewährt ihm in den meisten Fällen schon der Besitz eines zur Gründung eines Geschäftes mehr als hinreichenden Vermögens den berechtigtsten Anspruch auf die Hand einer ihm an irdischen Glücksgütern ebenbürtigen, sogar selbst überlegenen Kaufmanns- oder Banquierstochter. Diese drei genannten Champions der Crême der Münster'schen Société oder auch Haute-volée haben also das Glück am Seile und führen deshalb auch die Braut heim.

Man sollte nun meinen, eine Stadt wie Münster, wo durchgängig ein gewisser Grad von Wohlstand herrscht, der Sitz zahlreicher Behörden, mit einer ganzen Armee junger, Carriere machender Beamten, und der Garnisonsort einer Menge von Offizieren aller Waffengattungen, sei das Eldorado aller heirathslustigen Mädchen, zumal wenn dieselben, wie dies doch häufig genug der Fall ist, ein Vermögen von diversen Tausenden von Thalern zu erwarten haben. Dies Eldorado ist aber dort keineswegs zu finden, Eingeweihte wollen vielmehr behaupten, es gäbe vielleicht keine andere Stadt in Deutschland, wo verhältnißmäßig so viele Candidatinnen des Ehestandes vergebens der Erfüllung ihrer Wünsche warten. Diese auffallende Erscheinung läßt verschiedene Erklärungsgründe zu, die Münster auch mit manchen anderen Städten gemein hat. Da sind zuerst die strengen Formen der gesellschaftlichen Convenienz, die einem jungen Manne, der sich nicht gerade der besten Vermögensverhältnisse und der rosigsten Aussichten in die Zukunft, der eleganteſten Tournüre und sonstiger blendender Vorzüge erfreut, die Anknüpfung von Damenbekanntschaften ungemein erschweren. Die Zulassung zum Familienkreise ist, wie wir schon früher angedeutet, in Münster keine so leichte Sache, und selbst wenn es dem eine Lebensgefährtin suchenden Cölibatär gelingt, Zutritt im Hause der von ihm Auserſehenen zu erhalten, so wird der Alles klug und vorsichtig überlegende Vater oder Vormund erst noch einer Menge von Bedenken und Rücksichten Rechnung zu tragen haben, ehe er ein intimeres Verhältniß der beiden jungen Leute gestatten zu dürfen glaubt. Die herkömmlichen Anschauungen hinsichtlich des Umganges junger Leute verschiedenen Geschlechtes mit einander sind

in Münster in manchen Stücken ganz absonderlicher Art; so z. B. würde es dort einem jungen Manne als ein arger Verstoß gegen die gute Sitte ausgelegt werden, wenn er einer unverheiratheten Dame auf einem Spaziergange oder bei einer sonstigen vorkommenden Gelegenheit — wohlgemerkt bei Tage — seinen Arm anbieten wollte. Nur Ehepaare und Verlobte haben dort das Recht, Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken zu rufen. Gelegenheiten, sich jungen Mädchen außerhalb des elterlichen Hauses nähern zu können, giebt es zwar auch in Münster mancherlei; so geben namentlich die Bälle und Tanzunterhaltungen des Civilclubs, so wie die mannichfachen Festlichkeiten auf dem Schützenhofe hin und wieder passende Veranlassung zur Einleitung ernstlich gemeinter Verhandlungen, auch mag zuweilen bei einer verunglückten Landpartie ein Platzregen als improvisirter Ehestands-Procurator auftreten, allein diese Ausnahmefälle sind selten und vermögen die Regel nicht zu entkräften.

Eine andere Schwierigkeit, die in Münster dem leichten Zustandekommen von Ehebündnissen sich entgegenstellt, bilden die Prätentionen und hochstrebenden Gedanken vieler jungen Mädchen selbst; dieser Mißstand ist aber bekanntlich kein specifisch Münster'scher, sondern man weiß auch noch anderwärts davon zu reden. Weiß nur erst einmal ein solches Dämchen, daß sie einiges Vermögen besitzt, hat sie ein oder zwei Jahre in einem Pensionat zugebracht und dort ein wenig Französisch-Parliren, das Klavier malträtiren und den Stickrahmen spannen gelernt, so glaubt sie „eine recht gute Partie" für einen Hauptmann erster Classe oder doch wenigstens für einen Kreisrichter zu sein; ob sie weiß, wann das Wasser kocht und wie

man ein Loch im Strumpfe flickt, kommt ihres Erachtens weniger in Betracht. Kann der Mann, dem sie eine Mitgift von einigen tausend Thalern bringt, ihr ein Kammermädchen und eine Köchin halten, desto besser für ihn selbst; er setzt sich dann doch wenigstens nicht der Gefahr aus, daß seine liebenswürdige Ehehälfte den Salat mit Seife wäscht und dem Hasen das Fell rupft. Ist aber die Rosenzeit der feingebildeten Tochter eines schwachen gutmüthigen Vaters vorüber, naht das verhängnißvolle vierte Decennium ihres Lebensalters oder ist es vielleicht gar schon angebrochen, so läßt die in ihren Hoffnungen getäuschte Arme allmälig die Flügel hängen und wird bei Weitem bescheidener in ihren Ansprüchen. So ist es denn schon oft vorgekommen und kommt noch immer vor, daß ein fürsorglicher Vater, oder eine wohlhabende Wittwe einem armen Akademiker Logis und Freitisch im eigenen Hause anbietet unter der Bedingung, daß er, sobald er zu Amt und Brod gelangt ist, die verblühte, alternde Tochter zum Traualtar führe. Nur selten geschieht es, daß der in der Folge als Arzt oder Lehrer zu einem angesehenen Mann gewordene arme Student des in seiner Armuth gegebenen Versprechens uneingedenk wird und sich eine Gattin wählt, die jünger und schöner ist als die Verlassene; in den meisten Fällen siegt vielmehr die westfälische Treue und Ehrlichkeit über die Lockungen des Egoismus.

Eine reiche Handwerkertochter ist dem unbesoldeten Beamten oder dem karg gestellten Offizier gerade gut genug, selten aber oder gar nicht ist es bis jetzt erhört worden, daß die Tochter einer von ihrer schmalen Pension lebenden Wittwe eines Geheimen Rathes einem bescheidenen Bürgersmann, der sein ehrliches Auskommen hat, ihre Hand ge-

reicht hätte. Einerseits die unvernünftige Sucht, sich über seines Gleichen zu erheben und sich vermeintlich eine Stufe höher zu stellen als sie, andererseits das ebenso unvernünftige, hartnäckige Festhalten an vermeintlichen Prärogativen einer bevorzugten Stellung in der Gesellschaft und den hierauf basirten Ansprüchen, die sich oft nur durch die empfindlichsten Entbehrungen und Einschränkungen im Haushalte, um nach Außen hin ein imponirendes, würdevolles Auftreten zu ermöglichen, aufrecht erhalten lassen, haben nicht geringe Schuld daran, daß die Scheidewand, die in Münster die einzelnen Stände von einander trennt, immer noch so fest steht und nur an einzelnen Stellen einen kleinen Riß, durch welchen ein vereinzelter Lichtstrahl einer besseren Erkenntniß nothdürftig hindurch zu schimmern vermag, erhalten hat.

Dieses eifersüchtige Festhalten an einem vermeintlich höheren Rang in der Gesellschaft hat eine weitere Abnormität zur Folge, die in Münster mehr als anderswo in die Augen springt; wir meinen nämlich eine unter dem weiblichen Theile der Bureaukratie stark grassirende Titelsucht. Die Gattin eines Rathes wird streng darauf halten, daß man sie „Frau Räthin", und die Gattin eines Hauptmanns, daß man sie „Frau Hauptmännin" nennt ꝛc. Solchen weiblichen Titelträgerinnen ist es nur sehr schwer begreiflich zu machen, daß die Frau niemals an dem Titel ihres Mannes participiren kann und daß es dem deutschen Sprachgebrauche durchaus zuwider ist, von einer „Räthin" oder „Männin" zu reden*). Vernünftiger ist schon der

*) In der Luther'schen Bibelübersetzung kommt bekanntlich das Wort „Männin" vielfach vor, allein es ist dies nur ein heute antiquirter Ausdruck für Weib und Frau überhaupt.

Gebrauch, die Frauen solcher Civil- und Militärbeamten nur „Frau Rath" oder „Frau Hauptmann" zu benennen, denn diese Formel kann als eine Abkürzung für „die Frau des Rathes, des Hauptmanns rc." betrachtet werden. Am Sprachrichtigsten, wenn auch nicht sehr wohlklingend, ist jedenfalls die österreichische Ausdrucksweise, die in solchen Fällen nur eine „Raths-Gattin", „Hauptmanns-Gattin" rc. kennt.

Haben wir in unserer kleinen Naturgeschichte des schwächeren Geschlechtes im Münsterlande bisher nur den s. g. Damen, adeligen wie bürgerlichen, unsere Aufmerksamkeit geschenkt, so müssen wir nunmehr eine Sprosse tiefer auf der gesellschaftlichen Stufenleiter steigen und auch Einiges von den weiblichen Dienstboten berichten. Wie überall, so stellt auch in Münster die ländliche Bevölkerung den größeren Theil dieser sich für einige Zeit freiwillig unter fremde Botmäßigkeit begebenden, überaus nützlichen Arbeiterschaar. Im vortheilhaften Gegensatze zu dem weißen Sklavenleben, zu welchem die dienende Classe in vielen anderen großen Städten verurtheilt ist, erfreut sich dieselbe in Münster eines verhältnißmäßig angenehmen Looses, das auf der wenigstens noch in bürgerlichen Haushaltungen waltenden patriarchalischen Sitte basirt, auch den Knecht und die Magd als Familienmitglieder zu betrachten, und geschützt wird durch die dem Münsteraner angeborne Humanität und Gutmüthigkeit; dies familiäre Verhältniß ist auch schon im Sprachgebrauche ausgedrückt, denn man sagt in Münster nicht, das Mädchen „dient" in diesem oder jenem Hause, sondern sie „wohnt" daselbst, ein Euphemismus, der einer tieferen Bedeutung nicht entbehrt. Daß nun diese relativ angenehme Stellung der

Dienstboten von Letzteren vielfach mißbraucht wird, ist leicht begreiflich. So sieht sich die Münster'sche Hausfrau häufig genug in die Nothwendigkeit versetzt, auf einen Sonntags-nachmittags-Spaziergang verzichten zu müssen, weil zufällig zur nämlichen Zeit das Dienstmädchen den ihr contractlich bewilligten Ausgang hat und auf einen Tausch oder eine Verkürzung ihrer freien Zeit sich nicht einlassen will. Um den Säugling zu warten und das Abendessen zu bereiten, muß eine der weiblichen Insassen des Hauses sich zum Daheimbleiben entschließen; die Magd will nicht, sie hat mit ihrem Galan, einem chargirten Vaterlandsvertheidiger, einen Spaziergang in den Schloßgarten oder „zu den Buern" verabredet — mithin hat die Herrin Hausarrest. Dieser häufig zu Tage tretende Trotz und Eigensinn, dies Pochen auf wirkliche oder angebliche Rechte ist indessen nicht der schlimmste Fehler, der einem großen Theile der weiblichen Dienstboten in Münster, wie wohl auch sonst, zum Vorwurf gemacht werden kann. Weit bedenklicher und beklagenswerther dünkt uns vielmehr die übertriebene Putzsucht der dienenden Schönen und der ihrem Stande so wenig entsprechende Luxus. Von einer Nationaltracht ist nämlich in Westfalen — wenigstens in dem von uns gemeinten Theile — Nichts zu verspüren, man müßte denn eine Art Sturmhaube, mit der hier und da auf dem Lande noch ein altes Mütterchen paradirt, als Fragment einer solchen betrachten. Der Fremde, der von Kassel oder von Köln aus das Münsterland besucht und noch wenige Tage zuvor sich so angenehm berührt fand von der Erscheinung der oberhessischen Bauernmädchen in ihren Zwickelstrümpfen, kurzen, schwarzen Röckchen mit dem hellfarbigen Mieder und dem weißen Schürzchen, oder der

Landmädchen am Mittelrhein mit dem so kokett sitzenden silbergestickten Häubchen und dem silbernen Haarpfeil, wird sich etwas seltsam überrascht und verwundert fühlen, wenn er sieht, wie im Münsterlande die sämmtliche weibliche Nachkommenschaft des ersten Menschenpaares — städtisch und ländlich, vornehm und gering, alt und jung, groß und klein — mit der aus der Hand der kunstfertigen Modistin hervorgegangenen Kopfbedeckung, dem Hute, einher wandelt. Von der Gemahlin des ersten Beamten bis herab zu dem armen Weibe, das den Straßenkehricht sammelt und auf dem Schiebkarren in ihr „Höfken“ bringt, trägt „Allemann“ (besser wäre „Alleweib“) die bekannte moderne Kopfzierde oder Unzierde. Freilich kommen diese Hüte nicht alle direct aus dem Atelier der Putzmacherin, man sieht vielmehr auch sehr viele veraltete Modelle, die schon Jahre lang den Schaukasten der nadelfertigen Fabrikantin oder auch die Gerümpelkammer der Althändlerin mögen gehütet haben — einerlei, ob der Hut nach dem neuesten Aachener Muster oder nach einer Façon aus der Wiedertäufer-Zeit gefertigt ist, aber ein Hut muß es sein. Bekümmert sich die arme, alte Frau nur wenig oder gar nicht um die Gestalt und Verzierung ihres Kopfdeckels, so sind die Töchter des selbst nur mittelmäßig begüterten Landmannes schon wählerischer und difficiler; sie bestellen sich ihren künstlichen Kopfschmuck direct bei der Putzmacherin und wählen sich ein Band von recht schreiender Farbe für das Auswendige und recht viele bunte Blumen, als zierliche Umrahmung des pausbackigen, karminrothen Gesichtes, für das Inwendige des Hutes. Ob die übrige Garderobe zu diesem mit Sammt oder Seide überzogenen Blumengarten passe, kommt weniger in Betracht; sieht man daher eine

solche Schöne vom Lande im prächtigen Hute, aber ohne Shawl, Untertuch oder Mantel, einherstolziren, so gedenkt man dabei unwillkürlich der schwarzen Garde des Kaisers Soulouque, bei der bekanntlich der Frack zur großen Montur, zur kleinen aber gar Nichts gehörte. Einen besseren Geschmack und einen ästhetischeren Sinn offenbart hingegen das Dienstmädchen, zumal wenn es bei einer reichen und vornehmen Familie „wohnt" und sich die Madame oder das Fräulein vom Hause zum Vorbilde und Muster nehmen kann. Die dienende Person verlangt von der Modistin einen Hut genau nach demselben Modell gefertigt und auf dieselbe Weise ausstaffirt, wie der der gnädigen Frau oder des gnädigen Fräuleins. Zu einem so eleganten Hut paßt natürlich aber auch nur ein bitto Mantel oder Longshawl. Wer nun die Magd in einem solchen modischen Putze erblickt, hält sie für eine vornehme Dame oder doch wenigstens für die Tochter eines wohlhabenden Bürgers*). Kömmt nun ein moder-

*) Daß diese Putz- und Gefallsucht des weiblichen Theiles der Dienstboten nicht allein in Münster, sondern in allen größeren Städten so bedenkliche Dimensionen angenommen hat, braucht hier nicht erst ausdrücklich erwähnt zu werden. Ueber die Frage aber, in wie weit die Hausfrauen eine Mitschuld dieser Entartung ihrer Mägde trifft, lassen wir eine Frau selbst urtheilen. Die Schriftstellerin Fanny Lewald schreibt nämlich in ihren im Feuilleton der Berliner „National-Zeitung" veröffentlichten „Osterbriefen" Folgendes: „Sie sehen in den zahlreichsten Familien den Sinn der Hausfrauen und ihrer Töchter bis ins Kindische auf Aeußerlichkeiten gestellt, bis zum Frevelhaften putzsüchtig. Der Kleiderluxus der Frauen ist bei uns in den letzten Decennien unverantwortlich gestiegen. Man darbt im Stillen, man geizt gegen die Untergebenen, man drückt den Handwerker, man geht bis an die äußerste Grenze des Möglichen, ja in tausend Familien

ner Faust in die Versuchung, sie „mein schönes Fräulein“ anzureden, wird sie ihm jedenfalls eine ganz andere Antwort zu geben wissen, als Goethe's unschuldiges, schlich-

---

weit über diese hinaus, um auf der Straße lange, weite, seidene Kleider, die nicht die Frauen selbst, sondern der Schweiß, die Sorgen, die Arbeit des Mannes erworben, in Staub und Schmutz hinter sich her zu schleppen. Man ist heiter, wenn man auf seinem Sammetmantel eine Spitzengarnirung trägt, die gar keinen Zweck, gar kein Verdienst hat, als zwanzig, dreißig und weit mehr Thaler zu kosten, ohne daß mit diesem hohen Preise dem halbnackten Arbeiter im Erzgebirge auch nur Brod und Kartoffeln bezahlt würden. Man sieht mit Neid, daß eine andere Dame es möglich gemacht, noch vier Packete Perlen und Schmelzen, noch sechs Stück Litzen und sechs Dutzend Knöpfe mehr an ihre Kleider zu befestigen. Man wünscht, man setzt seinen Ehrgeiz in Glasperlen, Blumen, Plunder — — als ob man ein Hottentotte oder ein Kaffer wäre. Man läßt den Vater der Familie arbeiten bis zur Erschöpfung, um das Geld für diese oder andere Thorheiten herbeizuschaffen, die Dienstboten müssen waschen und plätten bis in die Nächte hinein, damit die Damen die weißen Röcke mit den vielen Falten einmal im Staube spazieren führen können! Ein Concert, ein Ballbesuch, das Theater, eine Gardine, ein Broncemöbel, ein Teppich, eine Equipage, das sind die großen Lebensangelegenheiten, die Lebenszwecke in gar vielen Häusern — — und arme, junge, unerzogene Mädchen sollten nicht glauben, daß diese Arten von Genuß das Höchste wären, wenn sie ihre Vorgesetzten bis zur Pflichtvergessenheit, bis zur Selbstvergessenheit nach diesen Gütern streben sehen? Putzsucht und Genußsucht, das sind die beiden nächsten Tugenden, welche die arbeitende Classe in mehr als einem wohlhabenden Hause erlernt und als Mitgift der höheren Stände in ihr einstiges Familienleben mit sich nimmt. Anstaunen, beneiden, nachahmen mögen die Arbeiterinnen den Luxus ihrer Herrinnen — sie achten und lieben lernen sie durch den Anblick des Luxus sicherlich nicht.“

tes Gretchen. Den Scherz bei Seite gelassen, drängt sich da wohl manchem Beobachter die Frage auf, woher das Dienstmädchen die Mittel nehme, um ihren Leib mit so kostspieligem Tand und Flitter beladen zu können? Entweder zahlt ihr die Herrschaft einen sehr guten Lohn und sie verschwendet alsdann die sauer verdienten Thaler, die sie vielleicht besser zur Unterstützung ihrer armen verwittweten Mutter und zur Anschaffung von Strümpfen und Schuhen für ihre barfuß laufenden kleinen Geschwister verwenden könnte, für unnützen Kram, zu dessen Erwerbung sie der Hochmuthsteufel treibt, oder aber ihre Geldmittel fließen aus einer Quelle, die der Leser sich selbst nennen möge. Städte mit starker Garnison sind überall ein sehr gefährlicher Aufenthaltsort für junge, unerfahrene und heißblütige Geschöpfe, und wie leicht ist es, daß diese, die in ihrem Heimathsorte meistens an Armuth und Entbehrungen gewöhnt waren, sich von dem Luxus und dem Glanze, die ihnen in einer reichen Stadt entgegenschimmern, sich blenden lassen. Es gehört ein starker Charakter und keine nicht geringe Mitgabe an Religiosität und Frömmigkeit dazu, um der mahnenden und warnenden Abschiedsworte des heimathlichen Seelenhirten unter allen Umständen stets eingedenk zu bleiben und in der an die ländliche Unschuld herantretenden Versuchung nicht zu unterliegen. In manchen Fällen freilich führt eine militärische Bekanntschaft auch zu einem guten Ende und der mit einem Monatssolde von elf Thalern und einigen Silbergroschen beglückte Sergeant führt die Herzallerliebste nach vielen Jahren des Wartens endlich als Ehegespons heim. Kommen später auch die Nahrungssorgen, so hat das frühere Dienstmädchen doch wenigstens die Ehre, als Frau Ser-

geantin der großen königlich preußischen Armee anzugehören und derselben hoffnungsvollen Zuwachs zuzuführen. Nicht immer aber nimmt die Sache einen so tröstlichen Ausgang und an Fällen, daß Neugeborene als Leichen in irgend einer Dungstätte oder in einem Wassergraben aufgefunden und Säuglinge von ihren Rabenmüttern hülfelos ausgesetzt wurden, fehlt es auch in Münster nicht*).

Um indessen dies Kapitel mit der Erwähnung einer guten Eigenschaft der Münster'schen Dienstmädchen zu schließen, sei hier noch ihrer Artigkeit und Höflichkeit gedacht, denn die Frageformel; „'s gefällig (Was ist gefällig)?" schwebt stets auf ihren Lippen, so oft sie von der Frau vom Hause gerufen oder von sonst Jemandem angeredet werden. Im Hause hört auch die Eleganz und das Vornehmthun der Dienstmädchen auf, und anstatt im Hute, erscheinen sie mit den klappernden Holzschuhen, wenn sie sich daran begeben, die Stiegen mit Wasser und Sand von Oben bis Unten zu fegen. Ja, der Holzschuh, er gibt uns wenigstens eine Andeutung von der Möglichkeit einer Münsterländischen Nationaltracht.

*) Noch im Winter 18⁶¹/₆₂ wurde einem hochgestellten Beamten in Münster eine solche unliebsame Bescheerung zu Theil. Man fand nämlich auf der Steintreppe seines Wohnhauses ein ausgesetztes Kind, glücklicherweise noch ehe die Kälte es getödtet hatte.

XVIII.

Religiöses und Politisches. Conservativer Sinn des Münsterländers. Aechte Religiosität und Frommgläubigkeit. Toleranz im Verkehr mit Andersgläubigen. Ungerechte Beschuldigungen. Christliche Mildthätigkeit. Die Hülflosen-Anstalt und das Clemenshospital. Klösterliche Institute. Vermeintlicher Mangel an preußischem Patriotismus. Loyalität und monarchische Gesinnung. Politischer Standpunkt. Die „katholische Fraction". Das Verfahren der Regierung. Wohlbegründete Unzufriedenheit. Oesterreichische Sympathien? Dankbarkeit für die preußische Regierung. Großdeutsche Bestrebungen.

Wie bei Allem, was der Münsterländer beschließt und thut, der praktische Sinn, gepaart mit einem zähen, oftmals eigensinnigen Festhalten an dem Alten und Hergebrachten, dem gegenüber das Neue und Fremde sich noch nicht als bewährt erfunden hat, vorwaltet, das Gemüth und die Phantasie bei ihm demnach mehr in den Hintergrund treten und die Sucht nach Veränderung und Neugestaltung bei ihm so leicht nicht Platz greifen kann, so hat er sich auch in Sachen der Religion und der Politik einen Conservatismus behauptet, der ihn von den Bewohnern der übrigen Theile der Provinz Westfalen in mehr als einer Hinsicht auf das Vortheilhafteste auszeichnet.

Bekanntlich ist im Münsterlande seit dem Abschluß der schrecklichen Wiedertäufer-Periode (1535) das katholische Glaubensbekenntniß das vorherrschende. Die Stadt Münster selbst, mit einer Bevölkerung von mehr als 23,000 Seelen, zählt kaum etwas mehr als 2000 Protestanten und dies sind, außer einer verhältnißmäßig nur geringen Anzahl von ortseingesessenen Bürgern, meistens Civil- und Militärbeamte mit ihren Familienangehörigen. Von Schauder ergriffen über die Gräuel der Wiedertäufer, die durch ihre fanatischen Excesse und das Uebermaß ihrer Unsittlichkeit die blühende Stadt binnen zwei Jahren an den Rand des

Abgrundes gebracht und dem Volkswohlstand Wunden geschlagen hatten, die zu ihrer Heilung und Vernarbung einer sehr langen Zeit bedurften, waren die Münsteraner reuevoll zu ihrem alten katholischen Glauben zurückgekehrt und hielten unter allen folgenden Stürmen und Wechselfällen der Zeit mit um so größerer Ueberzeugungstreue und Innigkeit an demselben fest, als sie die für sie äußerst schmerzliche Erfahrung hatten machen müssen, daß man wohl den Ausgangspunkt, nicht aber den Endpunkt und das Ziel von Neuerungen zu bestimmen vermöge, die eine gegebene feste Grundlage verrücken und die Geister auf das Gebiet einer in ihren Resultaten unberechenbaren Skepsis führen. Den Münsteranern war eine harte Lehre gegeben, eine strenge Züchtigung zu Theil geworden; sie vergaßen derselben nimmer, und so ward die Ruthe, womit der Herr sie geschlagen hatte, für sie in That und Wahrheit ein Werkzeug des Segens und der Wohlfahrt. Dies war die Bedeutung jener furchtbaren Wiedertäufer-Katastrophe für Münster.

So hat sich denn im Laufe der Zeiten im Münsterlande jenes feste, innige und überzeugungstreue katholische Bewußtsein, jene rührende, aufopferungsfähige Anhänglichkeit an den katholischen Glauben ausgebildet und bis auf den heutigen Tag in stets wachsender Stärke erhalten, die wir dort in einem so hohen Grade achten und bewundern. In Sachen des Glaubens geht das Volk Hand in Hand mit dem reichen, erbgesessenen Adel und beide — Adel wie Volk — suchen sich im Wetteifer zu überbieten, wenn es gilt, für kirchliche oder mildthätige Institute Liebesgaben zu steuern. Dieses strengkatholische Denken und Leben erwirbt dem Münsterländer die Achtung nicht allein seiner

Glaubensgenossen, sondern auch derer, die, wenngleich in Sachen des Glaubens von ihm abweichend, dennoch den Werth ächter Religiosität und Frommgläubigkeit unbefangen zu schätzen wissen. Gerade in Folge dieser rühmenswerthen Eigenschaften ist der Münsterländer aber auch äußerst tolerant gegen Andersgläubige; er kennt im geschäftlichen und geselligen Verkehr mit seinen Mitbürgern keinen Unterschied der Confession und vielleicht nirgends anderswo in Preußen leben die Bekenner der verschiedenen religiösen Glaubensbekenntnisse so friedlich und harmlos nebeneinander, als gerade im Münsterlande. Schweres Unrecht begehen deshalb diejenigen protestantischen Schriftsteller, welche, wie der Pfarrer Albert Florschütz in Iserlohn in vielen Stellen seiner Schrift: „Die politischen und socialen Zustände der Provinz Westfalen während der Jahre 1848 bis 1858 (Elberfeld 1861)", sich erlaubt hat, durch eine gehässige, der Wahrheit nichts weniger als entsprechende Darstellung der politisch-religiösen Zustände Westfalens, wir wollen gerne glauben, gegen ihren Willen unnützen Anlaß zu unfruchtbaren Zänkereien und gegenseitigen Beschuldigungen geben*).

*) Man lese in der erwähnten Schrift (S. 8, 9, 10 und 11) beispielsweise nur die äußerst befangene und einseitige Darstellung, welche der Verfasser von der Entwickelung der von ihm also genannten „politisch-katholischen" Partei gibt. Ob derselbe Herr auch der Verfasser der von Zeit zu Zeit in der „Elberfelder Zeitung" und im „Frankfurter Journal" (das noch jüngsthin eine Reihe von gehässigen Artikeln mit der Ueberschrift „Die ultramontanen Wühlereien am Niederrhein" brachte) gegen die Katholiken in Westfalen und der Rheinprovinz vom Stapel laufenden Philippiken ist, wissen wir natürlich nicht.

Ein lebendiger Glaube ist stets auch die Quelle christlicher Mildthätigkeit und Opferfreudigkeit. Deshalb ist Münster so reich an Wohlthätigkeitsanstalten und religiösen Ordensinstituten. Von ersteren sei, außer der Hülflosen-Anstalt, nur noch des vortrefflich eingerichteten, unter der Leitung der barmherzigen Schwestern stehenden Clemens-Hospitals erwähnt, welches Kranken aller Confessionen gegen eine nur sehr geringe Vergütung oder auch ganz unentgeltlich die liebevollste Pflege angedeihen läßt. Ordensinstitute zählt man in Münster und der Vorstadt St. Mauritz elf, nämlich: die Jesuiten in zwei großen Häusern, einem Noviziate auf der sog. Friedrichsburg vor dem Aegidiithore, und einer Residenz mit schöner neuer Kirche an der Schützenstraße; Kapuziner vor dem Neuthore; Franziskaner vor dem Hörsterthore, mit einer Filiale in der Stadt; barmherzige Schwestern im Clemens-Hospitale; Clarissen auf dem Bispinghofe (künftig vor dem Aegidiithore); Frauen vom heiligen Herzen Jesu (im Kerkerinck'schen Hofe, künftig vor dem Neuthore in einem großartigen, „Marienthal“ genannten, gegenwärtig noch unvollendeten Hause); Krankenschwestern des heiligen Franciskus; Schwestern von der göttlichen Vorsehung; Salesianerinnen oder Schwestern von der Heimsuchung Mariä; endlich Schwestern vom guten Hirten — die letzten vier auf St. Mauritz, zum Theil in Häusern von staunenswerther Ausdehnung. Als sprechendes Zeichen des neuerstarkten kirchlichen Lebens verdient angemerkt zu werden, daß von diesen elf klösterlichen Instituten nicht weniger als neun seit dem für die katholische Kirche in Deutschland so gesegneten Jahre 1848 entstanden sind.

Außerdem haben in den übrigen Theilen der Diöcese Münster die Franziskaner der strengeren Observanz ein Kloster in Dorsten und ein solches in Warendorf, die Kapuziner ein Kloster in Werne, die Ursulinerinnen ein Kloster in Dorsten, die Schwestern Unserer lieben Frau ein solches in Coesfeld, die Schwestern vom Herzen Jesu in Warendorf und die Schwestern des dritten Ordens vom heiligen Franziskus zum heiligen Kreuze in Freckenhorst.

Es findet sich nun zu allen Zeiten und an allen Orten bestätigt, daß die religiöse Gesinnung und Ueberzeugung eines Volkes naturnothwendig auch auf die politischen Anschauungen desselben einen großen Einfluß übt, denn Religion und Politik stehen ja in steter Wechselwirkung zueinander und die Interessen der letzteren sind wesentlich bedingt durch das Verhältniß, worin sie zu denen der ersteren stehen. Darum kann es den Unbefangenen nicht im Geringsten Wunder nehmen, wenn das katholische Münsterland, dessen letzter Fürstbischof Maximilian Franz, zugleich Kurfürst von Köln, ebenso wie dessen erwählter, aber wegen der mittlerweile erfolgten Säcularisation nicht zur Regierung gelangte Nachfolger, Anton Victor, dem katholischen Kaiserhause Oesterreichs entstammten, die durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verfügte Einverleibung des Hochstiftes Münster in das unter dem Scepter eines protestantischen Königs stehende preußische Gebiet gerade nicht mit jauchzender Freude aufnahm. Die Einziehung bisher geistlicher Güter zu Gunsten eines weltlichen Besitzers und die Bestimmung derselben zu profanen Zwecken mußte auf den frommen Sinn des katholischen Münsterländers einen äußerst ungünstigen Eindruck machen und konnte natürlich keine besondere Zuneigung

für die neue Regierung aufkommen lassen. Nichtsdestoweniger bewährte der Münsterländer auch unter dem preußischen Regiment, das bei ihm gerade nicht auf die schonendste und rücksichtsvollste Weise eingeführt wurde*), die ihm zur zweiten Natur gewordene Achtung für Ordnung und Recht; er documentirte in seinem politischen Verhalten seinen Conservativismus auch unter den veränderten, ihm nicht besonders behagenden Verhältnissen und der katholische Theil Westfalens zeichnete sich seitdem stets durch seine Loyalität und monarchische Gesinnung vor vielen andern Gegenden des Königreichs ehrenvoll aus. Mannhaft aber und entschieden bekennt der Münsterländer alle Zeit seine echt katholischen Grundsätze, so zur Zeit der traurigen „Kölner Wirren" und so neuerdings auch bei Gelegenheit der Anerkennung des zusammengeraubten „Königreiches Italien" von Seiten Preußens. Die Volksvertreter, welche das Münsterland nach Berlin schickt, gehören der Majorität nach stets zur katholischen Fraction oder, wie sie sich jetzt nennt, zur Fraction des Centrums.

*) Proben der Art und Weise, wie das preußische Regiment im Münsterlande eingeführt wurde, gibt Berghaus in seinem schon erwähnten Werk mehr als zur Genüge. Derselbe kann aber als ein um so unverdächtigerer Zeuge angeführt werden, da man ihm eine besondere Vorliebe für die frühere Regierung nicht zum Vorwurf machen kann. Auch Levin Schücking erzählt Einiges hiervon (Eisenbahnfahrt ꝛc.); so das Verfahren der Regierung in dem Inquisitionsprozeß gegen den Domvicar Becker (der 1814 in Dürftigkeit in Höxter starb), und das Verhalten des Generals Blücher und des Oberkammerpräsidenten von Stein den beiden Domherren von K. und v. B. gegenüber, die von zwei jungen Lieutenants nicht allein äußerst brutal behandelt, sondern auch noch zum Duell gefordert worden waren.

Die Mitglieder dieser Fraction zählen, wie Niemand in Abrede wird stellen wollen, zu den unabhängigsten, freimüthigsten und gesinnungstüchtigsten Männern des preußischen Abgeordnetenhauses. So aufrichtig und unerschrocken sie unter dem Ministerium Manteuffel der Regierung gegenübertraten, so wacker halten sie sich gegenwärtig im parlamentarischen Gefechte mit der fortschrittsparteilichen Majorität des Abgeordnetenhauses. Ebensowenig hat sich diese Fraction von dem Terrorismus der großen Masse des unselbstständigen Volkes jemals einschüchtern lassen und stets nur, unbekümmert um das Hosianna oder Kreuzige der Menge, der Stimme ihres eigenen Gewissens Gehör geschenkt. Diese Stimme aber gebot den katholischen Vertretern des Münsterlandes in neuester Zeit, nunmehr ebenso laut und entschieden gegen eine Ueberbürdung des Volkes mit Steuern und Abgaben und gegen die mit den Steuerkräften des Landes in grellem Widerspruch stehenden Forderungen für das Heer Protest zu erheben, als einmüthig und unerschrocken gegen die von der Majorität des Hauses der Regierung angesonnene Annexionspolitik à la Cavour sich auszusprechen. Das Verhalten der Mitglieder der katholischen Fraction ist ebenso correct und folgerichtig, als es das Verhalten des von ihnen vertretenen Theiles des preußischen Volkes selbst ist.

Protestantische Schriftsteller und specifisch schwarz-weiße Patrioten haben dem Münsterländer Mangel an preußischer Vaterlandsliebe vorgeworfen, weil derselbe als seiner Kirche treu ergebener Sohn mit der inneren Politik der Berliner Regierung nicht allezeit einverstanden ist und namentlich den Standpunkt, den man in Berlin in Angelegenheiten des katholisch-kirchlichen Lebens einnimmt,

nicht durchweg zu billigen vermag. Dieser Vorwurf ist indessen ebenso leichtsinnig als unbegründet, denn wenn man in Berlin in vielen Fällen Ursache zu haben glaubt, mit dem Münsterländer wegen des nur sehr mäßigen Beifalles, den er dem Benehmen der Regierung schenkt, unzufrieden sein zu dürfen, so fällt die Schuld hieran lediglich auf die Regierung selbst zurück und erinnern wir beispielsweise nur an die überaus magere Ausstattung der Akademie zu Münster, an das schon Jahre lang fortgesetzte fruchtlose Petitioniren des westfälischen Provinzial-Landtages um die Erweiterung dieser Akademie zu einer Universität und an die neuerdings wieder so lebhaft in Anregung gebrachte Paritätsfrage. Man erzählt sich in Münster, der dortige reiche Akademiefonds werde zum größeren Theil für die paritätisch sein sollende Universität zu Bonn verwendet. Wie verhält es sich aber, von allem Anderen abgesehen, mit dieser Parität der Universität zu Bonn? Die desfalls erhobenen Klagen und Proteste sind zu bekannt, um hier noch näher darauf eingehen zu müssen. Und weiter: welche Antwort gab die preußische Regierung auf die von dem gesammten preußischen Episkopat vor einigen Jahren bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten, gegenwärtigen König Wilhelm I., zu Gunsten des heiligen Vaters Pius IX. eingereichte Adresse? Gar keine oder vielmehr eine sehr deutliche Antwort: im Sommer 1862 nämlich ließ Preußen dem s. g. Königreich Italien, das die dem Papste schmachvoll entrissenen Provinzen umfaßt, seine Anerkennung zu Theil werden. Dabei aber verlangt man noch, die in ihren heiligen Gefühlen so schwer gekränkten Katholiken Westfalens sollten Loyalitäts-Adressen nach Berlin senden!

Auch österreichischer Sympathien beschuldigt man den Adel und das Volk im Münsterlande*). Abgesehen davon,

*) Das Stärkste in dieser Hinsicht leistet auch hier wiederum Herr Pfarrer Albert Florschütz in Iserlohn, wenn er in seiner Schrift „Politische und sociale Zustände ꝛc.“ (S. 52 und 53) vom katholischen Adel Westfalens sagt: — — — „Dabei darf es freilich nicht unerwähnt bleiben, daß leider noch immer einzelne Glieder des katholischen Adels in dem österreichischen Heere Dienste suchen. Unter Oesterreichs Fahnen stehen eine Anzahl von Söhnen des westfälischen Preußenlandes, eine auffällige und betrübende Erscheinung für den treuen Patrioten, dem es erinnerlich ist, welche Stellung jener Kaiserstaat stets gegen Preußen eingenommen hat und wie es [wer?] sich gegenwärtig dagegen [wogegen?] stellt. Diese Erscheinung sucht aber nirgends anders ihren Grund, als in der ultramontanen Abneigung katholischer Unduldsamkeit gegen den evangelischen Landesfürsten. Sie beruht auf demselben eifernden Fanatismus, der jene Familien in neuester Zeit wiederum veranlaßt hat, mit großen Opfern neue Klöster, Convente und geistliche Collegien in der Provinz zu stiften und mit ihren eigenen Söhnen und Töchtern auszustatten. So demüthig sie ihr Haupt vor ihrem Bischof beugen, so stolz und trotzig können sie es gegen ihren Landesfürsten erheben; davon haben die erzbischöflichen Streitigkeiten den klaren Beweis geliefert. Ihre Vaterlandsliebe, die sie an Preußen binden sollte, scheint noch nicht bis an den Höhepunkt ihrer altkatholischen Sympathien hinangewachsen zu sein.“ — Bei der Lectüre dieser Stelle kann man im Zweifel sein, ob der Verfasser das, was er schreibt, wirklich für wahr hält und also eine bei einem studirten Manne sehr in Verwunderung setzende Ignoranz an den Tag legt, oder ob ihn der Geist des protestantischen Zelotismus verführt hat, seinen Lesern Dichtung für Wahrheit zu bieten. Ist denn Oesterreich der Erbfeind Deutschlands und Preußens, daß es den katholischen Söhnen des letzteren verboten sein sollte, unter seinen Fahnen zu dienen? Bekannt ist indessen, daß eine große Anzahl Preußen, die weder Westfalen noch Katholiken sind, in Oesterreich auch außerhalb der Armee ehrenvolle Stellungen be-

daß man einem ganzen Volksstamme ebensowenig wie dem einzelnen Manne seine Sympathien oder Antipathien jemals zu einem Vorwurf stempeln kann, hat es mit diesen Sympathien auch eine ganz andere Bewandtniß, als die par excellence schwarz-weißen Patrioten in ihrem Verdächtigungseifer glauben machen wollen. Bereits weiter oben haben wir angedeutet, mit welcher Pietät der Alt-Münsteraner noch der Zeiten gedenkt, da das Land unter dem patriarchalischen Regiment des Krummstabes stand. Daß dabei das Andenken an seine Regenten aus dem katholischen Hause Oesterreichs in seinem Herzen noch so fest wurzelt, kann nicht auffallen, wenn man erwägt, daß dieselben die fast durch ein ganzes Jahrtausend ununterbrochen sich hinziehende Reihe der Bischöfe schlossen, welche als reichsunmittelbare, souveräne Herrscher mit ihrem Volke Freud' und Leid, Glück und Trübsal getheilt und von denen viele um die Hebung des Wohles der Stadt und ihrer Bewohner sich unsterbliche Verdienste erworben hatten. Um so greller mußte der Contrast sich gestalten, als nach der erfolgten Einverleibung des Landes in das Königreich Preußen bis dahin unbekannte, fremde Elemente in Regierung und Verwaltung, im öffentlichen und Privatleben des Volkes zu dominiren begannen, und bereits haben wir erwähnt, daß bei der Besitzergreifung und Umformung des neuen Gebietes durch Preußen gerade nicht mit der humansten Rücksichtsnahme auf die bestehenden Zustände und der zartesten Schonung der Volksstimmung verfahren wurde. Von da an bis auf den heutigen Tag — so

---

kleiden. Uebrigens hat der Verfasser s. Z. eine derbe Abfertigung im „Westfälischen Merkur" gefunden.

scheint es fast — hat man in Berlin den Sympathien oder Antipathien, der günstigen oder ungünstigen Stimmung des katholischen Volkes in Westfalen keinen allzugroßen Werth beigelegt und sich deshalb bei der Wahl der Mittel, die man anwendete, um den beiden westlichen Provinzen, Westfalen und den Rheinlanden, den Segen und die Wohlthaten, die ihnen unter dem preußischen Scepter zu Theil geworden sind, klar zu machen, manchen Mißgriff zu Schulden kommen lassen; es hätte sich sonst gar Manches anders gestaltet, als es heute ist.

Der Münsterländer ist ein loyaler Staatsbürger. Nie verleugnet er sein auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtetes Bestreben; den Verlockungen politischer Schwärmer und neuerungssüchtiger Demagogen leiht er kein Ohr. Er weiß deshalb auch die Verdienste, welche sich die Regierung um das Wohl seines Landes erworben hat, indem sie für die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse sorgte, die Entwickelung des Handels und der Industrie nach Kräften förderte, durch den Bau von Eisenbahnen die Provinz dem weiteren Weltverkehr erschloß u. s. w., gebührend zu würdigen und dankbar anzuerkennen. Hatte die große Aufgeregtheit in den katholischen Gemüthern während der letzten Lebensjahre des Königs Friedrich Wilhelm III. in Folge des Streites mit dem Erzbischof von Köln eine tiefe Erbitterung gegen die damalige Regierung hervorgerufen, so war dieselbe ziemlich verschwunden, als König Friedrich Wilhelm IV. diesem Conflict durch ein Uebereinkommen mit dem standhaften Kirchenfürsten ein Ende machte; an den Huldigungsfeierlichkeiten im October 1840 hatte sich der katholische Adel Westfalens sehr zahlreich betheiligt. Die demokratischen Umtriebe des Jahres 1848

fanden im katholischen Westfalen unter der besitzenden Klasse der Bevölkerung durchaus keinen Anklang, am wenigsten auf dem flachen Lande, denn dort ist der Bauer durch und durch conservativ und namentlich gegen Alles eingenommen, was ihn im ruhigen Besitze seines Eigenthums stört. Vor Gräuelscenen, wie sie damals zu Iserlohn, Hagen und an anderen Orten Westfalens sich zutrugen, blieb deshalb das Münsterland verschont. Zwar wurde in dem genannten Sturmjahr in Münster ein Demokratencongreß abgehalten, der ziemlich unheilvolle Beschlüsse gefaßt haben soll, allein der Kern der Bürgerschaft blieb solchem Treiben fremd. Wenn wir später, d. h. unter dem Ministerium Manteuffel, in der „Landraths-Kammer“ die katholischen Abgeordneten Westfalens im Verein mit den übrigen Mitgliedern der katholischen Fraction in den Reihen der Opposition erblicken, so galt dieser Kampf nur einem von diesem Ministerium zur höchsten Blüthe gebrachten unheilvollen System, unter dessen Druck gerade die Katholiken am meisten zu leiden hatten. Als nach der dreijährigen Dauer der „neuen Aera“, während welcher der Patriotismus in Preußen epidemisch geworden war, und nach mehrfachen Kabinetsmodificationen im Frühjahr 1862 ein conservatives Ministerium gebildet wurde, glaubte man im Münsterland sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, das neue Kabinet werde im richtigen Verständniß der naturgemäßen Stellung Preußens im deutschen Bunde und zu den übrigen Großmächten eine, den Bedürfnissen, der Größe und der Bedeutung des Königreiches, sowie der Leistungsfähigkeit des Volkes allein entsprechende, gesunde Politik einschlagen und von den staatsmännischen Theorien, wie sie einerseits Waldeck, der Sohn der Stadt Münster

und angesehenster Führer der Fortschrittspartei, andererseits Georg von Vincke, das bis noch vor kurzer Zeit so hochangesehene Haupt der Altliberalen, auf der parlamentarischen Tribüne bis dahin in zahllosen Reden entwickelt hatten, vollständigen Umgang nehmen. So ward das neue Ministerium von den loyalen Bewohnern des Münsterlandes mit Freuden begrüßt; aber nicht lange sollte sich das arglose Volk in seiner Täuschung wiegen. Dasselbe Ministerium, das wegen seiner inneren Politik mit der aus dem Liberalismus der „neuen Aera" hervorgegangenen, das Abgeordnetenhaus dominirenden Fortschrittspartei bereits in dem heftigsten Kampfe lag, ließ sich von derselben Fortschritts-Majorität wegen der Anerkennung Italiens und des Abschlusses des preußisch-französischen Handelsvertrages eine Indemnitätsbill votiren. Angesichts solcher Vorgänge konnte es der Fraction des Centrums nicht länger mehr zweifelhaft sein, welche Stellung sie in Betreff der zwei brennendsten Fragen der inneren Politik — der neuen Heeresorganisation und des Militärbudgets — der Regierung gegenüber einzunehmen hätte, und so sehen wir denn heute die katholischen Abgeordneten in diesen zwei wichtigsten aller inneren Angelegenheiten in prinzipieller Uebereinstimmung mit der Majorität des Abgeordnetenhauses und der weitaus überwiegenden Mehrheit des gesammten preußischen Volkes.

Während in Berlin der Kampf zwischen der Regierung und der Volksvertretung auf beiden Seiten bereits bis zu einem hohen Grade der Erbitterung gediehen war, — ein Kampf, der bis zu diesem Augenblicke auch noch nicht die geringste Hoffnung für einen beide Theile zufrieden stellenden glücklichen Ausgang bietet — traten im Monat

October 1862 ein halbes Tausend patriotisch gesinnter deutscher Männer in Frankfurt am Main zusammen, um die große Frage in Berathung zu ziehen, wie die dem gesammten deutschen Vaterlande in Folge seiner inneren Zerrissenheit und Parteispaltung von allen Seiten drohenden ernsten Gefahren zu beschwören und eine Einigung aller deutschen Stämme auf der Grundlage gemeinsamer Interessen und zum Zwecke einer Stärkung und Kräftigung All-Deutschlands zu erstreben sei, nach Innen durch die Anbahnung zeitgemäßer, dem berechtigten Fortschrittsdrang entsprechender Reformen, nach Außen durch die Verwirklichung der Idee einer, dem eifersüchtigen, schadenfrohen Ausland imponirenden Machtstellung eines Volkes, das sich seiner Stärke und seines auf diese gegründeten Ranges unter den Völkern Europa's bewußt ist. Das katholische Westfalen war auf dieser Frankfurter Versammlung der Großdeutschen durch den Grafen von Westfalen auf Laer bei Meschede, Baron von Wendt auf Schellenstein und den Pfarrer Dr. Michelis aus Albachten bei Münster vertreten. Was damals in Frankfurt sich als der Ausdruck der Gesinnung dieser fünfhundert deutschen Männer erwies, lebte schon längst in den Herzen und Gedanken aller treuen Westfalen, die ihr großes deutsches Gesammtvaterland nicht minder lieben als den Theil dieses Ganzen, der sich Preußen nennt, und dem Ganzen durch die Eintracht seiner Glieder dieselbe hohe Stellung in der europäischen Völkerfamilie angewiesen sehen wollen, welche Preußen — eines dieser Glieder — mit Fug und Recht im deutschen Bunde einnimmt. Deshalb mußte die Idee, die von Frankfurt ausging, auch in Westfalen Wurzel fassen — und sie hat Wurzel gefaßt. Der Keim hat sich bereits entwickelt und

seine Entwickelung berechtigt zu der Hoffnung, daß eine starke deutsche Eiche aus ihm emporwachsen werde.

Nicht aber die Provinzialhauptstadt Münster, sondern Paderborn war berufen, den Ruf nach Einigung aller großdeutschen Elemente Westfalens aus seinen Mauern erschallen zu lassen. Dort nämlich hielten am 27. Januar dieses Jahres nahe an hundert Männer aus allen Classen der Bevölkerung — Mitglieder des hohen Adels, Geistliche, Beamte, Industrielle, Handwerker und Landwirthe — eine großdeutsche Versammlung und unterzeichneten eine Erklärung, worin es u. A. heißt:

„Der unselige Gedanke, die deutsche Frage durch Ausschluß der österreichischdeutschen Länder und durch die gewaltsame Centralisirung der übrigen unter preußischer Spitze lösen zu wollen, mußte bisher vor der Rechtsachtung unserer Staatsregierung und vor dem lauten Widerspruch des deutschen Volkes zurücktreten.

„Aber schon hat der gelindere Versuch, im Wege diplomatischer Verhandlung die Idee eines engeren Bundes unter preußischer Hegemonie zur Durchführung zu bringen, zu einer immer größeren Isolirung Preußens in Deutschland geführt, und die Versuchung heraufbeschworen, uralte historische Bande zu lösen, um als Einzelstaat die preußische Machtstellung durch das unsichere Surrogat äußerer Allianzen zu mehren und neu zu befestigen.

„Keiner der deutschen Staaten kann eine Bahn politischer Entwickelung verfolgen, die nicht im Dienste jener großen weltgeschichtlichen Mission steht, welche die Vorsehung dem gesammten deutschen Volke unter den Völkern Europa's zugewiesen hat, ohne damit sich selbst untreu zu werden, und einen verhängnißvollen Bruch mit der Geschichte zu

vollziehen. Vor allen ist dies Gesetz den beiden deutschen Großmächten vorgeschrieben. Ihre gründliche Verständigung ist eine historische Nothwendigkeit, die Einigung der deutschen Fürsten, die sie als eine heilige Pflicht dem deutschen Volke schulden, ist für sie selbst eine Lebensfrage geworden. Das ureigne im deutschen Volk mit neuer Kraft erwachende Bewußtsein nationaler Einheit muß seine Befriedigung finden.

„Der deutsche Reformverein, aus diesem berechtigten Verlangen des Volkes hervorgehend, maßt es sich nicht an, ein neues deutsches Reich mit dem alten Glanz seiner Kaiserkrone schaffen zu wollen. Er bescheidet sich, der Entwickelung der Geschichte dienstbar zu sein, und, indem er die Fahne des „ganzen Deutschlands" hochhält und gegen die revolutionäre Lösung der deutschen Frage protestirt, einer friedlichen Entfaltung der deutschen Zustände aus ihrer Zerrissenheit zu einer immer fortschreitenden lebendigeren Einigung bis zur Vollendung des deutschen Reichs der Zukunft nach Kräften die Wege zu bahnen.

„Ausgehend von der Grundlage der bestehenden Bundesverfassung, aber gleichzeitig die Reform derselben als dringendes und unabweisliches Bedürfniß bezeichnend, erstrebt der deutsche Reformverein als nächstes Ziel eine stärkere Einigung der Gesammtheit ohne die Mannigfaltigkeit selbstständiger Gliederung zu vernichten, einen straffen einheitlichen Organismus im Collegium der Fürsten, und eine frei organisirte Vertretung des deutschen Volkes, vor Allem aber die gerechte Ausgleichung der bestehenden Machtverhältnisse der einzelnen Bundesstaaten mit dem gesetzlichen Einfluß und Gewicht ihrer Stimmen; eine Ausgleichung, die insbesondere auch den Interessen der beiden deutschen

Großmächte volle Rechnung trägt. Hier, und nur auf diesem deutschen Boden, kann auch Preußens Macht und Ehre zu ruhmreichster Entwickelung sich entfalten. Kein Deutschland ohne Preußen, aber auch kein Preußen ohne Deutschland!

„Unbeirrt von jenen falschen Traditionen, die sich von einer feindseligen Eifersucht gegen Oesterreich nähren, können westfälische Herzen sich noch zu der frohen Hoffnung erheben, daß Preußen und Oesterreich sich in naher Zukunft die Hände reichen werden, um das große Werk der deutschen Einigung, wozu sie vor Allem die Vorsehung berufen hat, zu einem heil- und segensreichen Ende zu führen. In dem beiderseitigen Wahlspruch Hohenzollerns und Habsburgs liegt das Loos, aber, so Gott will, auch das Programm der deutschen Zukunft ausgesprochen:

„Suum cuique! Unitis viribus!"

XIX.

Die ländliche Bevölkerung. Einfluß des vermehrten Wohlstandes auf Sitten und Lebensweise. Gastfreundlichkeit und Wohlthätigkeitssinn. — Ein Besuch auf einem westfälischen Schulzenhof: Eichenhain, Busch und Saatgefild. Der Schulzenhof und der Hofschulze. Kapelle und Schulgebäude. Küche, Tenne und Wohnzimmer. Nachmittags-Kaffee. Ein Inspections-Rundgang. Auf dem Kamp. Salve-Regina-Andacht. Souper. Rückfahrt nach der Bahnstation. Sonst und Jetzt.

Die Bewohner der kleinen Städte im Münsterland treiben vorwiegend Ackerbau und tragen letztere deshalb, obgleich ihnen in Anbetracht alter Berechtigung und ihrer inneren Geschlossenheit die Bezeichnung als Stadt nicht streitig gemacht werden kann, meistens nur den Charakter

größerer Marktflecken und Dörfer. Ihre Bewohner erfreuen sich im Allgemeinen eines soliden Wohlstandes, doch haben die vielfachen günstigen Verhältnisse, welche im Verlaufe der letztverflossenen Jahrzehnte diesen Wohlstand geschaffen oder den bereits vorhandenen wesentlich erhöht und vermehrt haben, auf Gewohnheit, Sitte und Lebensweise im Ganzen nur einen geringen Einfluß geübt. Die alte Einfachheit und Schlichtheit hat sich überall so ziemlich erhalten, mit Ausnahme etwa derjenigen Orte, welche an oder in der Nähe der Eisenbahn liegen. Anders verhält es sich aber bei der eigentlichen ländlichen Bevölkerung; hier hat die Vermehrung des Wohlstandes allerdings bedeutende und wesentliche Umgestaltungen hervorgerufen und auf die Veränderung der Sitten und Lebensweise mächtig eingewirkt*).

Es kann dem westfälischen Landmann gewiß nicht zum Schlimmen gedeutet werden, wenn er den Segen seiner fruchtbaren Aecker, seiner sorgfältig cultivirten Wiesen und Weiden, der ihm in einer Reihe von Jahren als Frucht und Belohnung seines saueren Fleißes und seiner schweren Mühen zu Theil geworden, auch genießen und in und außer seinem Hause jene trauliche Behaglichkeit, jenen bescheidenen Comfort nicht länger vermissen will, die in den Wohnungen der städtischen Bevölkerung kennen zu lernen

*) Die schon mehr erwähnte Schrift: „Die politischen und socialen Zustände der Provinz Westfalen ꝛc." gibt da, wo ihr Verfasser nicht in Versuchung gerathen kann, durch seine protestantische Voreingenommenheit und Befangenheit in seinem Urtheil sich irre führen zu lassen, sehr schätzenswerthe Aufschlüsse und Mittheilungen, und deshalb glauben wir auf das achte Kapitel derselben, welches von den bäuerlichen Verhältnissen und der Landwirthschaft handelt (S. 102—136), hinweisen zu dürfen.

er zeitweilig Gelegenheit hat. Wenn er die altmodische Strohdecke von seinem Hause entfernt und das Dachgerippe mit rothen Ziegeln, anstatt des feuergefährlichen Strohes, bekleidet; wenn er seinem Hause durch eine weiße, rothe oder gelbliche Kalktünche ein heiteres, wohlthuendes Aussehen verleiht, spiegelblanke Glasscheiben einsetzt und für die Rahmen und Läden der Fenster eine grüne oder hellbraune Oelfarbe wählt; wenn er für die Reinlichkeit der Straßen seines Dorfes durch die Herstellung eines guten Pflasters und zweckmäßiger Wasserrinnen, den Häusern entlang, für die Ausstattung der Dorfschule und für die Befriedigung so mancherlei anderer Communalbedürfnisse, das Seinige nach Kräften redlich geleistet hat — warum sollte er alsdann von seinem Reichthum nicht auch Einiges für den Schmuck seiner Wohnzimmer, für den Putz seiner Frau und seiner Töchter und für so manchen bescheidenen Genuß, den er sich selbst gönnt, verwenden dürfen? Es ist ja überhaupt nicht mehr als recht und billig, daß der Landmann an den Stadtbewohner, der ihm sein Getreide, sein Schlachtvieh, seine Butter, Milch, Eier und übrigen ländlichen Produkte für schweres Geld abkauft, einen Theil seines Reichthums wieder zurückfließen und auf diese Weise eine Ausgleichung zu Gunsten beider stattfinden läßt. So entspricht der Landmann, sich selbst unbewußt, einer gerechten Forderung der auf gesunden Principien basirten Volkswirthschaft und nur dann, wenn der bäuerliche Comfort die ihm gesteckten Grenzen überschreitet und die Dimensionen eines den häuslichen Wohlstand und die alte fromme Zucht gefährdenden Luxus anzunehmen droht, hat der Sittenprediger ein Recht, seine warnende und strafende Stimme vernehmen zu lassen. Allerdings mag dieser be-

reits hin und wieder im Münsterlande hierzu die beste Veranlassung haben, im Ganzen aber bürgt der gesunde und praktische Sinn des Landmannes dafür, daß die ausgesprochene Befürchtung sich nicht allzu leicht bewahrheiten wird.

Den ersten Rang unter den westfälischen Landwirthen nimmt der Besitzer eines Hofgutes von größerer Ausdehnung und unter diesen wieder der Eigenthümer eines Schulzenhofes, der Hofschulze, ein. Immermann hat bekanntlich in seinem Roman: „Münchhausen", einen solchen Hofschulzen, wie auch das Leben und Treiben auf einem Schulzenhofe auf eine sehr anziehende und spannende Weise beschrieben; indessen möchten die einzelnen Züge und Striche des Immermann'schen Gemäldes, welchem Levin Schücking in Betreff der geschilderten Sitten und Gebräuche bei verschiedenen Gelegenheiten (wie Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe 2c.) vollständige Wahrheitstreue nicht zuerkennen will, heute nicht mehr so ganz zutreffend sein, als sie es damals waren, denn seit jener Zeit ist gar Manches anders geworden, obgleich die Grundfarbe des Bildes dieselbe geblieben ist. Die alte patriarchalische Einfachheit ist vielfach verwischt und hat einer gewissen Vornehmheit Platz gemacht, die in Folge einer fortschreitenden Verfeinerung der Sitten und der Lebensweise sich nothwendig einstellen mußte. Heute wie damals aber zieren den reichen westfälischen Landmann noch immer zwei rühmliche Eigenschaften: seine Gastfreundlichkeit und sein Wohlthätigkeitssinn. Der Fremde ist ihm auf seinem, oft sehr einsam gelegenen Hofe stets willkommen und dem Gaste zu Ehren wird Alles aufgeboten, was Küche und Keller vermögen. Wenn es aber gilt, die Ausführung irgend eines Werkes für mildthätige,

kirchliche oder gemeinnützige Zwecke zu ermöglichen, ist der begüterte Landmann alle Zeit bereit, seine oft nicht unbeträchtliche Gabe zu spenden, ohne sich lange darum bitten zu lassen. Anstatt uns jedoch hier in einer trockenen Auseinandersetzung zu ergehen, ersuchen wir den Leser, uns auf einem Ausfluge nach einem westfälischen Schulzenhof zu begleiten, und nehmen seine freundliche Nachsicht in Anspruch, wenn er vielleicht Grund für die Annahme zu haben glaubt, unser Bild sei mit etwas zu günstigen Farben gemalt — wir vermeinten aber, des Guten lieber zu viel als zu wenig thun zu dürfen.

Der Weg rechts von der Landstraße führt uns in einen prachtvollen Eichenhain. Ein leichter Windstoß schüttelt die dichtbelaubten Aeste und Wipfel und entlockt ihnen geheimnißvolle Töne wie Klänge der Aeolsharfe, die leise und zitternd in dem Aether verhallen. Es wird uns seltsam zu Muthe unter diesen Riesenbäumen, die vielleicht schon ein Jahrtausend an sich vorübergehen sahen. Das tiefe, feierliche Schweigen der Natur, nur zeitweilig unterbrochen durch das Rauschen des Laubwerkes und den Lockruf irgend eines Waldvogels, weckt in uns jene ernste, beschauliche Stimmung, in der wir uns so gerne in süße, phantastische Traumbilder verlieren. Die Gegenwart entrückt uns für wenige Augenblicke und statt ihrer tauchen Bilder aus der grauen Vorzeit vor unserem inneren Gesichte auf. Jene knorrigen, stämmigen Eichen, waren sie nicht vielleicht noch kleine, zarte Pflänzchen, als Varus mit seinen Legionen durch diese Gegend vom Rheine zur Weser zog? Drang nicht vielleicht Arminius mit seinen Cheruskerschaaren racheschnaubend durch diesen Wald, um den Todfeind der Germanen zu ereilen und zu vernichten? Was

bedeutet wohl jener Steinhaufen auf dem eingefallenen, kaum noch bemerkbaren kleinen Erdhügel? Es sind — so sagt dir eine innere Stimme — die Trümmer eines Altars, auf welchem ein Sohn des Cheruskervolkes das Leben eines gefangenen, tausendfach gemarterten Römers den erzürnten heimischen Göttern zum Opfer brachte, und noch glaubst du die schaurigen Worte: „Nun zische, Natter!“ zu hören, die jener Germane in seiner Wuth dem verhaßten römischen Sachwalter zurief, während er ihm die durch Nadelstiche zerfetzte Zunge aus dem Halse riß. Der Erdhügel unter dem Trümmerhaufen deckt — so versichert dich dieselbe Stimme — die Gebeine des unglücklichen Opfers germanischer Rache.

Viele Pfade führen zu beiden Seiten des Hauptweges in den Wald hinein; wir aber folgen dem letztern und gelangen nach einer Biegung des Weges in eine mit niedrigem Buschwerk, aus dem nur hier und da ein alter Weidenstamm emporragt, bedeckte Haidenfläche. Mit der Scenerie wechselt auch der Eindruck, den die Landschaft auf dich macht. Statt des Rauschens der Eichenwipfel begrüßt dich ein hundertstimmiger Chor aus Nachtigallenkehlen, denn in den Büschen Westfalens fühlt sich die Königin der befiederten Natursängerinnen ganz besonders heimisch und wohl. In zahllosen Schaaren kehrt sie mit dem Erwachen des Frühlings aus dem Süden dorthin zurück. Das Volk weiß dem kleinen liebenswürdigen Geschöpfe für seine Zutraulichkeit herzigen Dank, es gönnt und schützt ihm seine Freiheit und nirgends in Westfalen haben wir gesehen, daß eine Nachtigall hinter dem Gitter eines engen Käfigs ihr kurzes, liederreiches Leben hätte verbringen müssen. Um aber keines Anachronismus be-

schuldigt zu werden, bemerken wir, daß wir zu unserem Ausfluge einen der in Westfalen freilich seltenen herrlichen Nachmittage im Monat Mai gewählt haben, an welchen der kalte, übelriechende Haarrauch — jene Landplage der ganzen Gegend — sich noch nicht eingestellt hat, die Sonne vielmehr rein und klar am blauen Himmelszelte steht und Philomele aufmuntert, den einsamen Wanderer die schönsten ihrer Lieder hören zu lassen. Noch eine kleine Weile und der Busch tritt vor einem lang sich hinstreckenden grünen Saatgefilde zurück. Gewahrst du dort, über die Spitzen der bereits zu ansehnlicher Höhe gediehenen Halme hin, die unzählig wie die Sterne am Himmel und die Tropfen im Meere dem schwarzen, fruchtbaren Boden entsteigen, das Thürmchen, das so keck über Baum und Busch sich emporreckt? Es erhebt sich aus dem Dache einer kleinen Kapelle, die der fromme Sinn der Besitzer der umliegenden Höfe erbaut hat, um ihren Angehörigen und Dienstboten bei der weiten Entfernung vom nächsten Pfarrdorfe es möglich zu machen, auch an Wochentagen ihr Morgen- und Abendgebet an heiliger Stätte verrichten zu können. An Sonn- und Festtagen freilich dürfen sie, um dem Gottesdienste beizuwohnen, den oft mehr als eine Stunde betragenden Weg zur Pfarrkirche nicht scheuen, mag das Wetter auch noch so schlecht und unfreundlich sein, denn nur an einigen bestimmten Tagen des Jahres liest der im Dorfe wohnende Vicar in der Kapelle ein feierliches, mit Predigt verbundenes Hochamt oder auch nur eine stille heilige Messe.

Wir sind am Ziele unserer Wanderung angelangt. Durch das frische, grüne Laubwerk kräftiger, stämmiger Eichen, die wie ein schirmender Wall die Hofgebäude

umstehen, blinken freundlich die rothen Ziegeldächer der letzteren. Etwas abseits vom Wohnhause des Besitzers liegt das kleine Gotteshaus, dessen Thürmchen wir schon von weitem erblickten; an die Kapelle stößt das Schulgebäude, worin ein von den Gutsbesitzern der Umgegend angestellter Lehrer seine ständige Wohnung hat und die lernbegierige Jugend des ganzen Bezirks — „Bauernschaft" genannt — in den Anfangsgründen der Wissenschaft unterrichtet. Ein großer Bullenbeißer hat bei unserem Nahen sein Wächterhäuschen verlassen, zerrt ungeduldig an seiner langen Kette und benachrichtigt durch sein Gebell den Hofherrn von der Ankunft fremder Gäste. Kaum ist dieser unserer ansichtig geworden, so eilt er auf uns zu, heißt uns unter herzlichem Händedruck willkommen und führt uns unter sein Dach, um uns sofort sämmtlichen, im Hause gerade anwesenden Familiengliedern vorzustellen. Eine Hausflur hat das Gebäude nicht, wir sind vielmehr durch die Thür geraden Weges in die Küche getreten. Dieses im westfälischen Familienleben zu so mannigfachem Gebrauche dienenden Raumes haben wir bereits bei der Beschreibung eines Münster'schen Altbierlocals gedacht. Auf großen Gutshöfen hat die Küche so ziemlich dasselbe Aussehen und dieselbe Einrichtung, wie in den erwähnten Gebäulichkeiten in der Stadt, nur ist auf dem Lande ihre Bestimmung eine noch vielseitigere als in letzterer. Hier wie dort führt auf der einen Seite der Küche eine Treppe zu der Gallerie, auf welche sämmtliche Zimmer des oberen Stockes ausmünden; mehr als ein Stockwerk hat aber ein westfälischer Oekonomiehof nur selten. Auf der linken Seite führt eine Thüre zu den Ställen für das Kleinvieh: Schweine, Kälber 2c., rechts eine solche in die Tenne, deren unterer

Raum zu beiden Seiten in verschiedene Behälter getheilt ist, worin die heranwachsenden Fohlen untergebracht sind. Oberhalb dieser Behälter ist die Bühne, der Aufbewahrungsort für Stroh, Heu u. dergl.; außerdem finden sich noch eine Anzahl von Oekonomiegebäuden — wie Ställe für verschiedene andere Sorten und Gattungen nützlicher Hausthüre, Scheunen zum Unterbringen und Ausdreschen des Getreides, Schuppen mit offenem Durchgange, worin die Wagen, Pflüge 2c. ihren Platz finden, und Schlafräume für das Gesinde, — zerstreut in der Nähe des Wohnhauses und begrenzen den mit einer Thorfahrt versehenen großen Hofraum, auf welchem zahlreiche Schaaren von Hühnern und Gänsen sich ihres Lebens freuen.

Im Hintergrunde der Küche, dem Eingange gegenüber, führen mehrere Thüren zu den Wohnzimmern der Familie. Du überschreitest die Schwelle und staunest über die Pracht und Eleganz, die dich rings umgibt. Tische, Stühle, Sessel, Sophas und Schreibpult sind aus den besten Holzarten und nach dem neuesten Geschmacke elegant und dauerhaft gefertigt; schwere Vorhänge dämpfen das grelle Tageslicht und auf verschiedenen Tischchen, Consolen und Etagèren stehen und liegen alle die neumodischen, allerliebsten Kleinigkeiten, die man Nippsachen nennt. Zwischen zwei Fenstern prangt ein großer Spiegel in breitem Goldrahmen, und in einer Ecke des Zimmers findest du den Deckel eines Fortepiano zurückgeschlagen, dessen glänzendes Aeußere allein schon auf einen hohen Ankaufspreis schließen läßt. Deine Finger gleiten über die Tasten hin, der Ton ist rein, voll und klar; du blätterst in dem aufgestapelten Musikalienvorrath und dein Auge begegnet den Titeln der neuesten Clavierstücke: Ouvertüren, Arien, Variationen und So-

naten; die bekanntesten und beliebtesten Tondichter sind in der umfangreichen Mappe durch ihre Werke vertreten.

Eine Tochter des Hauses hat unterdessen den Kaffee aufgetragen und ladet uns artig zum Niedersitzen ein. Ein köstliches Aroma dampft dir aus der mit dem reinen, kräftigen Mokkatrank gefüllten Porzellankanne entgegen. Du spendest dem Kaffee mit bestem Gewissen dein unumwundenes Lob, und wie mundet der nahrhafte, würzige „Bauernstuten", den du dir nach eigener Wahl mit goldgelber Butter, erst wenige Stunden vorher geschlagen, mit Honig oder auch mit Eingemachtem bestreichen kannst!

Es ist fünf Uhr Nachmittags. Nachdem wir uns von den Anstrengungen einer dreistündigen Fußtour erholt und durch Speise und Trank gehörig erquickt haben, fordert uns der Gutsherr auf, in seiner Begleitung eine Inspection der Ställe vorzunehmen, und alsdann mit ihm einen kleinen Spaziergang nach den nicht allzu weit entlegenen Weideplätzen zu machen, wo vom Frühjahr bis zum Spätherbst Tag und Nacht die Heerden der Fohlen, Kühe und Rinder lustig sich tummeln und von dem üppigen Graswuchs sich nähren. Doch nicht allen Fohlen ist die süße Luft der Freiheit gegönnt, die reifere heranwachsende Pferdejugend beweint vielmehr in trauriger Einzelhaft das allzurasche Schwinden der schönen Tage goldener Zügellosigkeit. Zu ihr lenken wir unsere Schritte, nachdem wir zuvor noch einen raschen Blick in die Behälter der zwar unreinen, aber doch so nützlichen Parias der Thierwelt — wir meinen das schon von Moses in die Acht erklärte, in Westfalen aber ganz ausnehmend hochgeschätzte Borstenvieh, — so wie in die Behausung des jungen, glatten Kälbervolkes gethan haben. Der westfälische Landmann ist stolz auf

seinen Reichthum an Pferden eigener Zucht und ergreift gerne jede Veranlassung, dem Fremden seine herrlichen, schön und kräftig gebauten Thiere vorzuführen. Als Laie in der Pferdewissenschaft können wir uns hier in eine Erörterung über Zucht und Race dieses westfälischen Hauptproduktes nicht näher einlassen, wissen vielmehr dem jungen Sohne des Gutsherrn, der den Vater und uns auf dem Inspectionsrundgang begleitet, den besten Dank für die Bereitwilligkeit, womit er alle in diesem Betreff an ihn gestellte Fragen beantwortet. Er thut aber noch mehr als dies; er öffnet eine Thüre nach der anderen, der Zellenbewohner marschirt heraus, sein junger Herr wirft ihm eine einfache Stalltrense über den Hals, steigt auf seinen Rücken und reitet durch das offenstehende Thor der Tenne hinaus auf den großen Hofraum; dort jagt er mit dem flinken Renner einige Male auf und nieder. Wie stolz hebt das schöne Thier den Kopf, wie schnauben seine großen Nüstern, wie ungeberdig stellt es sich, da es die ungewohnte Last auf seinem Rücken fühlt! Und doch, wie fügsam und gehorsam zeigt es sich auf einen kurzen Ruck des Zügels, auf einen einfachen Schenkeldruck des Reiters! Aengstlich springen wir bei Seite, da Roß und Reiter in wilder Hast wieder zur Tenne hereinjagen. Nicht wenig durch den Beifall geschmeichelt, den wir ihm ob seiner Reitkunst spenden, steigt der junge Mann vom Pferde, trocknet sich den Schweiß von der Stirne und öffnet die Thüre des nächsten Verschlages, um die Parade mit einem andern Thiere von Neuem vorzunehmen.

Der Gutsherr erinnert uns, daß es Zeit sei, die Inspection weiter fortzusetzen. Er führt uns auf der anderen Seite des Hauses durch den großen Blumen- und

Küchengarten, der, sorgfältig unterhalten, mit seinen breiten, buchsbaumbegrenzten Sandwegen und mit seinen schattigen Lauben uns überall die kunstfertige Hand des geschickten Gärtners erkennen läßt. Haben wir den breiten und tiefen, mit Wasser gefüllten Graben, der viele dieser Gutshöfe — besonders die aus älterer Zeit stammenden — auf drei Seiten umgibt, auf sicherem Stege überschritten und wenige Augenblicke den Taucherkünsten des alten und jungen Entenvolkes, das im Wasser des Grabens plätschert, zugeschaut, so wenden wir uns querfeldein nach dem nahen Kamp, der, viele Morgen groß, inmitten eines niedrigen Gehölzes gelegen und nach der Seite des Weges hin von einem einfachen Pfahlzaun umzogen ist. Die Eingänge des Kampes sind durch eine eigene Art doppelter Barrieren oder auch durch einen einfachen Drehbaum geschützt, so daß zwar der Mensch freien Zutritt hat, das Volk der Vierfüßler aber am Ausbrechen gehindert ist. Wagt es ein Rind oder eine Kuh nichtsdestoweniger, über die Barriere oder den Pfahlzaun hinwegzusetzen, so muß der Flüchtling, um ihm derartige Gelüste in Zukunft zu vertreiben, zur Strafe einen kleinen Holzblock am Hintertheile oder einen dicken Knüppel zwischen den Vorderfüßen tragen; dieses Fluchtverhinderungs-Instrument schlägt dem Thiere, so oft es sich in schnellen Lauf setzen will, fortwährend an die Füße und ermahnt es, hübsch gemach zu thun. Schon in einiger Entfernung hören wir das Brummen der grasenden Wiederkäuer und das Wiehern der unruhigen Fohlen. Durch unsere Annäherung erschreckt, stäubt die ganze Heerde plötzlich nach allen Windgegenden auseinander, nur der die weibliche Rindviehgesellschaft als Mentor und Beschützer stets begleitende Zuchtstier scheint

die allgemeine Panique nicht zu theilen; trotzig wendet er sich gegen uns und zeigt uns drohend seine breiten, kurzgekrümmten Hörner und seinen langen, schwarzen Halshaarschmuck. Furchtsam sehen wir uns nach einem dicken Prügel um, damit wir uns gegen das ungeschlachte Geschöpf nöthigenfalls zur Wehre zu setzen vermöchten; doch der Gutsherr lächelt, tritt ruhig zu dem Stier, faßt ihn mit der einen Hand beim Horn und krabbelt ihm mit der anderen an dem fetten, fleischigen Halse. Ein kurzes dumpfes Brüllen des Wohlbehagens, das der trotzige Geselle alsbald von sich gibt, beweist uns, daß auch der Starke, wie ja schon die Geschichte des Riesen Simson lehrt, für Schmeicheleien keineswegs unempfänglich ist und ihren Lockungen gar manchmal unterliegt. Diese grimmig aussehende Bestie wird auf einmal so zahm und geduldig, daß ein Kind sie am Gängelbande führen könnte; so wird uns denn auch begreiflich, daß man, wie der Gutsherr versichert, die ganze große Heerde der Obhut eines Hirtenknaben von zwölf bis vierzehn Jahren unbedenklich überlassen kann. Auf das Lockgebrüll ihres Beschützers sammelt sich die versprengte Truppe wieder um ihn, und die Thiere, die vorhin noch so scheu und schüchtern waren, lassen sich von ihrem Herrn jetzt gleichfalls streicheln und caressiren. Letzterer erzählt uns noch Einiges aus der Lebensgeschichte des einen und des anderen Mitgliedes der Heerde, da mahnt uns der Stand der im Westen allmälig tiefer sinkenden Sonne zur Rückkehr nach dem Herrenhause, wo unterdessen die in Küche, Keller und Milchkammer hanthirende, vielgeschäftige Gebieterin, unterstützt von ihren Töchtern und Mägden, das Abendessen bereitet hat.

Horch, welch feierlich-ernster Klang dringt an unser Ohr! Es ist das Glöckchen der kleinen Kapelle; es tönt über Busch und Feld und Weide in die stille Abendlandschaft und ladet den frommen Landmann zum Gebete ein. Der Maimonat ist im katholischen Theile Westfalens, wie auch sonst in katholischen Landen, ganz besonders der Verehrung der heiligen Jungfrau und Himmelskönigin geweiht. Die vom Felde heimkehrenden Knechte sputen sich, die müden Pferde unter Obdach zu bringen, und die Mägde lassen einstweilen alle Arbeit ruhen, um zu der Salve-Regina-Andacht nicht zu spät zu kommen. Gleichzeitig mit ihnen treten auch wir in die Kapelle, wo vor dem mit Blüthenreisern und Blumenkränzen geschmückten, vom Lichte vieler Kerzen erhellten Bildniß der hochgebenedeiten Gottesmutter Alle, Herr und Gesinde, Söhne und Töchter, Alt und Jung sich versammeln. Der Lehrer oder in seiner Verhinderung der junge Gutsherr, der noch vor zwei Stunden sich uns als ein gewandter Reiter und Rossebändiger bewies, liest den Rosenkranz, die Litanei und die übrigen Gebete vor, und abwechselnd mit der Stimme des Vorbeters erschallt im kleinen Gotteshause das Responsorium der andächtigen Versammlung. Wo aber keine Kapelle bei dem Gutshofe sich befindet, da muß die Küche, ausgestattet mit der reichverzierten Statue der heiligen Jungfrau, als solche dienen. Wer noch draußen im Felde weilt, der nimmt beim Klang der Abendglocke die Mütze ab und verharrt einige Minuten im stillen Gebete. Gewiß, es ist ein frommes Volk, das hier lebt und arbeitet, und seine Frömmigkeit ist wie sein Herz rein und aufrichtig, ächt und unverfälscht.

Die Andacht ist zu Ende; der frommen Beter harrt

das Abendbrod. Unter vielen Entschuldigungen erklärt uns die Hausfrau, sie sei auf unseren Besuch nicht vorbereitet gewesen und vermöge uns, von den Geschäften des Hauses allzu sehr in Anspruch genommen, nur Weniges zu bieten; wir möchten deshalb mit dem bescheidenen Mahl vorlieb nehmen. Bescheidenes Mahl? Die gute Frau hatte wirklich nicht nöthig, sich zu entschuldigen; es sind freilich nur wenige, aber sehr delikate Gerichte, aus denen dies Mahl besteht. Es wartet deiner nunmehr eine kleine Verlegenheit; man reicht dir nämlich die Salatschüssel und du nimmst dir einige der großen, unzerpflückten, ungewürzten Blätter auf den Teller, die du selbst dir zum Genusse fertig machen sollst, aber vergeblich schaust du dich nach Oel und Essig, Salz und Pfeffer um. Nun, die Sache ist ganz einfach: du zerschneidest die Blätter hübsch fein mit dem Messer, gießest einige Löffel von der gereichten Sauce — eine Mischung von süßem und sauerem Rahm und Essig — darüber, mischest das Ganze, nachdem du noch einige weichgesottene Eier hineingeschlagen, gehörig durcheinander — und du hast dir den trefflichsten Salat angerichtet, den du nun mit oder auch ohne die nie fehlenden Salzkartoffeln genießen magst. Auf die eine Hälfte des noch übrigen Tellerraumes kannst du ein Stück untadelhaften Pfannkuchen und auf die andere ein nicht allzukleines Stück des saftigen abgekochten Schinkens legen und mit Messer und Gabel wacker darauf losarbeiten. Damit du aber beim Essen das Trinken nicht vergissest, füllt dir deine liebenswürdige junge Tischnachbarin das Glas mit dem besten Stoffe von der Mosel oder der Ahr — Braunberger, Pisporter oder Ahrbleichert, nicht so sehr üblich ist Rheinwein — und fordert dich alle Augenblicke

auf, dein Glas zu leeren; dieser Aufforderung mußt du natürlich schon aus Artigkeit jedesmal bereitwillig nachkommen. Als Nachtisch wird ein koketter Biscuit- oder Schwarzbrodpudding aufgetragen; außerdem noch „Stippmilch", Brod, Butter, Käse und Radieschen. Endlich werden wir inne, daß es gerathen sei aufzubrechen, um noch bei Zeiten die nächste Eisenbahnstation zu erreichen. Eile sei nicht vonnöthen, meint der Hausherr, der letzte Bahnzug gehe erst in einigen Stunden ab. Dieser Versicherung zum Trotze verharren wir standhaft bei dem Entschlusse raschen Aufbruches, denn wir sind noch immer der Meinung, wir müßten die Rückreise auf des Schusters Rappen machen. Diesen Irrthum benimmt uns nun der Hofschulze, indem er, da wir uns nun einmal durchaus nicht länger gedulden wollen, seinem Sohne die Weisung ertheilt, nach dem Kutscher zu schauen, damit er den Wagen aus der Remise schiebe und die Pferde zum Anschirren fertig mache. Durch das nobele Anerbieten, uns in seiner eleganten Karrosse nach dem drei Stunden entfernten Bahnhofe zu bringen, erzeigt uns der Hausherr noch eine ganz besondere Ehre, denn der Wagen hat sonst nur die Bestimmung, seine Gattin und Töchter Sonntags zur Kirche oder zeitweilig zum Ball im nächsten Städtchen zu befördern; der Schulze für seine Person bedient sich des einspännigen, zweiräderigen Gigh, so oft er zum Markte fahren oder bei Gericht erscheinen muß. Wer des Gebrauches dieses landesüblichen Fuhrwerkes ungewohnt ist, den befällt freilich eine gelinde Todesangst, wann er sich dem leichten Chaischen auf den holperigen, ausgefahrenen und unebenen Vicinalwegen der dortigen Gegend anvertrauen soll.

Anstandshalber glauben wir das freundliche Anerbieten des Hofschulzen ablehnen zu müssen, segnen aber doch im Stillen den braven Mann wegen seiner Menschenfreundlichkeit, die es nicht zuläßt, daß zwei der Gegend nicht sehr kundige Wanderer am späten Abend den Weg verfehlen könnten. — — — Der Wagen fährt vor, zwei muthige Rosse stampfen ungeduldig den Boden, wir nehmen herzlichen Abschied von dem wackeren Hausherrn und seinen lieben Angehörigen, versprechen baldiges Wiederkommen, steigen ein und — fort geht es mit Windeseile durch Wald und Flur, über Kamp und Haide. Die schaumbedeckten Pferde treffen gerade noch zur rechten Zeit beim Bahnhofe ein, denn der letzte Zug der Köln-Mindener oder auch der westfälischen Bahn braus't soeben heran. Den Kutscher entschädigen wir anständig für die von uns verschuldete Verkürzung seiner Abendmuße, tragen ihm einen letzten Gruß an seine Herrschaft auf und schieben uns rasch in das vom Schaffner geöffnete Coupé.

Wie sich doch die Zeiten geändert haben, seit Immermann seinen Roman „Münchhausen" schrieb und darin den westfälischen Hofschulzen wie er ging und stand, leibte und lebte so wahrheits- und naturgetreu conterfeite! Zwar finden wir bei ihm auch jetzt noch den praktischen, nüchternen Sinn, das ehrliche, wackere Wesen, das ihm nicht erlaubt, sich anders zu geben als er ist, die ächte altdeutsche Biederkeit und Aufrichtigkeit, die zuweilen sogar einen Anstrich von Derbheit und Grobheit annimmt, das treue Herz und das edle Gemüth, das in rauher Schale stets einen großen Vorrath an Menschenfreundlichkeit und Opferwilligkeit in sich birgt, alle diese heutzutage nicht genug zu schätzenden Eigenschaften besitzt der Hofschulze noch immer,

allein er ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, stolzer und vornehmer geworden. Als Souverän auf seinem großen Gutsbesitze schaltend und waltend, nur Gott, seinem Gewissen und seinem König unterthan, liebt er es, die Machtfülle, die ihm geworden, auch nach Außen hin zu zeigen und sich mit einem Glanze und einer Pracht zu umgeben, deren Entfaltung ihm der Besitz eines großen Vermögens gestattet. Conservativ bis zum Eigensinn in politischen Dingen, huldigt er doch dem vernünftigen Fortschritt in Allem, was die Bebauung und die Erhöhung der Ertragsfähigkeit seines Hofgutes betrifft. Um sich mit den landwirthschaftlichen Fortschritten vertraut zu machen, läßt er seinen Sohn mehrere Jahre eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt besuchen. Dort lernt der junge Mann alle bewährten Neuerungen und Verbesserungen kennen. Nach Hause zurückgekehrt, stellt er sich dem Vater als Gehilfe zur Seite und dieser leiht dem gelehrten Sohn ein williges Ohr, wann er ihm von verbesserten Pflügen, von Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen, von Drainageröhren, von Guano, Poudrette und Lumpendünger und von allen anderen neumodischen Dingen erzählt, die von Gelehrten und von Fachmännern zum Zwecke der Hebung der Bodencultur in Vorschlag gebracht werden. Da wird nun Alles geprüft und versucht, aber nur das, was sich bewährt, beibehalten und eingeführt. Jeder größere Gutsbesitzer ist Mitglied eines landwirthschaftlichen Vereins; außer mit der Lectüre der politischen Zeitung befaßt er sich auch noch mit dem Studium irgend einer landwirthschaftlichen Zeitschrift und auf seinem Bücherbrette prangen neben den Werken der deutschen Klassiker und beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller stets auch die neuesten Bücher und

Schriften, in denen die wichtigsten Fragen der Landwirthschaft erörtert und abgehandelt werden. So läßt er sich anregen und regt durch sein Beispiel auch wieder Andere an.

Wie die Söhne, so erhalten auch die Töchter des Schulzen eine bessere Ausbildung, als sie die Dorfschule und das elterliche Haus zu bieten im Stande sind. Sind die Mädchen ersterer entwachsen, so schickt sie der Vater in irgend eine renommirte „Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände". Er lacht zwar zu dem prunkenden Schild, das solche Anstalten für weibliche Bildung nach der Tagesmode auszuhängen pflegen, meint aber, er könne ihnen seine Kinder unbedenklich anvertrauen, denn was sie darin zu viel lernten, wollten er und die Mutter ihnen binnen kurzer Zeit schon wieder austreiben. Die schlichte häusliche Erziehung, welche die Mädchen auf dem Lande genossen haben, und die strenge väterliche und mütterliche Zucht, unter der sie herangewachsen sind, bewahrt sie denn auch vor dem traurigen Schicksal, als bemitleidenswerthe Zierpuppen die Anstalt nach längerer oder kürzerer Zeit zu verlassen. Bereichert mit einem Schatz von Kenntnissen und Fertigkeiten, die das Leben erheitern und verschönern, aber gesund an Körper und Geist, kehren sie wieder in die heimathlichen Räume zurück, und während der Bruder auf einem auswärtigen großen Hofgute seine Probezeit besteht, machen sie zu Hause unter Anleitung der Mutter einen praktischen Lehrcursus in der Küche und im Waschhaus, in der Milchkammer und im Garten durch. Wann es aber an langen Winterabenden draußen stürmt und schneiet, so daß dem Vater und dem Bruder der Besuch der gewohnten Abendgesellschaft im Gasthaus des nächsten

Dorfes oder Städtchens nicht thunlich erscheint, die politischen und sonstigen Tagesneuigkeiten schon alle erzählt und besprochen sind und eine Stockung in der Unterhaltung eingetreten ist, dann setzt sich die Tochter an das Klavier, der Bruder wählt aus der mit Musikalien gefüllten Mappe eines der neuesten Stücke, die er vor einigen Tagen aus der Stadt mitgebracht hat, zum Vortrage aus und wendet der Schwester zum Dank für die Bereitwilligkeit, mit der sie seinem Wunsche zu entsprechen sich anschickt, dienstgefällig das Notenblatt um. Der Vater mit der großen Tabakspfeife und die Mutter mit dem Strickzeug sitzen auf dem Sopha und schauen lächelnd und zufrieden auf das blühende Geschwisterpaar, das, gesund und kräftig, fromm und sittig, der Stolz ihrer alten Tage ist.

XX.

Plattdeutsche Mundart*). Westfälischer Volkshumor. Poetisches und Prosaisches. Sprüchwörter.

Die deutsche Sprache in ihrer Biegsamkeit und Bildsamkeit besitzt bekanntlich eine große Mannichfaltigkeit in ihren Mundarten, und unter diesen unterscheiden sich die

*) Eine sehr gediegene Abhandlung über „die Vokale der westfälisch-niederdeutschen Mundart" brachte das „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen" (Jahrgang 1848, Band IV, Heft I und II) aus der Feder des Seminarlehrers Honcamp in Büren.

oberdeutsche und die niederdeutsche am Bestimmtesten von einander, ja sie bilden in gewisser Hinsicht Gegensätze zu einander. Das Hochdeutsche — die Sprache der Gebildeten und die Schriftsprache in ganz Deutschland — kann nicht als eine für sich bestehende Mundart betrachtet werden, weil sich eben in ihr keine eigenthümlichen Wort- und Redeformen finden, sondern vielmehr nur solche, die aus den Mundarten hervorgegangen und in denselben noch lebend anzutreffen sind. Zunächst hat sich das Hochdeutsche aus den oberdeutschen Mundarten gebildet, doch hat es auch viele Worte und Redeformen aus dem Niederdeutschen in sich aufgenommen. Für das vulgäre Deutsch, wie es die Masse des Volkes spricht, fehlt ein entsprechender Ausdruck, denn die Bezeichnung Plattdeutsch ist hierfür insofern nicht umfassend genug, weil sie nur die niederdeutschen Mundarten, nicht aber auch die oberdeutschen in sich begreift. Da der Sprachgebrauch nun aber einmal Plattdeutsch für gleichbedeutend mit Niederdeutsch angenommen hat, so nehmen auch wir das Wort in diesem Sinne und gebrauchen es also im Gegensatze zu Oberdeutsch.

Wie die oberdeutsche Mundart in die schwäbische und bayerische, so sondert sich die plattdeutsche (niederdeutsche) wieder in die niedersächsische, westfälische, friesische und niederländische. Die gegenseitigen Grenzen dieser Mundarten sind nicht überall fest zu bestimmen, ja sie gehen so mannichfach in einander über, daß man bisweilen kaum ein Unterscheidungsmerkmal zu finden weiß. Speziell haben wir es nur mit der westfälischen Mundart zu thun, die westlich von der Weser gesprochen wird und abermals in zwei Unterabtheilungen zerfällt, in die nördliche, die

im Münsterlande, und die südliche, die im Herzogthum Westfalen, in der Grafschaft Mark und im Fürstenthum Paderborn einheimisch ist. Erstere hat eine größere Verwandtschaft mit der niedersächsischen Mundart als die letztere und unterscheidet sich von derselben hauptsächlich durch die Aussprache des g als Anfangsbuchstabens, das fast wie ch ausgesprochen wird, sowie durch gewisse eigenthümliche Laute (ie, ea u. a. m.).

Vor einem halben Jahrhundert wurde die niederdeutsche Mundart noch häufiger auch von den Gebildeten gesprochen, als dies jetzt der Fall ist. Dadurch, daß seitdem namentlich die Schule es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Niederdeutsche zu Gunsten des Hochdeutschen allmälig zu verdrängen, hat diese Mundart zwar an Reichthum der Begriffe verloren, dafür aber an Reinheit der Wort- und Redeformen gewonnen.

Es kann nun nicht unsere Absicht sein, eine ausführliche Darstellung der Eigenthümlichkeiten der plattdeutschen und speciell der westfälischen Mundart zu geben; dies ist vielmehr Sache der Sprachforscher und selbst diesen ist die Lösung dieser überaus schwierigen Aufgabe bis jetzt nur theilweise und unvollständig gelungen; wir begnügen uns vielmehr mit der Anführung einiger Hauptmerkmale. Dahin gehören u. A. das Vorwalten der langen Vokale vor einem darauffolgenden einfachen Consonanten oder, wo der Ueebersprung von der ursprünglichen Kürze zur Länge noch nicht vollendet ist, das Eintreten eines gebrochenen Lautes, der zwischen Kürze und Länge schwankt, doch aber mehr als Länge erscheint; ferner die Trübung der Grundlaute i, a und u (i in e oder ä, a in ao und u in o mit vielen Mittellauten, wie ü, ö und åe) und die Ver-

schmelzung des Vokals mit einem tieferliegenden zu einem Diphthong (ai, ei, ëi, oi, ui, au, eu, ou, iu). In Betreff der Konsonanten sei nur angeführt die Verwandlung des sch in sk in der Mitte und am Ende einer Sylbe (Groskeu für Groschen, Mensk für Mensch), des ss in t (Water für Wasser, eten für essen), des r in s am Ende einer Sylbe (was für war), des tz in ttk (Kättken für Kätzchen), des z in t in der Vorsylbe zer (terhacken für zerhacken) und auch sonst (tain für zehn), des f in p (laupen für laufen) und umgekehrt des b in ff (gaff für gab), das Verschlucken des r in rl und vor n und t (z. B. das Wort „Kerl" wird ausgesprochen wie Kähl, das Wort „Bärndken", Bernhärdchen, lautet Bäändken) u. s. w.

Die plattdeutsche Sprache ist sehr reich an eigenthümlichen Wortformeln, die im Hochdeutschen fehlen, z. B. kühren für sprechen, benauet für schwül, achter für hinter (auch in Zusammensetzungen, wie Achterlist für Hinterlist), Rühe für Hund, de Paorte, das Thor, tom, zum, lütke, klein, wenig, Düker, Teufel, de Aolske, die Alte, Klaoppe, Betschwester, Stoff (Staub) u. a. m. Eine große Anzahl anderer, dem Plattdeutschen entnommenen Wörter haben Bürgerrecht erlangt selbst in solchen Kreisen, wo man sich eines möglichst reinen Hochdeutsch befleißigt; so u. A. „Allemann" für Jedermann, „Wicht" für ein älteres Mädchen und „Blage" für ein solches, das noch die Schule besucht, „Balken" für Speicher, „op Burrem" für oben auf, in einem höheren Stockwerk, „Vierhochzeiten" für die vier höchsten Feiertage (Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt), „Klettker" für Maurer, „vandage (vom Tage)" für heute, „unwis" für thöricht, un-

klug, „Gauske" für Gasse, „leig" für schlecht, häßlich; sehr oft hört man in solchen Kreisen noch die abgekürzten plattdeutschen Redeformen „Hör' es" und „Seeg' es" (für Hören Sie und Sagen Sie) gebrauchen, wie dem Fremden denn auch die Construction des Hülfszeitwortes sein mit dem Accusativ seltsam vorkommen wird, z. B. „He is en leigen Kerl" (Er ist ein schlechter Kerl).

Die plattdeutsche Mundart hat ihre ganz besonderen Reize, die den Fremden um so mehr für sie einnehmen, da er einer im Plattdeutschen geführten Unterhaltung nur sehr schwer, ja anfänglich gar nicht zu folgen vermag; ist das Verständniß des Plattdeutschen für ihn schon mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, so ist ihm das Erlernen und geläufige Sprechen dieser Mundart, für die seine Zunge nun einmal durchaus nicht eingerichtet ist, geradezu unmöglich. Weil aber die Volkssprache des Westfalen als ein dem Fremden nicht mittheilbares Gut betrachtet werden darf und sie so recht eigentlich zu der westfälischen Eigenart gehört, eignet sie sich gerade ganz vorzüglich zum lebenskräftigen Ausdruck des westfälischen biderben und gesunden Volkshumors. Witze, Scherzreden und Anekdoten, deren Vortrag in hochdeutscher Sprache einen nur geringen oder gar keinen Effect machen würde, wirken mächtig auf die Lachmuskeln des Zuhörers, sobald sie in plattdeutscher Mundart und wo möglich in Versen zum Besten gegeben werden. Ein großes Verdienst in dieser Hinsicht hat sich der in Münster lebende, bereits erwähnte Dichter F. Zumbroock*) durch die Versificirung

*) „Poetische Versuche in Westfälischer Mundart von F. Zumbroock" (Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1860. Siebente Auflage). Der Verfasser war leider nur im Besitze des ersten Bändchens.

einer großen Anzahl theils bekannter, theils von ihm selbst erdachter Anekdoten und scherzhafter Erzählungen erworben, wie denn auch einige dieser Zumbroock'schen Gedichte vom Professor Firmenich in sein großes Sammelwerk „Völkerstimmen“ (III. B. S. 164 flg.) aufgenommen worden sind. Als Probe theilen wir das folgende Poema*) mit, überschrieben

Dat Huskrütz.

Et wass dao ess en Mann, de hatt en Wiew,
De dullereerde oft ut Tidverdriew,
De Mann, de mog all maken, wat he wull,
Se bleev all immer effen dull.
Endliks dacht he: wusst't ess waogen,
Un ess den Pastor drüm fraogen.
De sagg: „at giv der socke Fiägen,
Du most din Krütz gedüldig driägen!“
„„Danke Här!““ sagg nu de Bur,
„„Ick driäg't, un wärd mi't noch so sur!““
De Pastor drückde em de Hand,

Das Hauskreuz.

Es war da ein mal ein Mann, der hatt' ein Weib,
Das delirirte oft aus Zeitvertreib.
Der Mann mag machen, was er woll',
Sie blieb nun eben immer toll.
Endlich dacht' er: Willst's einmal wagen
Und den Pastor darum befragen.
Der sagt': „Es gibt dir solche Plagen (eig. Feigen),
Du muß't dein Kreuz geduldig tragen.“
„„Dank, Herr! sagt' nun der Bauer,
Ich trag's und wird mir's noch so sauer.““
Der Pastor drückte ihm die Hand

---

*) Um dem des Plattdeutschen unkundigen Leser das Verständniß zu erleichtern, haben wir eine Uebersetzung dieser und der nachfolgenden Proben in das Hochdeutsche versucht, bei der die gute Absicht die Schwäche des Produktes entschuldigen möge.

Un he gonk wier sinen Trand;
Und repeteerde oft sik under Wiägen:
„Du most din Krütz gedüldig driägen!"
So ess he män in Huse quamm,
Dao gonk wier dat Spektakel an.
„Kumm hier!" — sagg he, un pock sin Wiew
Met baide Hände üm dat Liev,
Un slog se dann, he wass recht stämmig,
Up den Puckel flink un hännig,
Un laip met ähr ess wahn umhiär;
Se schimpde, schraide immer mehr; —
Bess endliks was dat Schimpen ut,
Dao setted' he s'in Kartoffelkrud.
De Frau de satt und keek em an,
Un sagg: „Bist du unwis Mann?"
„Ne, ne! — un swig män hännig still,
Ick dohe niks ess Guodes Will!"
Drai Dage gonk de Sake gued,
De dulle Kopp was raine futt,

Und er ging wieder seinen Trand (Trab),
Und repetirte oft sich unter Weges:
„Du mußt dein Kreuz geduldig tragen."
Als er nun nach Hause kam,
Ging wieder das Spektakel an.
„Komm' her!" sagt' er und packt' sein Weib
Mit beiden Händen um den Leib,
Und schlug sie dann, er war recht stämmig,
Auf den Buckel flink und behändig,
Und lief mit ihr wie toll umher,
Sie schimpfte, schrie nur immer mehr.
Bis endlich war das Schimpfen aus,
Da setzt' er sie ins Kartoffelkraut.
Die Frau, die saß und guckt' ihn an,
Und sagt': „Bist du närrisch, Mann?"
„Nein, nein, nun schweig nur geschwinde still,
Ich thue Nichts als Gottes Will'!"
Drei Tage ging die Sache gut,
Der tolle Kopf war rein hinweg.

Män ess de veerde Dag dao guamm,
Dao gonk's fröh Muorgens all wier an;
„Kumm hier!" und he mok't wier so,
De Frau, de schraide ess der to,
Bess dat de Frau wier stille wass,
Dao gonk he wier en rüh'gen Pass,
Dao setted' he de Frau wier hän,
Un sagg: „Nu ardig män!"
Un wurd' de Frau ess wier dull,
Dann sagg he män: „wust du wull!"
Dann wass de Frau so gued, so fromm,
Dat he s' um'n Finger wickeln konn.
So hävv de Raod, ganz mißverstaoh'n,
Doch de beste Wirkung dao'n,
Un de Pastor, de guede Här,
Kreeg en Schinken für de Lähr!

Doch als der vierte Tag da kam,
Da ging's früh' Morgens wieder an.
„Komm' her!" und er macht's wieder so,
Die Frau, die schrie nur immer zu,
Bis daß die Frau wieder stille war,
Da ging er wieder einen ruh'gen Pas,
Da hat er die Frau wieder hingesetzt
Und sagt' zu ihr: „Nun artig jetzt!"
Und wurd' die Frau d'rauf wieder toll,
Dann sagt' er nur: „Willst du wohl!"
Dann war die Frau so gut, so fromm,
Daß er sie um 'nen Finger wickeln konnt'.
So hat der Rath, ganz mißversta'n (mißverstanden),
Doch die beste Wirkung gethan,
Und der Pastor, der gute Herr,
Bekam 'nen Schinken für die Lehr'!

Diese Probe münsterländischer Poesie möge dem Leser genügen; um nun auch eine solche in Prosa zu geben, hören wir den Bauernjungen, der kein Hochdeutsch lernen wollte:

Burenjunge.

Ick wull, datter kin Hauchdütsk in de Welt wör, dann brukten wi us auk so nig te plogen. Alle Augenblick segg men wat Verkehrdes. Un wat mott men den Mund dreien, dat et heruut kümmt! Ich begripe nig, wat dat heiten sall. Worüm lätt men de unwise Sproke nig, wo se herkumen is? Vader un Moder wilt et nig es hewwen, dat wi se in Huse führen söllt. „Blivt bi jue Modersprok", segget se, „de versteit jeddermann; bi dat frümde Geführ kümmt jä doch niks heruut." Un in de Schole söll wi alltid Hauchdütsk führen! Wo sall dat to deinen? Gelehrde Lüde wär wi apart nig. Un de Pastor führt jä auk plattdütsk un de Magister auk, wann he nig in de Schole is. Dat Plattdütske is jä auk so leige nig! Mi düch, et lütt noch wull beter, äs dat Hauchdütske. Ick mindestens mag et vull laiwer liden.

Bauernjunge.

Ich wollte, daß kein Hochdeutsch in der Welt wäre. Dann brauchten wir uns auch so nicht zu plagen. Alle Augenblicke sagt man etwas Verkehrtes. Und was muß man den Mund drehen, daß es herauskömmt! Ich begreife nicht, was das heißen soll. Warum läßt man die närrische Sprache nicht, wo sie hergekommen ist? Vater und Mutter wollen es nicht einmal haben, daß wir sie im Hause sprechen sollen. „Bleibt bei eurer Muttersprache", sagen sie, „die versteht Jedermann. Bei dem fremden Gerede kömmt ja doch nichts heraus." Und in der Schule sollen wir alle Zeit Hochdeutsch sprechen! Wozu soll das dienen? Gelehrte Leute werden wir durchaus nicht. Und der Pastor spricht ja auch Plattdeutsch und der Magister auch, wenn er nicht in der Schule ist. Das Plattdeutsch ist ja auch so schlecht nicht! Mir dünkt, es lautet noch viel besser als das Hochdeutsche. Ich mindestens mag es viel lieber leiden.

Wie schon bemerkt, variirt die westfälische Mundart selbst wieder in den einzelnen Gegenden, wo sie gesprochen wird. Vorstehend haben wir zwei Proben des Dialektes gegeben, wie er in Münster und der Umgegend heimisch

ist; zur Vergleichung folge nun auch Etwas aus der anderen westfälischen Bischofsstadt **Paderborn**, und ihrer Nachbarschaft.

De Deif un de Scharprichterknächt.

En Deîf, dei hönrichtet wären sull, biddede den Scharprichterknächt, dei iëne gleddde, of iëun ni na de Bitte gewährt wären künne, dat hei na en Peîpken Tuback räken dröfte. O jo, worümme ni, sachte de Scharfrichterknächt und gaft' iëun seîne Peîpe und Tuback d'rin. De Deîf namm en düchtig Stükke Tunner un lachte dat up den Peîpenkopp. Osse se noû up'n Richtplasse würen, was dat Tunner na nit oût-brannt un de Deîf hatte na gar ni räket. Noû räk doch, sachte de Scharprichterknächt, süst werd et te späte. Jo, sachte de Deîf, meinst du dann, ick wüßte et nit, dat et ungesund würe, wann me Tunner räket?

Der Dieb und der Scharfrichterknecht.

Ein Dieb, der hingerichtet werden sollte, bat den Scharfrichterknecht, der ihn begleitete, ob ihm nicht noch die Bitte gewährt werden könne, daß er noch ein Pfeifchen Tabak rauchen dürfte. O ja, warum nicht, sagte der Scharfrichterknecht, und gab ihm seine Pfeife und Tabak darin. Der Dieb nahm ein tüchtiges Stück Zunder und legte dies auf den Pfeifenkopf. Als sie nun auf dem Richtplatze waren, war der Zunder noch nicht ausgebrannt, und der Dieb hatte noch gar nicht geraucht. Nun rauche doch, sagte der Scharfrichterknecht, sonst wird es zu späte. Ja, sagte der Dieb, meinst du denn, ich wüßte es nicht, daß es ungesund wäre, wenn man Zunder raucht?

Es ist ein untrügliches Zeichen der Gesundheit und Kraft eines Volksstammes, wenn seine einzelnen Glieder einander recht herzlich zum Besten haben und ihre kleinen Schwächen und Eigenheiten sich gegenseitig an den Kopf werfen. Eine gesunde Natur erträgt die gesalzenen Hiebe, ohne sich dadurch in ihrem Gleichmuthe stören zu lassen,

und gibt sie mit derselben Gemüthsruhe dem Gegner wieder heim. Von krankhafter Empfindlichkeit ist da keine Rede, denn es ist ja bekannt, daß, was sich liebt, sich neckt. Alle Welt kennt die seltsamen Fahrten der sieben Schwaben, die u. A. eines Tages allesammt an ihren langen Spießen durch das blaue Kornmeer schwammen und als sie am anderen Ufer, d. h. auf der anderen Seite des Fruchtfeldes, glücklich angekommen waren, sich nicht zu vergewissern vermochten, ob sie noch alle Sieben glücklich beieinander und nicht vielmehr einer von ihnen im Kornmeer ertrunken sei, bis ihnen denn der von einem vorübergehenden Pfiffikus ertheilte weise Rath einleuchtete, sie sollten ihre Nasen selbander in einen auf dem Wege liegenden frischen Kuhfladen stecken und alsdann darin die Löcher zählen. Auch ist männiglich bekannt, daß die Schwaben erst mit dem vierzigsten Jahre gescheidt werden*) — und doch fällt es deshalb keinem Menschen ein zu glauben, daß Schwaben, das Land der Gelehrten, der Dichter und Denker, die Heimath einer ganzen Reihe hochberühmter Männer, Schwaben, wo man sich gerade jetzt anschickt, nachdem erst vor einigen Jahren dem größten Sohne des Landes, **Schiller**, von dem dankbaren Vaterlande zahlreiche Monumente gesetzt worden sind, gleichzeitig **drei** anderen berühmten Landsleuten des großen Dichters: **Uhland**, **Justinus Kerner** und **Keppler**, Denkmale zu errichten, — wir sagen, daß Schwaben das deutsche

*) „Sell isch wohr," gab bekanntlich ein dicker schwäbischer Posthalter einem wißbegierigen Reisenden auf seine desfallsige Frage zur Antwort, „un wisse Se, Här, da hawe mer einen einzigen Augenblick, wann mer den verpasse, dann bleiwe mer gerad' so dumm wie Ihr seid."

Abdera sei. Wie also ein jeder Volksstamm eine ganze Gegend oder auch nur ein Städtchen oder Dörfchen sich auswählt, wohin er den Schauplatz aller von den Stammangehörigen verübten tollen und thörichten Streiche verlegt, so genießt eben in Westfalen das Städtchen Beckum an der Werse, fünf Meilen von Münster entfernt, die Ehre, die Metropole der „Lichtmesse"*) zu sein und der „Raoth Sleif (Rath Tölpel)" spielt dort ganz die Rolle des Till Eulenspiegel**). Alle die närrischen Geschichten und Schwänke, die in Süddeutschland in Schildburg und Krähwinkel sich zugetragen haben, sind auch in Beckum in Westfalen

*) Ein „Lichtmeß" ist in Westfalen derselbe Mann, den man in Frankfurt a. M. „Olwel", in Mainz „Patschel" und im nassauischen Lahngebiet „Tappes" oder „Staches" nennt.

**) Eine ähnliche Rolle wie in Westfalen Beckum, spielt am Mittelrhein das Städtchen Bacharach, von wo aus, wie bekannt, Blücher den Marsch nach Paris antrat, nachdem er seine tapferen Schaaren bei Caub über den Rhein herübergeführt hatte. In Bacharach sind nämlich die Langschläfer zu Hause. Einstmals, so erzählt man sich, bestrafte der dortige Bürgermeister einen Schiffsmann, der früh Morgens um sechs Uhr mit stark genagelten Schuhen durch das Städtchen gegangen war, wegen Störung der nächtlichen Bürgerruhe. Die Schiffer aber, die in derselben Morgenstunde an Bacharach vorüberfahren, rufen: Kickericki! — Auf dem nassauischen Taunus gibt es drei Orte, die wegen drei besonderer Dinge in der ganzen Gegend bekannt sind: in Stierstadt nämlich sind die jungen Männer und Burschen sehr streit- und rauflustig, in Bommersheim gibt es eine allzu große Menge bissiger Hunde und Weißkirchen ist die Heimath der Spötter und „Uzvögel." Daher der Vers:

„Wer nach Stierstadt kommt und wird nicht geschmissen,
Nach Bommersheim und wird nicht gebissen,
Nach Weißkirchen und wird nicht verspott' —
Dem gnadet Gott!"

falen erlebt und von den beiden Münster'schen Bänkelsängern Flör und Kösters viele Jahre hindurch in zierlichen plattdeutschen Versen besungen worden; außerdem sind in Beckum aber auch noch einige andere Stücklein passirt, von denen wir nur eines auf Hochdeutsch erzählen wollen:

Die Bürger von Beckum hatten einst ein prächtiges Rathhaus gebaut, das aber, wie sich bei der Besichtigung des Baues nach seiner Vollendung ergab, einen großen Fehler hatte: man konnte nämlich weder hinein noch heraus, dieweil eine Thüre nicht vorhanden war. Da war nun freilich guter Rath theuer, wir wissen aber nicht, ob sie der „Roath Sleif" oder sonst Jemand aus ihrer Verlegenheit befreite, indem er den Vorschlag machte, ein Loch in die Mauer zu brechen, so hoch und so breit, daß ein ausgewachsener Mann hindurchgehen könne, ohne sich bücken zu müssen. Also geschah es. Da aber das Loch nun fertig war, entstand eine neue Verlegenheit: wie sollte man dasselbe benamsen? Um dies zu erfahren, entsandten sie einen reitenden Boten gen Münster, damit er sich dort bei einem Gelehrten darüber Auskunft hole. Der Gelehrte gab dem Boten das verlangte Wort und dieser ritt fröhlich von dannen. Als er nun wieder in die Nähe von Beckum gekommen war, hatte er einen Bach zu passiren, über welchen eine kleine Brücke führte. Das Pferd hatte kaum die Brücke betreten, da — o Schrecken! — fiel dem Reiter das mitgebrachte Wort ins Wasser. Er brachte diese Hiobspost nach Beckum und Alt und Jung, Groß und Klein bewaffnete sich nun mit Stangen, Angelruthen und Netzen, um das verloren gegangene Wort aus dem Bache wieder herauszufischen. Viele Stunden lang war

ihre Arbeit erfolglos. Schon waren sie fischend bis an das Ende des Baches gekommen und Einer von ihnen sagte: „Mer sin der diöhr"*). „Halt, Männer," ruft da auf einmal der Bote, der das Wort verloren hatte, in aller Freude, „ich hab's wieder, der Diöhr heißt's, der Diöhr!" Und wie im Triumphe ward das wieder aufgefischte Wort nach Beckum getragen.

Wo das Volk seine eigene Sprache spricht, da erhält sich auch länger als irgend sonst die Kunde von Gebräuchen und Gewohnheiten des Volkes; sollten diese im Laufe der Zeiten auch zu Grunde gehen, so verwischt sich doch so leicht nicht das Andenken an sie. In plattdeutscher Sprache finden sich deshalb manche solcher Volksgebräuche beschrieben und aufgezeichnet, von denen nur folgender hier mitgetheilt sein soll:

Himmelfahrtsdag to Mönster.

Up Christi Himmelfahrtsdag trecket se to Mönster en graut hölten Krüz met 'ne iserne Kiede up'en Apostelgank. An düsen Dag kuemet alle Buren uut de ganze Giegend naoh Mönster, üm te tellen, wu oft dat Krüz bi dat Uptrecken kraket, denn jüst so viel Dahlers kostet dann fiör dat ganze Jaohr dat Korn, nemlick dat Malter. Et leste Maol hewwet de armen Buren so viel biädet äs der to,

Himmelfahrtstag zu Münster.

Auf Christi Himmelfahrtstag ziehen sie zu Münster ein großes hölzernes Kreuz mit einer eisernen Kette auf den Apostelgang. An diesem Tag kommen alle Bauern aus der ganzen Gegend nach Münster, um zu zählen, wie oft das Kreuz bei dem Aufziehen kracht, denn just so viele Thaler kostet dann für das ganze Jahr das Korn, nämlich das Malter. Das letzte Mal haben die armen Bauern

*) „Wir sind dadurch." Der Leser wird die doppelte Bedeutung des Wortes „der diöhr" (dadurch und die Thüre) auch ohne Erklärung unschwer verstehen.

aower et het doch, leder Gottes, men en paar Maol kraket.

so viel gebetet, als ihnen möglich war, aber es hat doch, leider Gottes, nur ein paar Mal gekracht.

Der praktische Sinn eines Volkes, die Richtigkeit seines Urtheils und die Schärfe seines Witzes geben sich am deutlichsten unzweifelhaft in seinen Sprüchwörtern kund. An solchen aber besitzt die plattdeutsche Mundart einen großen Reichthum und es mögen einige derselben, die in Münster und der Umgegend heimisch sind, ihre Stelle finden:

Wat de Gewunheit nig döt, sag de Snieder, dao staohl he en Stück von sine egene Buxe.

Was die Gewohnheit nicht thut, sagte der Schneider, da stahl er ein Stück von seinen eigenen Hosen.

En Gewieten äs 'ne lange Wieske, un en Gewieten äs en Ekerndöppken dauget bede nig.

Ein Gewissen wie eine lange Wiese, und ein Gewissen wie ein Eichelschälchen taugen beide Nichts.

Dat is een ander Körn, sagg de Bur, dao beth he up enen Müsekütel.

Das ist ein anderes Korn, sagte der Bauer, da biß er auf einen Mäusedreck.

Selwe is en guet Krut, men et wäß nig in Allemanns Garden.

Salbei (hier mit Anspielung auf „selbst, selber") ist ein gutes Kraut, aber es wächst nicht in Jedermanns Garten.

Lank un small mäck kin
Gefall,
Kaot un dick het kin Geschick,
En Miäken von de Middelmaot
Geith am wackersten nöwer de
Straot.

Lang und schmal macht kein
Gefall',
Kurz und dick hat kein Geschick',
Ein Mädchen von dem Mittelmaß
Geht am wackersten über die
Straß'.

Nao dee Viggeliene löt sick guet danzen, sagg de Advaokaot, dao kreg he enen Schinken.

Nach der Violine läßt sich gut tanzen, sagte der Advokat, da bekam er einen Schinken.

Diör Wiörpel, Kaat un Kann Wedd Mancher tom armen Mann.	Durch Würfel, Kart' und Kann' Wird Mancher zum armen Mann.
Fraulüde Raoth un Röwesaot geröth alle seven Jaohr.	Frauenleute Rath und Rübensaat geräth alle sieben Jahr'.
Alles met Maote, sagg de Snieder, dao slog he sine Frau met de Jäle daut.	Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle todt.
In Düstern is guet snüstern, aower nig guet Fleie fangen.	Im Dunkeln ist gut Munkeln, aber nicht gut Flöhe fangen.
Advaokaoten un Wagenriäder de mott man smiären.	Advokaten und Wagenräder, die muß man schmieren.
En gleinig Wiew stekt et Hus up alle veer Kanten an.	Ein zorniges (glühendes) Weib steckt das Haus auf allen vier Seiten an.
Wat de Bur nig kennt, dat frett he nig.	Was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht.
Well kin Braud in't Schapp het, de mott de Ziäne in de Wand slaon.	Wer kein Brod im Schranke hat, der muß die Zähne in die Wand schlagen.
Well nig will Vader un Moder ehren, de mott dat Kalbfell häören.	Wer nicht will Vater und Mutter ehren, der muß das Kalbfell (die Trommel) hören.

Die **Koesfelder** Mundart unterscheidet sich besonders durch das ihr eigenthümliche Verkürzen der Vokale. Die Nachbaren sagen, um die Koesfelder zu necken: „Dat Pädd metten kotten Stätt (das Pferd mit dem kurzen Sterz)," oder „Innen Ståvven achter 'n Åvven (In der Stube hinter dem Ofen)." Zwei Wiegenliedchen in dieser Mundart mögen hier mitgetheilt sein:

Slåp, Kindken, slåp, Dår buuten geit 'n Schåp,	Schlaf', Kindchen, schlaf, Da draußen geht ein Schaf,

Dat hev sokke witte Föötkes,
De Melk de smek so söötkes,
Slåp, Kindken, slåp.

Das hat so weiße Füße,
Die Milch, die schmeckt so süße,
Schlaf', Kindchen, schlaf'.

Slåp, Kindken, slåp,
Dien Faader hött de Schåp,
Dien Mooder hött de bunte Koo,
Kindken, do diene Aug'skes do!

Schlaf', Kindchen, schlaf',
Dein Vater hüt' die Schaf',
Deine Mutter hüt' die bunte Kuh,
Kindchen, thu' die Augen zu!

Um auch eine Probe der Mundart in der Gegend bei Recklinghausen zu geben, sollen noch einige Sprüchwörter, wie sie dort im Schwange sind, zum Schluß unseres Werkchens angeführt werden:

Getroffen, getroffen, sag de Jung, då har he sie Mour 't Ouge utsmiëtten.

Getroffen, getroffen, sagte der Junge, da hatte er seiner Mutter das Auge ausgeschmissen.

'Ne Kau hält 'm an 't Seïl, un en Buer an de Unnerschrift.

Eine Kuh hält man am Seile und einen Bauer an der Unterschrift.

We en Rüen wämsen well, kann licht en Knüppel finnen.

Wer einen Hund durchprügeln will, kann leicht einen Knüppel finden.

En Ei is en Ei, sag de Pastor, då nahm he 't Gousenei.

Ein Ei ist ein Ei, sagte der Pastor, da nahm er das Gänseei.

'M kann wuol 'n Jësel in't Water drüwen, åber nich twingen, dat he süpt.

Man kann wohl einen Esel in's Wasser treiben, aber nicht zwingen, daß er säuft.

---

*) Interessante Proben der westfälischen Mundart, wie sie im sog. Sauerlande gesprochen wird, geben mehrere mit großem Beifall aufgenommene plattdeutsche Schriftchen des Gymn.-Oberlehrers Grimme in Paderborn: „Schwänke und Gedichte in sauerländ. Mundart." (I. Sprickeln und Spöne, II. Spargitzen.) 2. Aufl. 1861. Paderborn, Schöningh; „Grain Tuig" (Soest bei Nasse); und die Lustspiele: „De Koppelschmied", „Jaust und Durtel" (Soest, Nasse), „De Musterung" (Werl, Stein).

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Banning, H. A., Der Bilderstürmer und seine Tochter. Eine niederländische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. Carl Tücking. 8. eleg. broschirt. 212 Seiten. 18 Sgr.

Reichensperger, Dr. **A., Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst.** Aus Veranlassung der an das preußische Abgeordnetenhaus gelangten Künstlerpetition. 8. eleg. broschirt. 128 Seiten. 10½ Sgr.

Phrasen und Schlagwörter. Ein unentbehrliches Noth- und Hülfsbüchlein für Zeitungsleser. 16. 88 Seiten. eleg. broschirt 7½ Sgr.

Reichensperger, August und **Peter, Deutschlands nächste Aufgaben.** 1860. gr. 8. 184 S. eleg. geh. 25 Sgr.

Bresciani, P., **Olderich, der päpstliche Zuave.** Erzählung aus dem Jahre 1860. Aus dem Italienischen nach der vom Verfasser verbesserten zweiten Ausgabe übersetzt von Silvester Hester. 1862. Classiker-Format. 556 Seiten. geh. 25 Sgr.

Caballero, Fernan, Ausgewählte Werke in Uebersetzungen von Dr. L. G. Lemcke, Dr. Ferd. Wolf und Ludwig Clarus (Geh. Regierungs-Rath Volk). In Bänden von 15—18 Bogen Velinpapier zu 24 Sgr.

I. und II. Band: **Die Möve.** Deutsch von L. G. Lemcke. 1859. 12. 528 S. 1 Thlr. 18 Sgr. — III. Band: **Die Familie Alvareda.** Deutsch von L. G. Lemcke. 1859. 12. 238 Seiten. geh. 24 Sgr. — IV. Band: **Erzählungen** I. Deutsch von L. G. Lemcke. 1860. 12. 298 S. 24 Sgr. — V. und VI. Band: **Elia oder Spanien vor dreißig Jahren.** Uebersetzt von Hedw. Wolf, herausgegeben von Ferd. Wolf. 1860. 12. 450 S. 1 Thlr. 18 Sgr. — VII. und VIII. Band: **Lagrimas** I. II. Deutsch von L. G. Lemcke.

1860. 12. 532 S. 1 Thlr. 18 Sgr. — IX. Band: **Erzählungen** II. Uebersetzt von Ludw. Clarus. 1861. 12. 274 S. 24 Sgr. — X. und XI. Band: **Clementia.** Deutsch von L. G. Lemcke. 1860. 12. 629 S. 1 Thlr. 18 Sgr. — XII. Band: **Servil und Liberal** oder drei fromme Seelen. Deutsch von L. G. Lemcke. 1860. 12. 236 S. 24 Sgr. — XIII. Band: **Ein Sommer in Bornos.** Uebersetzt von Ludw. Clarus. In Briefform. 1860. 12. 272 S. 24 Sgr. — XIV. und XV. Band: **Spanische Dorfgeschichten.** Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. 1862. 12. 472 S. 1 Thlr. 18 Sgr. — XVI. Band: **Spanische Volkslieder und Volksreime.** Spanische Volks- und Kindermärchen. Einfache Blüthen religiöser Poesie. Deutsch von Wilh. Hosäus, Dr. phil. Mit einem Vorwort Fernan Caballero's über das spanische Volkslied und einer Abhandlung des Dr. Wilh. Hosäus zur Charakteristik des spanischen Volkes und seiner Gesammtdenkweise 1862. 12. 288 S. 24 Sgr.

Grimme, F. W., Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. I. Sprickeln un Spöne. II. Spargitzen. Mit einer Einleitung über die Eigenthümlichkeiten des sauerländischen Dialektes. Zweite Auflage. 1861. kl. 8. 152 Seiten. geh. 10 Sgr.

Marcard, H. E. und **M., Pyrmont und seine Umgebungen** in geschichtlichen und landschaftlichen Schilderungen. Herausgegeben von H. E. Marcard. 1861. kl. 8. 112 Seiten. eleg. geh. 15 Sgr.

Sommerkind, das, oder der Grund der Völkerwanderung. Ein episches Gedicht. 12. 80 Seiten. geh. 12 Sgr., geb. mit Goldschn. 15 Sgr.

Wolf, Hedwig (Louise Thal), **Novellen und Erzählungen.** 1862. 8. 416 Seiten. 25 Sgr.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Brückmann, O. H.

Altes und Neues aus dem Münsterland und seinen Grenzbezirken Ein Beitrag zur Kunde Westfalens

Paderborn 1863